Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 36 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 3. September 1899. Elfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Aus deutschen Gauen.

Schärfere Saiten zieht die preußische Regierung im Kanal-Streit auf. — Nahezu 25 oppositionelle Landräthe u. s. w. werden doch noch gemaßregelt. — Und die Presse erfährt zu spät davon. — Die Maßregelungen scheinen allseitige Mißbilligung zu finden. — Verfolgung eines Streikführers. — Deutsche Industrielle und der Philadelphier Kongreß. — Allerlei von Innen und Außen.

Berlin, 2. Sept. Trotz aller gegentheiligen Ankündigungen, hat die Regierung doch eine Anzahl Beamte, welche im preußischen Abgeordnetenhaus gegen den Kanal-Entwurf gestimmt hatten, gemaßregelt!

Die „National-Zeitung" theilt jetzt mit, daß PräsidentJagow in Posen, Präsident Colmar in Lüneburg und 20 Landräthe suspendirt worden sind. Auch die übrige Presse nimmt Vermerk von dieser Thatsache. Die Regierungs-Organe versuchen jedoch, darzuthun, daß diese Maßnahmen nicht speziell wegen der Stimm-Abgabe der Betreffenden gegen den Kanal-Entwurf erfolgt seien, sondern, weil das Ministerium entdeckt habe, daß diese Beamten infolge ihrer Meinungen überhaupt unfähig geworden seien, die Regierungspläne künftighin mit genügender Energie zu unterstützen!

Dem gegenüber meint die Richter'sche „Freisinnige Zeitung", keinerlei Deuteleien könnten etwas an der Thatsache ändern, daß das Vorgehen der Regierung in diesem Fall verfassungswidrig sei. Natürlich kritisiren auch die konservativ-agrarischen Blätter die Regierung scharf, aber weniger auf verfassungswidrige Gründe hin.

In der Behandlung dieser Angelegenheit für das Publikum hat das Ministerium eine eigenthümliche Rache an seinen journalistischen Kritikern genommen. Der amtliche „Reichs-Anzeiger" brachte nämlich absolut keine Andeutung, daß jene „rebellischen" Beamten bestraft werden sollten, oder schon seien, und das (bereits am Freitag erwähnte) Rundschreiben desKanzlers Hohenlohe, worin die Hoffnung ausgesprochen ist, daß keine weitere Warnung und keine schärferen Maßnahmen nöthig sein würden, führte die allermeisten Berliner und auch die hervorragenderen Provinzialblätter irre!

Und so schenkten diese Blätter der Kunde, daß jene Beamten bereits thatsächlich abgesetzt oder suspendirt worden seien, einfach keine Beachtung, und jetzt stehen sie blamirt da. Freilich hat dies nicht so viel auf sich, wie es unter amerikanischen Zeitungsverhältnissen haben würde.

Das erwähnte Warnungsschreiben des Ministeriums an die Provinzial-Präsidenten war übrigens weiter nichts als eine Wiederholung einer ähnlichen Erklärung Bismarcks im Jahre 1882. Damals begrüßten die Konservativen diese Erklärung sehr beifällig, da sie sich gegen die Liberalen richtete; jetzt aber, — ja Bauer, das ist etwas Anderes!

Präsident Jagow und drei jener gemaßregelten Landräthe haben die Suspendirung alsbald damit beantwortet, daß sie ihre Abdankung einreichten. Die, schon gerüchtweise erwähnte Streichung des Namens von Graf Limburg-Stirum aus der Hof-Liste soll eine „persönliche Rache" des Kaisers sein.

Es ist schwer, einzusehen, wieso die Aussichten auf die schließliche Durchbringung der Kanalvorlage durch diese Maßregelungen verbessert worden sind. Ein „schneidigeres Auftreten der Regierung gegen ihre „allergetreueste Opposition" hätte wenigstens früher erfolgen müssen, um Eindruck zu machen.

Wie schon in Aussicht gestellt, wird in den parlamentarischen Erörterungen der nächsten Session auch die Anti-Streik- oder Zuchthausvorlage eine Hauptrolle spielen, und man erwartet eine stärkere Unterstützung derselben, als das letzte Mal. Daß übrigens auch ohne dieselbe eine Verfolgung von Streikführern möglich ist, zeigt wieder das neueste Beispiel in Hanau, wo der Vorsitzende der dortigen Maurer-Organisation, Maurer-Gehilfe Lösch, wegen „Bedrohung von Nicht-Streikern" verhaftet wurde und seiner Verurtheilung entgegensieht.

Ein günstiges Zeichen hinsichtlich der weiteren Gestaltung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen liegt u. A. darin, daß der Präsident der Industriellen-Vereinigung, der bekannte Kölner Wagenfabrikant Van der Zypen, welcher erst — da er die amerikanischen Zollgesetze für ungerecht hält — die Einladung zur Theilnahme am Handelskongreß in Philadelphia verächtlich abgelehnt hatte, eine zweite betreffende Einladung angenommen hat. Offenbar hatte die amtlich ispirirten Artikel der „Kölnischen Zeitung" über diesen Gegenstand seineSinnesänderung hervorgerufen, oder ihn wenigstens hoffnungsvoller bezüglich der Ergebnisse dieses Kongresses gemacht.

Die Wirren in Deutsch-China wollen nicht aufhören, und eine neuerliche Depesche aus Shanghai besagt, daß bei den jüngsten Streitigkeiten zwischen Deutschen und Chinesen im Hinterlande von Kiao-Tschau sechs der Letzteren ge- oder erschossen worden seien, während die Deutschen auch nicht ganz mit heiler Haut davonkamen. Darauf bezieht sich auch die Protest-Erklärung des deutschen Gesandten bei der chinesischen Regierung, Frhrn. v. Ketteler, welche den Charakter eines Ultimatums trägt.

Bei der jüngsten Herbst-Militärparade auf dem Tempelhofer Felde dahier zeigte sich auch die Kaiserin Augusta Victoria, welche sich von der in Berchtesgaden erlittenen Verletzung ihres Fußknöchels und den, daraus hervorgegangenen Leiden wieder völlig erholt zu haben scheint (obwohl es erst jüngst hieß, daß sie noch einige Zeit daran zu leiden haben werde), und sie erhielt eine große Ovation seitens der Bevölkerung.

Ein Vorgang, welcher sich jenseits der deutsch-französischen Grenze abgespielt hat und wieder zeigt, daß sich die jetzigen Wirren bei den Franzosen nicht auf die Hauptstadt beschränken, wird aus Straßburg hierher berichtet. Zu St. Die im Vogesen-Gebirge nämlich, unmittelbar westlich von dem deutsch-elsässischen Städtchen Markirch, mußte eine französische Truppenmacht aufgeboten werden, um einen Antisemiten-Krawall zu unterdrücken. Ein Pöbelhaufe von etwa 200 Personen war dort unter dem Geschrei „Tod den Juden" randalirend durch die Straßen gezogen, hatte das Eigenthum hervorragender Juden demolirt und auch sonst großes Unheil angerichtet. Die Behörden zeigten sich der Lage nicht gewachsen und beriefen schleunig Militär herbei, um noch schlimmere Auftritte zu verhüten.

Kriegs-Vorboten?

Das deutsche Freiwilligen-Korps in Johannesburg. — Friedlicher lautete die jüngste Depesche.

London, 2. Sept. Die „Standard and Diggers' News" (burenfreundlich) bringt eine, von gestern datirte Kabeldepesche aus Johannesburg, welche besagt, daß ein deutsches Korps, 900 Mann stark, gebildet worden sei, um im Fall eines Krieges gegen Großbritannien mit den Buren zusammenzuwirken.

Die Depesche fügt hinzu, daß die Buren binnen zehn Tagen 20,000, und der Oranje-Freistaat in derselben Zeit 10,000 Mann mobil machen könnte. Dann heißt es weiter:

„Chamberlains Antwort, welche von der Aufrechterhaltung der Oberherrschaft Großbritanniens spricht, wurde vom Volksraad mit einerKundgebung erwidert, welche zeigt, daß die Transvaal-Republik die Anmaßungen Großbritanniens zurückzuweisen gedenkt. Der Volksraad bekundete alle Zeichen starken Widerstandes gegen den Fünfjahr-Stimmrechts-Vorschlag und seine Entschlossenheit, nicht unter die Siebenjahr-Grenze herabzugehen."

In einem Spezial-Telegramm aus Johannesburg wird ferner mitgetheilt, daß der Redakteur des „Transvaal Leader", der Engländer Pakeman, unter der Anklage des Hochverrathes verhaftet worden sei.

Alles deutet auf eine herannahende Krise hin, und die Kriegsgerüchte treten stärker, als jemals, auf!

Washington, D. C., 2. Sept. Das Staatsdepartement hat beschlossen, kein Kriegsschiff nach Südafrika zur Beschützung der amerikanischen Interessen im Kriegsfall zu schicken, da ein solches Schiff ja doch dem Schauplatz nicht näher kommen könnte, als bis zur Delagoa-Bai (welche in portugiesischem Gebiet liegt), daher zwecklos sein würde.

Pretoria,Transvaal, 3. Sept. Am Samstag Abend verbreitete sich hier wieder eine hoffnungsvollere Friedensstimmung.

Die offizielle Antwort der Transvaal-Regierung auf die jüngste Note des britischen KolonialsekretärsChamberlain ist dem britischen diplomatischen Agenten dahier, Conyngham Greene, am Samstag überreicht worden. Die Buren sprechen in dieser Antwort ihre Bereitwilligkeit aus, sich auf's Neue in Kapstadt mit den britischen Vertretern zu berathen, wie Chamberlain vorgeschlagen hatte.

Hierdurch wird, wie man meint, eine Krise vorläufig abgewendet.

Außer Pakeman (Redakteur des „Transvaal Leader" inJohannesburg) wird auch Moneypenny (Redakteur des „Johannesburg Star") unter der Anschuldigung des Hochverraths verfolgt; derselbe hält sich aber bis jetzt verborgen. Pakeman ist nicht zurBürgschaftsstellung zugelassen worden.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: La Champagne von Havre; Llandaff City von Swanica.
New York: Peninsular von Lissabon; Pompeji von Hamburg; Delaware von London.

Abgegangen.

New York: Etruria nach Liverpool; Island nach Kopenhagen u. s. w.
New York: Deutschland nach Vliessingen; California nach den Mittelmeer-Häfen.
San Francisco: Doric nach den asiatischen Häfen.
New York: Pennsylvania nach Hamburg. (Mit einer bedeutenden Anzahl Chicagoer Passagiere.)

Der Kampf tobt weiter

Im Dreyfus-Kriegsgericht. — General Gonse wird von Labori arg blamirt. — Die Verschwörung gegen Picquart kommt zu Falle. — Der vorsitzende Richter zeigt sich wieder parteiisch. — Trotz ihrer Niederlagen sollen die Generalstäbler sehr zuversichtlich sein.

Rennes, 2. Sept. Zur heutigen Dreyfus-Prozeßverhandlung ist noch hinzuzufügen:

Der Vertheidiger Labori nahm den General Gonse in ein ziemlich peinliches Kreuzverhör bezüglich gewisser Freiheiten, die er sich mit dem Briefwechsel des Obersts Picquarts genommen, während dieser sich in Tunis, Nordafrika, befand (Wohin man ihn beiseite geschoben hatte.) Gonse mußte zugeben, daß einer dieser Briefe geöffnet wurde, und daß die Worte desselben benutzt wurden, um das Telegramm zu fälschen, welches den Werth des „Petit Bleu" zerstören sollte! Indeß versicherte er, es seien blos „verdächtige" Briefe Picquarts geöffnet worden. Dagegen versicherte Picquart auf Befragen nachdrücklich, alle seine Briefe seien geöffnet worden.

Dann fragte Labori den General über das Oeffnen des „Speranza"-Briefes, und Gonse antwortete, dieser Brief sei nicht an Picquart gerichtet gewesen, sondern habe eine seltsame Adresse gehabt.

Labori: „Warum hat General Pillieux den Brief dem Oberst Picquart zugeschrieben, den er niemals gesehen hatte?"

Gonse: „Ich weiß nicht."

Labori: „Ich konstatire, daß der erste Brief, welcher echt war, an Oberst Picquart befördert wurde, nachdem er geöffnet worden war, während der „Speranza"-Brief zurückbehalten wurde. Der letztere könnte daher als das Werk eines Fälschers betrachtet werden." (Große Aufregung.)

Vorsitzender Richter: „Sie beginnen eine Erörterung!"

Labori (scharf:) „Nein, Herr Vorsitzender! Kraft des Art. 319 des Kodex sage ich blos, was ich über das Beweismaterial denke."

General Gonse berief sich dann darauf, daß es nothwendig gewesen sei, daß das Auskunfts-Department die Handlungen vom Obersten Picquart kenne, der wegen seines Verhaltens wegversetzt worden sei.

Labori: „Glaubt General Gonse, daß die Henri'sche Fälschung das Ergebniß eines Komplotts gegen Oberst Picquart gewesen sei?"

Gonse erwiderte, er glaube, daß diese Fälschung ein „unglückliches Verfahren" gewesen sei (Gelächter), und er würde sie verhindert haben, wenn man ihn zu Rathe gezogen hätte.

Im Uebrigen — sagte der General weiter — sei dieses Manöver gegen Dreyfus, und nicht gegen Picquart gerichtet gewesen. Henri habe gewünscht, neue Beweise gegen Dreyfus zu liefern; indeß sei kein Bedürfniß nach solchen vorhanden gewesen, da das geheime „Dossier" schon genügende Beweise enthalte.

Labori: „Welches sind diese Beweise?"

Der vorsitzende Richter weigerte sich, diese Frage an den Zeugen zu stellen! Labori erklärte darauf, er werde ein formelles Gesuch um die Verlesung dieser Papiere einreichen.

Hinsichtlich seiner Korrespondenz mit Picquart, deren Veröffentlichung ihm äußerst unangenehm ist, that General Gonse die bezeichnende, mit großer Heiterkeit aufgenommene Aeußerung: „Wenn man sich die Handschrift eines Menschen verschafft, kann man ihn jederzeit an den Galgen bringen!"

Des Weiteren wies Labori auf den Versuch, den Kommissär Temps zu bestechen, und auf die Ausradirungen im „Petit Bleu" hin. General Gonse erwiderte, das letztere Schriftstück habe bereits Spuren einer Ausradirung gehabt, ehe es zum ersten Mal photographirt worden sei.

Labori stellte diese Behauptung energisch in Abrede und ersuchte darum, die Aussagen der Sachverständigen zu verlesen, welche das Gegentheil bewiesen.

General Roget erschien wieder auf dem Zeugenstand und beschrieb unter allgemeiner gespannter Aufmerksamkeit das Fälschungs-Verfahren gegen Picquart als Ergebniß seiner, Rogets Entdeckung, daß Ausradirungen im „Petit Bleu" gemacht worden seien.

„Es war indeß General Zurlinden," fügte er hinzu, „welcher die Verfolgung von Picquart anordnete. Ich übernehme die Verantwortung für alle meine eigenen Handlungen, aber nur für meine eigenen. Ich bin überrascht, daß mich die Vertheidigung über diesen Punkt zur Rede stellt."

Labori erklärte, er habe blos darthun wollen, daß die Ausradirungen nicht Picquart zugeschrieben werden könnten, und daher auch nicht die Grundlage einer Verfolgung gegen ihn hätten bilden sollen. Dann ersuchte er auf's Neue darum, die Zeugnisse der Sachverständigen über diesen Punkt verlesen zu lassen.

Der vorsitzende Richter versprach, daß dies in der nächsten Sitzung, am Montag, geschehen solle.

Bei drei verschiedenen Anlässen ersuchte der Vertheidiger Demange den General Gonse, zu erklären, warum Picquart, sobald er das „Petit Bleu" sah, vorschlug, eine Falle für Esterhazy zu legen, wenn das „Petit Bleu" nicht an Esterhazy gerichtet gewesen sei. Aber er konnte keine Antwort aus General Gonse herausbringen. General Roget kam schließlich seinem Kollegen zur Hilfe und sagte, Picquart habe gewußt, daß Esterhazy jedenfalls nach Paris komme, und wenn er einen Lockbrief abgesandt hätte, so würde es auf alle Fälle geschienen haben, als ob Esterhazy demselben entsprochen hätte.

Labori bezeichnete diese Darstellung als unwahr, und Picquart versicherte, sein Verhalten sei stets geradeaus gewesen.

Kurz vor Schluß der Verhandlung bestritt Dreyfus auf Befragen entschieden, daß er jemals um die Erlaubniß ersucht habe, zu den Manövern zu gehen. (Im „Bordereau" steht bekanntlich der Satz: „Ich gehe zu den Manövern.") Die Generalstäbler konnten auch nicht in Abrede stellen, daß sie über diesen bedeutsamenPunkt niemals Erhebungen angestellt hatten, und wie schon erwähnt, beschränkten sie sich auf sehr unbestimmtes Gerede über die angebliche Möglichkeit, eine solche Erlaubniß mündlich zu erlangen.

Oberst Jouaust, der vorsitzende Richter, machte schließlich noch bekannt, daß der Gerichtshof Montag Vormittag eine Zeitlang eine geschlossene Sitzung abhalten werde.

Rennes, 3. Sept. Man kann sagen, daß in der Samstags-Verhandlung des Militärgerichtes die Verschwörung gegen Oberst Picquart, das wichtige Anhängsel der Dreyfus-Verfolgung, zu Falle gebracht worden ist! Der heftige Austritt zwischen General Gonse und Picquart brachte wieder bedeutend mehr Leben in das Zeugenverhör, das infolge der vielen Technikalitäten etwas langweilig geworden war.

Der Vertheidiger Labori brachte u. A. einen Brief vor, welchen Gonse an Picquart geschrieben hatte, und worin er ihn ermuthigt, in der Suche nach Bestätigung seines Verdachts gegen Esterhazy fortzufahren. Labori wies darauf hin, daß, wenn General Gonse das angebliche Geständniß von Dreyfus gegenüber dem Hauptmann Lebrun-Renault als wahr angenommen hätte, er niemals diesen Brief geschrieben haben würde.

General Gonse bestieg die Tribüne und versuchte Erklärungen, konnte aber nichts erklären. Picquart erschien unmittelbar darauf. Dem arg bedrängten Gonse kam der General Gonse zu Hilfe, und es folgte ein aufregender Wortwechsel. Seinen Höhepunkt erreichte dieser Auftritt aber, als Picquart den General Gonse direkt fragte: „Haben Sie nicht im Jahre 1896 Dreyfus für unschuldig gehalten?" und Gonse die Antwort schuldig blieb!

Labori trieb Gonse noch weiter in die Enge, und dieser und General Roget geriethen von Sekunde zu Sekunde mehr in Wuth. Einmal sprachen sechs Mann gleichzeitig!

Viele im Publikum waren sehr darüber enttäuscht, daß das Gerücht von einem sensationellen Schachzug der Generalstäbler sich bis jetzt nicht bestätigte. Dieses Gerücht knüpfte sich an die Aussagen, welche Oberst Paty de Clam in Paris gemacht haben sollte, als er von einer Spezialkommission aus Rennes befragt wurde.

Die Gerüchte von einer Spaltung in den Reihen der Dreyfusfeinde sind übrigens mindestens stark übertrieben. Trotz der Niederlagen, welche die Vertheidigung ihnen fortwährend beibringt, scheinen die Generalstäbler gewiß zu sein, daß sie das Militärgericht (das ja nur aus Untergebenen der Generäle besteht) „hypnotisirt" hätten, und sie erwarten keine Freisprechung, welche für sie ein Schlag in's Gesicht wäre.

Paris, 3. Sept. Der neuesten Angabe zufolge, wird der Dreyfus-Prozeß in Rennes am 11. September zum Abschluß gelangen. Die Angaben, welche Oberst du Paty de Clam hier machte, als er von einer Befragungs-Kommission ausRennes verhört wurde, sind noch nicht zur Verlesung im dortigen Militärgericht gelangt; sie werden nach ihrer Bekanntgabe wahrscheinlich Proteste und sonstige Verwicklungen hervorrufen, und über deren Erledigung dürften wieder etwa zwei Tage vergehen.

Man erwartet, daß am Montag das eigentliche Zeugenverhör zum Abschluß gelangen wird. Mit der obigen Affäre und den Plaidoyers der beiderseitigen Anwälte wird es dann wohlEnde nächster Woche werden, bis Schluß gemacht werden kann. Dann werden sich die Richter über Sonntag berathen, und am Montag, den 11. September, mag dann das Urtheil verkündet werden.

20 Millionen.

So hoch wird jetzt der Orkan-Schaden auf Portorico geschätzt.

Washington, D. C., 2. Sept. Der Postmeister in Yacouo, Portoriko, meldet dem Postamts-Departement offiziell, daß der materielle Schaden, welchen der jüngste Orkan auf jener Insel angerichtet hat, jetzt auf 20 Millionen Dollars geschätzt wird.

Dabei wächst die Liste der Todten noch immer mehr, und die Leiden der Bevölkerung infolge Hungersnoth sind schrecklich!

Vatikanische Neuigkeiten.

Die Gesundheit des Papstes Leo. — Seine Enzyklika über Weltfrieden und christlichen Sozialismus.

Rom, 3. Sept. Papst Leo war sehr belustigt über dieSensations-Nachrichten, welche in den hiesigen Blättern über seinen Gesundheitszustand erschienen. Thatsache ist, daß er sich zur Zeit der besten Gesundheit erfreut, und sein Leibarzt, Dr. Lapponi, beharrt auf seiner, öffentlich ausgesprochenen Meinung, daß der Papst die besten Aussichten habe, das 100. Lebensjahr zu erreichen.

Alle möglichen gesundheitlichen Verbesserungen sind im Vatikan eingeführt worden. Sämmtliche Räumlichkeiten sind vorzüglich ventilirt, und Papst Leo ist auch gegen die Hitze der Hundstage gut geschützt. Er hat seine Spaziergänge in den Vatikanischen Gärten, welche den ganzen Tag hindurch einer glühenden Sonnenhitze ausgesetzt sind, einstweilen eingestellt, — nicht weil er sich besonders schwach fühlt, noch auch wegen seiner Arbeit an der Enzyklika über die Weltfriedens-Konferenz und den christlichen Sozialismus, sondern lediglich deswegen, weil in der jetzigen Jahreszeit selbst der Stärkste sich nicht ohne Noth jener Sonnengluth aussetzen würde, zumal dieGärten nur spärlich Bäume aufweisen, und die Hitze von oben und aus dem Boden stets eine sehr große ist.

Dr. Lapponi sagt, nur in der Morgendämmerungszeit dürfte dem Papst gestattet werden, sich in diesen Gärten zu ergehen. In diesem Fall aber müßte er zu einer, für sein Alter ungewöhnlichen Zeit aufstehen und außerdem auf seine Morgenandacht verzichten.

Uebrigens fühlt sich der Papst immer einsamer. Während seiner bisherigen Amtszeit sind nicht weniger, als 130 Kardinäle gestorben, und sehr wenige dieser waren so alt geworden, wie er. Der kürzlich dahingeschiedene Kardinal Verga war einer seiner speziellen Freunde. Unter den Kardinälen, welche von Pius IX. kreirt wurden, sind nur noch vier am Leben,und es ist zweifelhaft, ob diese sämmtlich das nächste Konklave erleben werden.

Es ist dem Papst viel daran gelegen, daß die kommenden Festlichkeiten von St. Joachim, nach welchem er benannt ist, mit allem möglichen Glanz gefeiert werden, ebenso die Eröffnung des großen Jubeljahres am nächsten Weihnachtstag. Man erwartet etwa eine Million Pilger um Weihnachten hier!

Mit Spannung sieht man der Enzyklika des Papstes über die Weltfriedens-Konferenz, sowie seiner Adresse an die Kardinäle am St. Joachims-Tag entgegen. Beide Auslassungen werden starke Proteste gegen den äußerlichen Zustand des Papstthums unter der italienischen Herrschaft enthalten.

Ziemlich viel macht auch ein Buch über den Papst und die Kardinäle, welches jüngst erschienen ist, von sich reden. Dasselbe hebt u. A. hervor, daß das letzte Konsistorium die Lage der Dinge im Vatikan nicht unwesentlich geändert habe, indem 11 neue Mitglieder zum Heiligen Kollegium gekommen seien, was 11 neue Stimmen für die nächste Papstwahl bedeute, und daß hierdurch der Einfluß des bisherigen StaatssekretärsRampolla, welchem die neuen Mitglieder ihre Beförderung mehr zu verdanken hatten, als dem Papst Leo, beträchtlich gestärkt werde. Trotzdem sagt der Verfasser des Buches voraus, daß Rampolla nicht der nächste Papst sein werde, und er meint, seine Erwählung würde auch ein Unglück für Italien sein. Dies kann aber nichts an der Thatsache ändern, daß Rampolla immerhin ein starker Kandidat ist.

125 Mann gefallen.

Eine Schlacht im Kongo-Freistaat.

Brüssel, 2. Sept. Es wird hierher gemeldet, daß ein scharfes Gefecht zwischen Truppen des afrikanischen Kongo-Freistaates (unter dem Oberbefehl von Baron d'Hannis) undEingeborenen von Batetla stattgefunden hat. Letztere wurden mit einem Verlust von 100 Todten zurückgetrieben. Aber auch auf Seiten der Truppen fielen 25 eingeborene Soldaten.

Man verfolgte die Aufständischen nicht weiter, da sie sich unter einem Hunger- und Seuchen-Gebiet hin zurückzogen.

Das Land ist jetzt wieder „beruhigt".

Inland.

In dichtem Nebel

Prallen zwei Straßenbahn-Züge zusammen.

Lorain, O., 2. Sept. Auf der elektrischen Straßenbahn-Linie zwischen Lorain und Elyria stießen zwei Züge während eines dichten Nebels zusammen, und 8 Personen wurden mehr oder weniger schwer verletzt; doch glaubt man, daß alle Verwundeten mit dem Leben davonkommen werden. Beide Züge waren zur Zeit dicht mit Passagieren gefüllt und befanden sich in vollster Fahrgeschwindigkeit.

Alle Drei todt.

Enfield, Me., 3. Sept. John Curtis, welcher in einen Brunnen stieg, um einige Feuertrümmer zu entfernen, wurde von Gas überwältigt, und seine beiden Söhne, die nach ihm sahen, gleichfalls. Alle Drei wurden als Leichen gefunden.

Der Manila-Feldzug.

Auch das ärztliche Armee-Departement bereitet sich darauf vor.

Washington, D. C., 2. Sept. Das stabsärztliche Korps der Bundes-Armee trifft Vorbereitungen für den neuen und größeren Feldzug auf den Philippinen-Inseln, welcher nach Schluß der Regenzeit losgehen soll.

General Sternberg hat den, hierfür ausersehenen Aerzten die weiteste Machtbefugniß gegeben, und diese werden sich daher nicht, wie früher, über Mangel an Autorität gegenüber der allgemeinen Heeresverwaltung in Manila beklagen können.

Das Hospitalschiff „Missouri" wird Mitte September von New York, und „Relief" ungefähr gleichzeitig von San Francisco abfahren. Beide werden mit medizinischen Vorräthen beladen sein. „Relief" nimmt auch noch ungefähr 20 Verwundeten-Pflegerinnen mit.

Man erwartet, daß, wenn die neue, vergrößerte Armee in's Feld rückt, es für das Aerzte-Korps sehr viel Arbeit geben wird!

Washingtono, D. C., 2. Sept. Die Hongkong- und Shanghai-Bankgesellschaft ist zum finanziellen Agenten des amerikanischen Kriegsdepartements für die Philippinen-Inseln ausersehen worden. Die Bankgesellschaft hat dem Kriegsdepartement eine Bürgschaft von $1,000,000 gestellt.

Manila, 3. Sept. Aguinaldo hat eine Ordre an alle spanischen Zivil-Gefangenen sowie an die kranken unter den gefangenen spanischen Soldaten erlassen, daß sich dieselben in den Häfen von San Fernando, Union und Dagupan versammeln sollten, von wo sie mit Schiffen unter spanischer Flagge oder unter der Flagge des Rothen Kreuzes, nach Spanien zurückgebracht werden könnten.

Der Rhederkommissär in Manila, ein eingeborener Filipino, ist unter der Anschuldigung der Mißverwaltung von Geldern verhaftet worden.

Hier kam es zu einem Krawall zwischen Filipinos und Chinesen, der sich in Cavite fortsetzte. Beiderseits gab es eine Anzahl Verwundete. Amerikanische Soldaten stellten die Ruhe nothdürftig wieder her.

Von der Effektenbörse.

Erst sehr flauer Markt, später fester, und manche Papiere steigen sogar.

New York, 2. Sept. Wie man erwartet hatte, war der heutige Effektenmarkt eine Zeitlang äußerst flau, bis der wöchentliche Bankbericht bekannt gegeben wurde. Doch entwickelte sich immerhin bald ein fester Ton, da kein wirklicher Druck von außen sich geltend machte. Abgesehen von dem Bericht über die Verbreitung des Gelben Fiebers im Süden, lagen keine Nacht-Berichte von allgemeiner Bedeutung vor.

Der Londoner Effektenmarkt zeigte abermals ein Steigen in amerikanischen Papieren; aber die hiesigen Geschäfte auf auswärtiges Konto waren ungefähr gleichmäßig zwischen beiden Börsen-Parteien vertheilt. Im Verhältniß zu den beschränkten Transaktionen zeigte der Markt ein ziemlich allgemein vertheiltes Interesse. Einige Spezialitäten waren fest, einschließlich Tennessee'r Kohlen- und Eisen-, Wheeling & Lake Erie- und sonstige Weichkohlen-Effekten, während in den industriellen Papieren und in den Republic Eisen- und Stahl-Effekten ziemlich lebhafte Steigungen stattfanden.

Tennessee'r Kohlen- und Eisen-Effekten blieben anhaltend sehr stark anläßlich der Deckung kurzfristiger Kontrakte, welche anscheinend durch einen Prämienpreis auf diese Papiere im Anleihemarkt veranlaßt wurden.

Die Geschäfte mit den „Granger"-Eisenbahnpapieren und den sonstigen maßgebenden Effekten waren nur leicht, bei geringen Preisveränderungen. Die nicht-bevorzugten Northern Pacific-Effekten waren anfangs ziemlich stark gedrückt; später jedoch gewannen sie wieder, während die Union Pacific-Papiere umgekehrt erst stärker und später sehr gedrückt waren.

Brooklyner „Rapid Transit"-Aktien zeigten wieder anfangs einen mäßigen Druck, gewannen später jedoch lebhaft. Manhattan-Straßenbahn-Papiere waren verhältnißmäßig fest, trotz ihres wenig günstigen Jahres-Ausweises und trotz der Nachricht über die wahrscheinliche Anlegung einer Untergrund-Bahn durch die Stadt New York.

Die Alaska-Streitfrage.

Washington, D. C., 2. Sept. Präsident McKinley, der, wie gemeldet, wieder hierher zurückgekehrt ist, hatte eine lange Berathung mit dem Staatssekretär Hay über den alaskanischen Grenzstreit, und es wird eine weitere Berathung stattfinden, ehe der Präsident am Montag nach Philadelphia abreist.

Mit großer Befriedigung vernahm der Präsident die Nachricht, welche der Botschafter Choate in London dem Staatssekretär sandte, nämlich: daß die Aussichten auf eine gütliche Verständigung in dieser Frage günstiger, als je zuvor, erschienen. Auch hat der Staatssekretär vom britischen Geschäftsträger Tower die Versicherung erhalten, daß wenigstens ein, für beide Parteien befriedigendes zeitweiliges Abkommen möglich sei, welches Zusammenstöße auf dem streitigen Gebiet verhindern werde.

Dem Präsident ist es sehr darum zu thun, daß dieser Streit so schnell wie möglich zu Ende gebracht wird.

„G. A. R."

Das bevorstehende Feldlager des Veteranen-Ordens.

Philadelphia, 2. Sept. Die Vorhut des Veteranen-Ordens „Grand Army of the Republic" hat bereits die Stadt erreicht, und es herrscht ein großes Drängen in den Hotels und an den Bahnhöfen. Niemals in seiner Geschichte ist Philadelphia so verschwenderisch dekorirt gewesen, wie für dieses Veteranen-Feldlager; die Stadt scheint vollständig in einem Meer von Roth-Weiß-Blau begraben zu sein, und die Dekorationen sind noch keineswegs vollständig. Allenthalben begegnet man der Inschrift, „Willkommen der G. A. R."

Vielleicht wird die Stadt auch nie wieder der Schauplatz eines nationalen Feldlagers der Veteranen sein. Es ist ohnedies von der ursprünglich organisirten Veteranen-Armee nur noch ein verhältnißmäßig kleines Häufchen übrig, in welches der Tod immer mehr Lücken reißt. Aber je mehr sich ihre Reihen lichten, mit desto größerem Enthusiasmus scheinen sie bewillkommt zu werden.

Im Gefolge der Veteranen erscheint eine Unmasse Gäste, und die Eisenbahnen werden bis einschließlich Montagnacht stark mit ihrer Beförderung in Anspruch genommen sein. Das „Camp Sexton" im Fairmount-Park bietet ein sehr bewegtes Bild.

Die Betheiligung des Nordatlantischen Flottengeschwaders, unter Admiral Sampson, wird diesen Festlichkeiten, zu denen auch der Präsident kommt, ein besonderes Interesse verleihen.

Furchtbare Dürre

Sucht die Leidens-Insel Cuba heim!

Havana, 2. Sept. Die Cubaner sagen, das heurige Jahr unterscheide sich besonders dadurch von den meisten früheren, daß die Regensaison sich noch immer nicht eingestellt habe.

Gegenwärtig herrscht eine so furchtbare Dürre, wie sie seit 55 Jahren nicht mehr vorgekommen ist! Die Zuckerernte verzögert sich stark, und die Frühlings-Pflanzungen stehen da und dort in Gefahr, vollständig verloren zu gehen. In der Provinz Pinar del Rio hat man etwas Tabak ausgesät, aber das verhängnißvolle Wetter verhindert, daß diese Arbeit eine allgemeine wird. Das Thermometer steht verhältnißmäßig nicht hoch; gleichwohl haben die cubanischen Amerikaner ungemein von der Hitze zu leiden. Das jetzige Wetter scheint wenigstens das Gute zu haben, daß es die Ausbreitung des Gelbfiebers vorläufig einschränkt.

Ein Vetter von Dreyfus

Erwartet interessante Nachrichten von seiner Schwester.

Minneapolis, 2. Sept. Ernst M. Weyl, ein Vetter des vielgenannten französischen Hauptmanns Dreyfus, hält sich zur Zeit in einem obskuren Hotel dahier mit seiner Gattin auf. Er bestreitet, daß er mit dem, oft erwähnten, angeblichen Zwischenträger zwischen Dreyfus und Esterhazy, Namens Weyl, identisch sei, und sagt, er sei seit 21 Jahren nicht mehr in Frankreich gewesen, und gegenwärtig sei er lediglich damit beschäftigt, Logen des Ordens „Woodmen of America" zu organisiren. Er höre jedoch oft von seiner Schwester und werde binnen drei Wochen einige wichtige Auskunft mitzutheilen haben.

Steigende Kohlenpreise.

Der „Trust" macht, wie immer, was er will.

Pittsburg, 2. Sept. Das neue Steinkohlen-Syndikat für den Pittsburger Distrikt hat die Kohlenhändler in Kenntniß gesetzt, daß es die Preise um 15 bis 25 Cents zu erhöhen geruht hat.

Die Kleinhändler waren sehr verblüfft von dieser Ankündigung. Indeß traten sie zusammen und einigten sich darauf, bis auf Weiteres den Preis für Konsumenten um 1 Cents per Bushel zu erhöhen.

Die unabhängigen Händler, welche mit Bestellungen überschwemmt sind, haben noch keine Erhöhung eintreten lassen.

Vom Gelbfieber

Washington, D. C., 2. Sept. Das Marine-Hospital hat ein Telegramm vom Stabsarzt McAdams in Key West erhalten, welches besagt, daß wieder ein Todesfall infolge Gelbfiebers daselbst vorgekommen sei, daß sich indeß keine neuen Erkrankungsfälle ereignet hätten.

Freiwillige Lohnerhöhung.

Pittsburg, 2. Sept. Dillworth Porter & Co., bedeutende Fabrikanten eiserner Bahngeleise-Speichen und sonstiger Geleise-Materialien, haben freiwillig die Löhne ihrer Angestellten um 10 Prozent erhöht, und zwar schon von letzter Woche an. Die Arbeiter erfuhren das erst heute, als sie ihre Lohn-Kouverte aufmachten.

Muthmaßliches Wetter.

Ein Bischen Abkühlung in Aussicht gestellt.

Washington, D. C., 2. Sept. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag schön. Im nördlichen Theil (einschließlich Chicagos) nicht so warm, wie am Samstag.

Am Montag schön. Lebhafte westliche Winde.

Lokalbericht.

Stadt und County.

Chicago verbrauchte im vergangenen Monat 10 Billionen Gallonen Wasser.

Die gewaltige Leistungsfähigkeit der städtischen Pumpstationen.

Weitere Beiträge zum Hilfs-Fonds für die Nothleidenden in Portorico.

Polizeichef Kipleys Feldzug gegen die Straßen-Fakire, Wander-Prediger und Hallelujah-Mädels.

Gestohlenes Gut, das von den Blauröcken aufgespürt wurde.

Annähernd 10 Billionen Gallonen Leitungswasser sind während des Monats August in Chicago verbraucht worden — nahezu 1½ Billionen Gallonen mehr, als in demselben Monat des vorigen Jahres. Ingenieur Thomas Downs, welcher die Aufsicht über die verschiedenen Pumpstationen führt, gibt in seinem gestern veröffentlichten Monatsbericht folgende Uebersicht über die Wasserlieferung der einzelnen Pumpstationen:

Pumpstation	Gallonen
14. Str. Wasserwerk	2,197,237,256 Gall.
Chicago Ave. Wasserwerk	1,835,809,293 Gall.
68. Str. Wasserwerk	2,057,361,481 Gall.
Lake View Wasserwerk	1,317,536,268 Gall.
Westseite Wasserwerk	1,732,649,900 Gall.
Harrison Str. Wasserwerk	822,786,102 Gall.
Washington Heights Wasserwerk	11,000,000 Gall.
Norwood Park Wasserwerk	4,000,000 Gall.
Zusammen	9,978,380,300 Gall.

Durchschnittlich lieferten die acht Pumpstationen täglich 321,400,000 Gallonen Wasser — 42,700,000 Gallonen mehr als im Monat August vorigen Jahres.

Von der Gesammtzufuhr wurden 85 Prozent in den Stunden von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends gepumpt, während in der Zwischenzeit die Maschinen nur mit halber Kraft arbeiteten oder zum Theil sogar völlig stillstanden.

Die tägliche Durchschnittszufuhr war genügend, um jedem Manne, jeder Frau und jedem Kinde in Chicago 160,7 Gallonen Wasser den Tag zu liefern, wobei die großstädtische Bevölkerung auf 2 Millionen Seelen geschätzt ist. Dabei ist während des ganzen Monats keine der großen Saugpumpen auch nur im Geringsten außer Ordnung gerathen, worauf Ingenieur Downs mit besonderer Genugthuung hinweist.

Sobald die neuen Wasserwerke an Springfield Ave. und Central Park Ave. fertiggestellt sind, werden sich die Bewohner des äußersten westlichen und nordwestlichen Theiles der Stadt nicht mehr über Wassermangel zu beklagen haben, da ihnen dann das Wasser direkt und mit vollem Druck zugeführt werden kann, während das jetzt noch über die Chicago Ave. und Lake View-Pumpstationen geschehen muß.

* * *

Von nachgenannten Mitgliedern der Handelsbörse sind gestern dem Hilfs-Ausschuß für die Nothleidenden in Portorico folgende Beiträge zugegangen: Swift & Co., $100; D. S. Reid, $100; Bartlett-Frazier, $100; Milmine-Bodman, $100; Raymond-Pynchon, $100; J. H. Wrenn & Co., $100; Carrington-Hanna, $100; J. F. Harris, $100; C. Counselman, $50; Albert M. Day, $50; S. W. Allerton, $50; N. Morris & Co., $50; Vilas & Robbins, $25; F. Barrell & Co., $25; R. S. Lyon, $25; Boyd, Lunham, $25; „Old Subscriber", $25; Ware & Leland, $25; Lamson Bros., $25; Rosenbaum Bros., $25; Hately Bros., $25; McReynolds & Co., $25.

Alles in Allem weist der Unterstützungs-Fonds jetzt $3,005.25 auf.

* * *

Vor Kurzem wendete sich Polizeichef Kipley an den Korporationsanwalt mit dem Ersuchen, ein Gutachten darüber abgeben zu wollen, ob er, der Polizeichef von Chicago, das Recht und die Befugniß habe, den Straßen-Fakiren, Wander-Predigern und politischen Agitatoren das Handwerk zu legen, sofern dieselben öffentliches Aergerniß erregten oder durch ihre Versammlungen den Straßenverkehr störten. Korporationsanwalt Walker hat nun gestern entschieden, daß der Polizeichef unzweifelhaft dieses Recht besitze, und daß er völlig im Einklang mit dem Gesetze handle, wenn er auch den Versammlungen der Heilsarmee ein Ende mache, zumal das monotone Lärmen und Tuten bei denselben häufig genug die anwohnenden Bürger und Passanten förmlich zur Verzweiflung treibe. Wie Polizeichef Kipley gestern noch erklärte, werden jetzt die Tage der Patentmedizinen-Verkäufer, der Zukunfts-Prophetinnen und der Hallelujah-Mädels gezählt sein.

* * *

Laut Bericht des Polizeichefs haben seine Mannen im Monat August gestohlenes Eigenthum im Gesammtwerthe von $26,973.70 aufgespürt und dasselbe den rechtmäßigen Besitzern zurückerstattet.

Vorsteher Nourse, vom städtischen Wasseramt, hat gleich gestern bei seiner Rückkehr aus der Sommerfrische angeordnet, daß fortan die Meter-Inspektoren persönlich für ihre Bücher, welche den Wasserverbrauch der einzelnen Konsumenten aufweisen, verantwortlich zu halten sind. Die Unregelmäßigkeiten, welche im Wasseramt vorgekommen sein sollen, haben den Vorsteher desselben veranlaßt, obige Verfügung zu treffen. Allem Anscheine nach war es übrigens ein gewisser Patrick Hickey, der die Erpressung bei dem Wäschereibesitzer Robble gemacht hat, und derselbe ist auch schon bis auf Weiteres seiner Dienstpflichten enthoben worden.

Die ursprünglich auf gestern festgesetzt gewesene Zivildienstprüfung für Maschinisten 3. Klasse ist bis nächsten Dienstag verschoben worden.

Unbegründete Furcht.

Die Planer des Herbstfestes glauben, man werde ihnen nicht Licht genug liefern können.

Ein Hoffnungsschimmer bezüglich noch zu erwartender Beisteuern.

Man wird sich für alle Fälle keine gar zu großen Verbindlichkeiten aufbürden.

Den Herren vom Dekorations-Ausschuß für das Herbstfest ist mitten in ihrem Pläneschmieden ein plötzlicher Schrecken in die Glieder gefahren. „Was thun wir", haben sie sich gefragt, „wenn für all das elektrische Licht, das wir andrehen wollen, sich in Chicago nicht ausreichende Zeugungskraft findet?" — Sie rechnen nämlich darauf, daß die Edison Co. und andere Firmen, die elektrisches Licht liefern, für die Dauer des Herbstfestes auch anderweitig zahlreiche Aufträge erhalten werden. Da nun aber anzunehmen ist, daß diese Geschäfte nicht mehr Bestellungen annehmen werden, als sie auszuführen im Stande sind, und da es im Belieben des Komites steht, seine Aufträge schon möglichst früh zu geben, so ist die Furcht der Herren vom Komite wohl grundlos und auf alle Fälle sehr verfrüht.

Vorsitzer Truax und seine Mitarbeiter von der Festbehörde bemühen sich mit jedem Tage krampfhafter, beim Publikum Begeisterung für das geplante Fest zu entfachen, aber bis jetzt will ihnen das noch nicht recht gelingen. Sie haben sich verpflichtet, dem Komite für die Feier der Eckfteinlegung für dessen Sonderzwecke $50,000 zur Verfügung zu stellen. Im Ganzen sind bisher für den Garantiefonds nur $68,000 eingegangen, und dabei hat man schon so ziemlich an alle Thüren geklopft, an die zu klopfen es sich lohnen könnte. Zieht man von $68,000 die $50,000 ab, welche dem Bundes-Ausschuß zugesichert worden sind, so bleiben $18,000 übrig, ungefähr gerade genug, um die Kolonnaden und den großen Triumphbogen zu bezahlen, welche an der State Str. errichtet werden sollen.

Aber noch ist dem Komite eine Hoffnung geblieben. Eine Anzahl von Geschäftsleuten, die man um Beisteuern angehen will, sind noch nicht aus der Sommerfrische zurück. Man nimmt an, daß dieselben freigebig gelaunt sein und zum Besten des Festes tief in ihre Tasche greifen werden, wenn sie heimkommen. Auch von dem zu veranstaltenden Wohlthätigkeits-Ball verspricht man sich eine gute Einnahme, wobei man allerdings außer Acht läßt, daß diese Einnahme schon den Nothleidenden auf Portorico versprochen worden ist. — Um auf alle Fälle gerüstet zu sein, hat das Komite sich vorgenommen, von jetzt an sehr vorsichtig beim Eingehen von finanziellen Verbindlichkeiten zu sein und größere Ausgaben erst dann zu „beschließen", wenn die entsprechenden Beträge gezeichnet sein werden. Ob unter diesen Umständen aus dem großen Wasser-Karneval etwas werden wird, den die Herren S. Mayer und D. C. Cregier vom Columbia Jacht-Klub in Vorschlag gebracht haben, ist sehr die Frage. Herr Truax hat den Genannten versprochen, ihnen im Laufe dieser Woche Bescheid geben zu wollen.

Was in großer Zahl eingeht, das sind zusagende Antworten auf die Einladungen, welche Postmeister Gordon in weitgehender Liberalität für die Feier an seine Herren Kollegen vom Lande hat ergehen lassen. Die wackeren Postschweden werden sich in hellen Schaaren einstellen. Sie werden kommen aus Michigan City, Ind., und aus El Paso weit unten in Texas, aus Wauwatosa, Wis., und aus Fergus Falls in Minnesota, aus Freeport, Mattoon, Effingham, Upper Alton, Piper City, Pinkneyville, Oak Park, Chillicothe, Hinsdale, Jacksonville, Mt. Vernon und Roßville, Ill., aus Tecumseh, Ludington, Calumet und Grand Marys, Mich., kurz aus allen Ecken und Enden. Bedenklich kommt es dem Kassirer Davis vor, daß alle diese Herren auch die Einladung annehmen, welche zu dem Bankett an sie ergangen ist, welches während des Festes zu Ehren von General-Postmeister Smith veranstaltet wird, daß aber nur sehr wenige von ihnen den Betrag einschicken, welcher ihnen als Bezahlung für das Gedeck bei diesem Festmahl angegeben worden ist. — Auch verschiedene Bundes-Senatoren und Kongreß-Abgeordnete haben ihre Betheiligung an dem Feste und ihre Bereitwilligkeit, sich während der Dauer desselben von den Chicagoer Gastgebern glänzend bewirthen zu lassen, in höflichster Form zu erkennen gegeben.

Postalisches.

Die Einnahmen des hiesigen Postamtes haben sich im Monat August auf $494,816 belaufen, im Vergleich zum August vorigen Jahres eine Zunahme von $37,558.

Postmeister Gordon ist von der Postverwaltung in Washington angewiesen worden, vom 3. Oktober bis zum 6. November alle Poststücke, welche durch das hiesige Postamt gehen, zählen und abwiegen zu lassen. Zur Besorgung dieser sehr beträchtlichen Arbeit wird das Postpersonal wahrscheinlich verstärkt werden müssen.

Herr Terwilliger, bisher Clerk im Geldanweisungs-Departement der Poststation E, ist von Postmeister Gordon zum Vorsteher des Zweig-Postamtes Forest Hill befördert worden.

Jäher Tod.

Beim Versuch, einen auf den Fahrdamm gerollten Spielball an California und Wabansia Ave. aufzuheben, gerieth gestern Abend der neunjährige Martin Ehrich unter die Räder eines elektrischen Straßenbahnwagens und fand dabei augenblicklich den Tod. Die Eltern des verunglückten Knaben wohnen im Hause No. 927 N. California Avenue.

Fest der Handwerker.

Die Heerschau der organisirten Arbeiterschaft.

Die Ordnung des Zuges und der Weg, welchen er machen wird.

Redner für das Pikuik im Schützenpark.

Die organisirte Arbeiterschaft von Stadt und Land begeht morgen ihren jährlichen Feiertag, dessen Anerkennung als solchen durch die gesetzgebenden Körperschaften des Bundes und zahlreicher Einzelstaaten die Gewerkschaftsführer als einen großen von ihnen errungenen Erfolg ansehen. Hier in Chicago wird der Tag durch einen festlichen Umzug und ein Volksfest im Schützenpark auf der Nordseite gefeiert werden. An dem Umzuge werden sich vornehmlich die Baugewerkschaften und Angehörige der ihnen verwandten Zweige der Baumaterial-Industrie betheiligen. Die Verhältnisse, welche in der hiesigen Gewerkschafts-Bewegung, wie in der des ganzen Landes vorwalten, bringen es mit sich, daß der Festzug sowohl als auch das Volksfest ein halb politisches Gepräge tragen wird. Die derzeitige Stadtverwaltung, welche für die Wahlen auf die Stimmen der Arbeiter rechnet, hat den Gewerkschaften mancherlei recht weitgehende Zugeständnisse gemacht und dieselben in ihren Lohnkämpfen hie und da unterstützt. Auch haben zahlreiche Wortführer von Arbeiterverbänden ein Unterkommen im städtischen Dienst gefunden. Die Folge davon ist, daß die für morgen bevorstehende Demonstration zum großen Theil den Eindruck einer Ehrung für den Bürgermeister Harrison machen wird, obwohl es dieser ebenso wenig für nöthig hält, sich dazu in der Stadt einzufinden, wie er es für geboten erachtet hat, der Einladung zu der heutigen Goethe-Feier der deutschamerikanischen Bevölkerung Chicagos Folge zu leisten.

Der Festzug wird morgen vom Zivildienst-Kommissär Ed. Carroll, dem Präsidenten des Baugewerkschafts-Rathes, und von James Daley, dem Präsidenten der Chicago Federation of Labor befehligt werden. Die Ehre, diesen beiden „Groß-Marschällen" als Geleitsmannschaft zu dienen, ist der Union der Brückenbauer und Bauschmiede unter Marschall Frank Buchanan zugestanden worden. Dieselbe wird in der Michigan Ave., nördlich von 12. Straße, Aufstellung nehmen. Der Zug selber ist in zwölf Divisionen eingetheilt, wie folgt:

1. Division.

Aufstellung an Michigan Ave., mit dem rechten Flügel südl. von der 12. Str.

Architectural Iron Workers' Union, O. H. Hill, Marschall.
Amalgamated Sheet Metal Workers' Union, Thomas Redding, Marschall.
Chicago Gas Fitters' Association, J. J. Ryan, Marschall.
Steam Fitters' Association, P. F. Clark, Marschall.
Junior Steam Fitters' Association, Thomas Creeley, Marschall.
Journeymen Plumbers' Association, John Clinch, Marschall.
Brotherhood of Electrical Mechanics' Union, P. J. Sullivan, Marschall.

2. Division.

Aufstellung an Michigan Avenue, mit dem linken Flügel südlich von 12. Str.

Marschall: J. H. Payne. Adjutanten: Jas. Loughridge und J. T. Schwerin.
Piano and Organ Workers' Union Nr. 1, Charles Dold, Marschall.
Piano and Organ Workers' Union Nr. 2, Hermann Anderson, Marschall.
Horseshoers' Union Nr. 4, George Waddell, Marschall.
Broommakers' Union, G. M. Roberts, Marschall.
Cigarmakers' Unions, Nr. 14, 15, 227, G. W. Perkins, Marschall.
Tailors' Union Nr. 5.
Boxmakers' and Sawyers' Union, J. Freemuth, Marschall.
Brushmakers' Union, D. Philan, Marschall.
Harneßmakers' Union, William Purcel, Marschall.
Coopers' International Union, J. Hanrahan, Marschall.
Mattreßmakers' Union, S. E. Ford, Marschall.
Chicago Association United Hatters of North America, J. Bowden, Marschall.
Bakers' Union.

3. Division.

Aufstellung an Michigan Ave., mit dem rechten Flügel südl. von 13. Str.

Carpenters and Joiners of America Executiv-Council, O. E. Woodbury, Marschall; Thomas Neale und W. H. Keeler, Adjutanten.
Amalgamated Society of Carpenters and Joiners von Chicago, Englewood, Oakland und Evanston, J. W. Quayle, Marschall.

4. Division.

Aufstellung an Michigan Ave., mit dem linken Flügel südl. von 13. Str.

Journeymen Plasterers' Union, William Edwards, Marschall.
Hodcarriers' and Building Laborers' Executive Council, Hermann Lilien, Marschall.
Local Nr. 4, J. Sheehan, Marschall; Thomas Gough, Adjutant.
Local Nr. 3, M. Deering, Marschall.
Local Nr. 1, Charles Hoffman, Marschall.
Local Nr. 2, T. Twarty, Marschall.
Hoisting Engineers' Union, William Martin, Marschall.
Stone Sawyers' and Rubbers' Union, Thomas Hayes, Marschall.
Stone Derrick Men's Union, Louis Handley, Marschall.
Elevator Constructors' Protective Association, E. Anderson, Marschall.
Journeymen Lathers' Union, E. J. Quirk, Marschall.
Gravel Roofers' Union, Henry Bady, Marschall.
Slate and Tile Roofers' Union, Michael Walsh, Marschall.

5. Division.

Aufstellung an der 13. Str., westlich von Michigan Ave.

Thomas Doody, Marschall; H. W. Phillips und J. Hodge, Adjutanten.
National Brickmakers' Alliance, Distrikt 1, D. Frazier, Marschall; Charles Hank, Adjutant.
Local Nr. 1, John Cusak, Marschall.
Local Nr. 6, E. Volkman, Marschall.
Local Nr. 2, A. Kennedy, Marschall.
Local Nr. 3, Joseph Bonneau, Marschall.
Local Nr. 4, William Crokland, Marschall.
Local Nr. 5, Charles Dickelmann, Marschall.
Local Nr. 14, William Greese, Marschall.
Progressive Engineers' Union Nr. 3, John Burke, Marschall.
Stationary Firemen's Union, J. W. Morton, Marschall.

6. Division.

Aufstellung in der 13. Str., westl. von Michigan Ave.

Amalgamated Wood Workers' Council, W. A. Davis, Marschall.
Local Nr. 4, T. Tyl, Marschall.
Local Nr. 7, J. G. Meyers, Marschall.
Local Nr. 17, J. McDermott, Marschall.
Local Nr. 30, Frank Raise, Marschall.
Locals Nr. 67, 78 und 1, Joseph B. Fox, Marschall.

7. Division.

Aufstellung in der 13. Str., westlich von Michigan Ave.

Iron and Steel Bridge and Building Material Workers' Union — Local Nr. 1, M. Gavin, Marschall, Local Nr. 2, H. F. Kramer, Marschall.
Metal Polishers, Buffers and Braß Workers' Union, Nr. 6, H. Felgenhauer, Marschall.
Braß Molders' Union Nr. 83, B. Reimers, Marschall.
Braß Workers' Union Nr. 187.

8. Division.

Aufstellung in der 12. Str., westlich von Michigan Ave.

United Order of American Bricklayers and Stone Masons, John Corcoran, J. J. Higgins, Marschälle; A. Burns, Thomas McGinnis, Adjutanten.
Journeymen Stone Cutters' Association.
Stone Carvers' Society.
Tile Layers' Union.
Tile Layers' Helpers' Union.
Marble Enamel Glaß Mosaic Workers' Union.
Italian Marble Enamel Mosaic Helpers Union.
Marble Cutters' and Setters' Union, Edward Hayes, Marschall.
Marble Cutters' and Setters' Helpers' Union, William Riddell, Marschall.
Ornamental Glaß Workers' Union, Louis Bender, Marschall.

9. Division.

Aufstellung in Harmon Court, westlich von Michigan Ave.

Painters and Decorators of America District Council, H. W. Becket, Marschall; T. J. Walsh, W. R. Porter, P. Olsen, T. Kappel, W. Hohn, Gust. Gear, Adjutanten.

10. Division.

Aufstellung in Eldridge Court, westlich von Michigan Ave.

Boilermakers' Union, H. Lange, Marschall.
Boilermakers' Helpers' Union, Michael Powers, Marschall.
Tunnel Miners' Union, P. O'Malley, Marschall.
National Paper Hangers' Association, A. Sack, Marschall.
Association of Machinists, P. H. Guion, Marschall.
Unity Lodge Nr. 131, Liberty Lodge Nr. 229, Bellamy Lodge Nr. 208, Progressive Lodge Nr. 226, Prosperity Lodge Nr. 123, Reliable Lodge Nr. 253, Maywood Lodge Nr. 253, Maywood Lodge, District Lodge Nr. 8.
National Brotherhood of Electrical Mechanics Nr. 9 Henry Cullen, Marschall.
Local Nr. 49, Frank Strubbe, Marschall.
Bill Posters' Union, C. H. Wek, Marschall.

11. Division.

Aufstellung in Peck Court, westlich von Michigan Ave.

Allied Printing Trades' Council.
Coal Teamsters' Union Nr. 1.
Iron Moulders' Unions Nr. 233, 239 und 23.

12. Division.

Aufstellung in Hubbard Court, westlich von Michigan Ave.

Verschiedene Gewerkschaften und Freunde in Kutschen.

Der Zug soll sich um 9 Uhr in Bewegung setzen, es wird aber, wie gewöhnlich, wohl 10 Uhr werden, bis Alles marschfertig ist. Man rechnet auf eine Betheiligung von 25,000 bis 30,000 Mann.

Die Marschroute ist folgende: Michigan Avenue von der 12. Straße nördlich bis Jackson Boulevard, in diesem westlich bis Franklin, nördlich bis Washington, östlich bis Dearborn und an Dearborn Ave. nördlich bis zum Lincoln Park.

Im Schützenpark werden zur Feier des Tages Reden gehalten werden von Ed. Carroll; Vorsteher McGann vom städtischen Departement für öffentliche Arbeiten; Mayor Rose von Milwaukee; Vorsitzer W. J. Calhoun von der Kommission für Regulirung des zwischenstaatlichen Handelsverkehrs; R. M. Patterson, dem Herausgeber der „Tribune," und Anderen.

Unter Massenverwaltung?

Im Kreisgericht wird dieser Tage wahrscheinlich ein Antrag auf Einleitung des Bankerottverfahrens gegen den Glaubensdoktor Dowie und auf Ernennung eines Massenverwalters für dessen „Zion" gestellt werden. Diese Schritte werden im Interesse zweier Schwestern, der Frau Margaret C. Stafford und der Miß Orpha Black geplant, die gegen Dowie ein auf $2548 lautendes Zahlungsurtheil erwirkt haben. Bei der Verhandlung der betreffenden Wechsel-Klage ergab die Beweisaufnahme, daß die Klägerinnen vor Jahren zu den Anhängern Dowies zählten und, wie so viele andere, diesem frommen Manne ihre ganze irdische Habe zur Verfügung stellten. Den größeren Theil davon haben sie ihm bedingungslos geschenkt, so daß sie die betreffenden Beträge rechtlich nicht zurückverlangen können. Aber gegen $2500 hat er von ihnen „geliehen", und diese Summe nebst etwelchen Zinsen ist er zurückzuzahlen verurtheilt worden. Man glaubte bisher, daß „Zion" nicht auf Dowies Namen eingetragen sei. Bei der Steuer-Einschätzung hat sich indessen gezeigt, daß dieses doch der Fall ist, und deshalb sollen jetzt zur Urtheilsvollstreckung die oben erwähnten Schritte gethan werden.

Kirchen-Bazar.

Die deutsch-evangelische Zions-Gemeinde, deren Gotteshaus sich an der 100. und Throop Str. befindet, veranstaltet vom 12. bis 16. September in Valentines Halle, W. 103. und Charles Straße (Washington Heights), einen großen Bazar. Die Hauptattraktion desselben wird eine Reproduktion des im Hafen von Havana gesunkenen Schlachtschiffes „Maine" bilden. Die Nachbildung wird, in einer Größe von 40 Fuß Länge und 10 Fuß Höhe, dem Original getreu nachgeschaffen werden, und wird bemannt und mit großen Kanonen ausgerüstet sein. Das Bemerkenswertheste an der Einrichtung der Riesengeschütze ist, daß dieselben nicht mit Kugeln, sondern mit wohlschmeckenden Bretzeln geladen werden, die auf die erwartungsvollen Besucher abgeschossen werden sollen. Herr Wunderlich ist der Tausendkünstler, welcher das hübsche Schiff gebaut und die kleine Mannschaft gedrillt hat, welche diese Bretzel-Kanonade zur Ausführung bringen wird.

Neue lutherische Kirche.

In Harlem, an der Dixon Straße, findet heute, anfangend Nachmittags 4 Uhr, die Feier der Grundsteinlegung zur neuen lutherischen St. Pauls-Kirche statt. Pastor Grönlund, der Seelsorger der Gemeinde, ist hocherfreut, daß dieselbe nun endlich, nach langem Warten, es soweit gebracht hat, ein neues, schönes und der Gemeinde würdiges Gotteshaus erbauen zu können. Ansprachen werden von den Pastoren Fandrey, von der Südseite, und Heiman, von der Nordseite, gehalten werden. Pastor Fahner, von der Westseite, wird das Gebet sprechen. Die Leitung der Grundsteinlegungsfeier befindet sich in den Händen von Pastor Grönlund. Unzweifelhaft werden die Mitglieder, wie auch die Anhänger der Gemeinde, sich in großer Anzahl an der Festlichkeit betheiligen.

Selbstmord in der Bridewell.

In der Bridewell machte gestern die 39jährige Susie Weaver ihrem Leben ein Ende, indem sie eine große Dosis Morphium zu sich nahm. Die Selbstmörderin war am 30. August von Polizeirichter Kersten wegen Unfugs zu einer Geldbuße von $25 verurtheilt und nach der Bridewell gesandt worden, weil sie die Geldstrafe nicht entrichten konnte. Die Beamten in der Bridewell behaupten, daß die Gefangene eine gewohnheitsmäßige Morphiumesserin gewesen sei.

Etta, die Zigeunerkönigin.

Feierliche Krönung der jungen und hübschen Fürstin.

Letztere wird heute in ihre Residenzstadt Lake View einziehen.

In dem Zeltlager der an Lincoln und Lawrence Ave. kampirenden Zigeunertruppe herrscht schon seit einigen Tagen emsige Thätigkeit. „Königin" Mary Etta, die junge und bildhübsche Fürstin des Etta-Stammes, wird nämlich heute ihren Einzug in ihre neue Residenzstadt, das feuchtfröhliche Lake View, halten — ein National-Ereigniß, das von ihren Stammesgenossen aufs Festlichste begangen werden soll. Die umfassendsten Vorbereitungen sind hierfür getroffen worden, sodaß die jungfräuliche Königin sicherlich auf einen recht herzlichen Empfang rechnen kann.

Am Schluß der Festwoche, am nächsten Sonntag, soll dann die feierliche Krönung der jungen Herrscherin stattfinden, und zwar unter freiem Himmel, sodaß auch Diejenigen, in deren Adern kein Zigeunerblut rollt, Zeugen des hochwichtigen Ereignisses sein können.

„Königin" Etta regierte bisher in St. Louis, welchem „Bierdorf" sie jetzt aber für immer den Rücken kehren will, sofern eben — die Polizei in Lake View mit diesem Residenzwechsel einverstanden ist.

Entlassen.

Als gestern die geheimnißvolle Anklage, welche eine gewisse Goldie Lewis gegen den Polizeirichter J. C. Sabath vorgebracht hatte, vor Friedensrichter Wilcox zur Verhandlung aufgerufen wurde, suchte der Beschuldigte um Verlegung des Prozesses zu Friedensrichter Edgar am Logan Square nach. Der Advokat der Klägerin stellte den Gegenantrag, den Prozeß niederzuschlagen. Dagegen erhob der Vertreter des Polizeirichters energisch Einsprache und verlangte, daß seinem Klienten, gegen welchen ohne jeden Grund eine Anklage erhoben worden sei, Gelegenheit gegeben würde, seine Unschuld zu beweisen. Nachdem der Richter das Gesuch um Verlegung des Prozesses bewilligt hatte, verfügten sich beide Parteien zu Friedensrichter Edgar. Dort beantragte der Advokat der Klägerin zum zweiten Male die Niederschlagung des Verfahrens, wogegen der gegnerische Anwalt wiederum protestirte. „Ein öffentlicher Beamter, Sabath, ist hier grundlos angeklagt. Es sollte ihm Gelegenheit gegeben werden, sich zu rechtfertigen. Wenn die Klägerin sich weigert, Zeugniß abzulegen, so muß der Beschuldigte entlassen werden." Frl. Lewis wurde darauf auf den Zeugenstand gerufen, weigerte sich jedoch, den Zeugeneid zu leisten, weshalb der Angeklagte vom Richter entlassen wurde.

Polizeirichter Sabath erklärte später, er habe die Beweise in Händen, daß eine Verschwörung gegen ihn vorliege, und er werde die Grand Jury ersuchen, die Schuldigen in Anklagezustand zu versetzen.

Modifizirt.

Herr Henry M. Coburn sieht sich gezwungen, gerichtliche Schritte zu thun, um die Commonwealth Electric Co., welche sich um die städtische Verordnung in Bezug auf rauchende Schornsteine nicht kümmert, gefügig zu machen. Der städtische Rauch-Inspektor ist nämlich zu beschäftigt und kann seinerseits sich um die Commonwealth Co. nicht bekümmern. Da nun Herr Coburn, weil er selber durch die Gesetzübertretungen der Commonwealth Co. geschädigt wird, ziemlich energisch gegen die Gesellschaft vorgegangen ist, hat diese sich durch Erwirkung eines Einhaltsbefehls zu schützen gesucht, der ihm verbot, sie gerichtlich zu belangen. Diesen Befehl hat Richter Dunne gestern modifizirt, indem er bestimmte, daß Coburn zwar Klagen gegen die Commonwealth Co. anhängig machen, die Angestellten derselben aber nicht von der Arbeit weg verhaften lassen dürfe. Herr Coburn verlangt jetzt von der Commonwealth Co. Schadenersatz, weil dieselbe durch Erwirkung des zu weitgegangenen ersten Befehls ihn verhindert hat, sich zu seinem Schutze der landesüblichen Rechtsmittel zu bedienen.

Bankiers-Versammlung.

Der National-Verband der Bankiers wird am nächsten Dienstag in der schönen Waldstadt seine Jahresversammlung abhalten, an der Finanzgrößen aus allen Theilen des Landes theilnehmen werden. Selbstredend wird auch Chicago würdig auf dem Konvent vertreten sei, und zwar werden die hiesigen Delegaten morgen Abend mit der Lake Shore-Bahn die Fahrt nach Cleveland antreten. Es befinden sich in der Reisegesellschaft unter Anderen: Geo. D. Boulton, von der Ersten Nationalbank; E. A. Potter, J. J. Abbott, American Trust and Savings Bank; A. B. Chandler, Chandler Mortgage Company; E. S. Lacey, Bankers National Bank; W. T. Fenton, National Bank of the Republic; D. R. Forgan; Union National Bank; William A. Tilden, Drovers' National Bank; George M. Reynolds, Continental National Bank; George F. Orde und Arthur Heurtley, Northern Trust Company und John Farson, von der Firma Farson, Leach & Co.

Schwedische „Good Templars".

In Harms Park, an Berteau Ave., findet heute das Jahresfest der skandinavischen „Good Templars" statt, und zwar unter Mitwirkung der „Walthrian Singing Society" und der Swithiod Militär-Kapelle. Die Beamten der Großloge sind: Präsident, K. E. Ostergren; Erster Vizepräsident, S. A. Nelson; Zweiter Vizepräsident, Ellen Lindstrom; Sekretär, Oskar Ohlander; Schatzmeister, Othelia Myhrman; Marshall, Louis Magnuson.

Erstochen!

Der 20 Jahre alte Buchhalter Walter Koeller das Opfer ruchloser Mörder.

Er wird in seinem Wohnzimmer, in einem Hause an Fulton Str., niedergemetzelt.

Die Thäter haben soweit noch nicht gefaßt werden können.

Während eines Streites um ein weißes Frauenzimmer wird ein Farbiger, Namens Bernard, erschossen.

Walter Koeller, ein 20 Jahre alter Buchhalter, der erst kürzlich das Dixon Kolleg absolvirte, ist gestern Abend das Opfer ruchloser Mordgesellen geworden. Er wurde auf der Thürschwelle seines Zimmers in dem Hause No. 1—2 Fulton Str., erstochen! Wer die Thäter sind, und was das Motiv zu der entsetzlichen Mordthat war, ist vorläufig noch ein dichtverschleiertes Geheimniß. Als die Mörder ihr Opfer, zu Tode getroffen, niedersinken sahen, ergriffen sie sofort die Flucht, und der Polizei ist es bisher noch nicht gelungen, ihrer habhaft zu werden.

Erst durch den markerschütternden Aufschrei Koellers wurden die übrigen Hausbewohner auf das schreckliche Geschehniß aufmerksam — als man hinzu eilte, hatte der bedauernswerthe junge Mann bereits seinen letzten Athemzug gethan!

Koeller stammte aus Herman, Mo., woselbst seine Mutter und zwei Brüder wohnhaft sind. Ein anderer Bruder des Ermordeten, George Koeller mit Namen, bekleidet die Stelle des Stationsvorstehers der Chicago u. Northwestern Bahn an der Oakley Ave. Haltestation. Derselbe wohnte mit seinem unglücklichen Bruder zusammen in dem von einer Frau F. M. Alexander geführten Kosthaus.

Walter Koeller soll in Shirley, Ill., ein Liebesverhältniß mit einer gewissen Lizzie Horn unterhalten haben, und die Polizei vermuthet, daß er möglicherweise das Opfer eifersüchtiger Nebenbuhler geworden ist.

Der Ermordete stand in Diensten der „Griffin Car Wheel Company". Er hatte sich gestern Morgen zur gewohnten Stunde an die Arbeit begeben, war aber schon nach zwei Stunden wieder zurückgekehrt, da er sich, wie er Frau Alexander erzählte, nicht recht wohl fühlte. Um 5 Uhr verließ er sein Zimmer und nahm in einem benachbarten Restaurant sein Abendbrod ein, um sich bald darauf zur Ruhe zu begeben. Gegen 9 Uhr wurde dann plötzlich die Hausglocke gezogen, und als Frau Alexander die Thür öffnete, standen draußen zwei junge Leute, die nach Walter Koeller fragten. Frau Alexander erzählte ihnen, daß der junge Mann unpäßlich sei, worauf die beiden Fremden sich, wenn anscheinend auch unwillig, entfernten. Zehn Minuten später sprachen sie indessen von Neuem vor und erzählten diesmal der Frau Alexander, daß George Koeller sie beauftragt habe, seinen Bruder aufzusuchen, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Frau Alexander führte die Fremden nach oben und begab sich dann an ihre Arbeit zurück.

Wenige Minuten später war die ruchlose Mordthat geschehen!

* * *

Während eines Streites um ein weißes Frauenzimmer wurde gestern Abend im Hause No. 832 Grand Avenue ein Farbiger, Namens Bernard, von einem Rassegenossen, der Taylor heißen soll, über den Haufen geschossen. Die mörderische Kugel machte seinem Dasein ein jähes Ende.

Wegen Verletzung des Flaggengesetzes.

Unter der Anklage, das Flaggengesetz übertreten zu haben, welches bekanntlich die Benutzung des Sternenbanners zu Reklamezwecken verbietet, wurden gestern sieben Arrestanten dem Richter LaBuy vorgeführt. Derselbe setzte das Verhör auf nächsten Mittwoch fest. Die Namen der Angeklagten sind: Albert Natzke, 219 W. Division Str.; Edward P. Shibley, 210 Madison Str.; Hermann Weber, 111—117 Randolph Str.; John Elding, 469 Ashland Ave.; George M. Reems, 958 W. Madison Str.; A. Abrams, 528 W. Chicago Ave.; und C. J. Nather, Südost-Ecke W. Chicago Ave. und N. Lincoln Str.

* An Madison und Green Straße wurde gestern Nachmittag Gregory Peter, ein bei der „Independent Brewing Co." angestellter Fuhrmann, von der Hitze übermannt. Eine Ambulanz brachte den Erkrankten nach seiner Wohnung, No. 597 N. Halsted Straße.

* Der Schreiner Ludwig Rochinski brach gestern in seiner Wohnung, No. 39 Thomas Str., in der Vorstadt Harlem, plötzlich zusammen und war sofort eine Leiche. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß der 71jährige Mann einem Schlaganfall erlegen ist.

* Ein von dem 38jährigen, No. 102 Miller Str. wohnhaften Fuhrmann Robert German gelenktes Gefährt kollidirte gestern Abend an Clark und Taylor Str. mit einem elektrischen Straßenbahnwagen der Halsted Str.-Linie. German stürzte von seinem Sitze auf das Straßenpflaster herab und brach dabei drei Rippen. Der Verunglückte fand Aufnahme im County-Hospital.

* Bei einer Kollision zwischen seinem Gefährt und einem Kabelbahnzuge der Wabash Ave.-Linie an Peck Court wurde gestern Abend der Droschkenkutscher P. Bloch nebst seinem Fahrgast, dem No. 200 Ashland Ave. wohnhaften W. T. Reid, auf das Straßenpflaster herabgeschleudert. Beide kamen mit leichten Kontusionen im Gesicht und an den Händen davon.

Die Strafrechtspflege.

Uebermorgen beginnt der September-Termin des Kriminalgerichts.

Der September-Termin des Kriminalgerichts wird erst übermorgen beginnen, da morgen des Arbeitertages wegen keine Gerichtssitzungen abgehalten werden. Zur Thätigkeit im Kriminalgericht sind die Richter Brentano, Waterman, Baker und Hutchinson bestimmt. Da jedoch Richter Waterman schwer an Rheumatismus erkrankt ist, und sich deshalb in ein Bad begeben mußte, so wird ihn sein Kollege Tuthill während der ersten Wochen vertreten. Vor Richter Brentano wird übermorgen der Prozeß gegen den Ex-Bankier Magill, welcher angeklagt ist, Einlagen angenommen zu haben, obwohl er wissen mußte, daß seine Bank bereits zahlungsunfähig war, zur Verhandlung aufgerufen werden. Es heißt, daß Magills Anwalt um Aufschub nachsuchen wird, weil in seiner Familie ein Todesfall eingetreten ist. Falls der Richter das Gesuch bewilligt, wird übermorgen mit der Prozessirung von Emma Ford, einer Mohrin von herkulischem Körperbau, begonnen werden. Die dunkelhäutige Riesin, welche im Countygefängniß unter dem Namen „Big Em" bekannt ist, wird beschuldigt, einen Reisenden an der „Levee" um $75 beraubt zu haben. Erst kurz vor ihrer Verhaftung war sie aus dem Zuchthaus in Joliet entlassen worden, woselbst sie wegen Raubanfalls eine fünfjährige Strafe zu verbüßen hatte. Außer Richter Brentano wird nur noch sein Kollege Hutchinson übermorgen mit seiner Thätigkeit im Kriminalgericht beginnen. Auf dem Gerichtskalender des Letzteren stehen zunächst mehrere Anklagen wegen Einbruchs und ähnlicher Verbrechen zur Verhandlung.

Die September-Grandjury wird morgen in acht Tagen vereidigt werden. Die Zahl der zu erledigenden Fälle ist bis jetzt eine verhältnißmäßig sehr geringe, obwohl dieselben sich seit zwei Monaten angehäuft haben. Die Großgeschworenen werden sich wahrscheinlich auch mit einer Untersuchung der Steuerhinterziehungs-Fälle beschäftigen.

Lebensüberdrüssig.

In seinem Zimmer im Geneva-Hotel, an State und Kinzie Straße, wurde gestern Abend der 50jährige Eugen Schultz todt im Bette liegend aufgefunden. Neben dem Bette lagen auf einem Tische eine Schachtel, welche die Reste eines anscheinend giftigen Pulvers enthielt, sowie eine geleerte Sodawasser-Flasche. Außerdem fand man in dem Zimmer einen Zettel auf, in welchem Schultz erklärt, er sei lebensmüde, weil er seit einem Jahr beschäftigungslos gewesen und den Hang zum Trunke nicht habe unterdrücken können. Der Mann wohnte seit mehreren Jahren in dem Hotel, doch ist über seine Familienverhältnisse nichts Näheres bekannt.

Der 19jährige John Rossell versuchte gestern Abend in der Wohnung seiner Eltern, No. 35 Star Str., seinem Leben ein Ende zu machen, indem er sich mit einem großen Fleischermesser mehrere tiefe Wunden beibrachte. Der Selbstmordkandidat, dessen Verletzungen nicht lebensgefährlich sind, fand im County-Hospital Aufnahme. Der Umstand, daß er keine Arbeit finden konnte, soll den jungen Mann veranlaßt haben, Hand an sich zu legen.

Ans Kriminalgericht verwiesen.

Eine Coroners-Jury verwies gestern die Hebamme Louise Hagenow auf die Anklage hin, durch eine verbrecherische Operation den Tod der 23jährigen Marie Hecht verursacht zu haben, an's Kriminalgericht. Als hauptsächliches Belastungsmaterial diente die Ante Mortem-Aussage der Verstorbenen, in welcher sie Frau Hagenow jenes Verbrechens beschuldigte. Frau Augusta Spitzer, von No. 941 N. Clark Straße, bekundete bei dem Inquest, daß sie eine Freundin von Marie Hecht gewesen sei, und dieselbe zwei Wochen vor Ausführung der Operation in ihr Haus aufgenommen habe. Am 24. August habe dieselbe ihr Haus verlassen und sei am Abend in sehr leidendem Zustande zurückgekehrt. Die Zeugin beschwor, daß Frl. Hecht im St. Elizabeth-Hospital Frau Hagenow als Diejenige identifizirte, welche an ihr die Operation vorgenommen hatte.

Opiumhöhle ausgehoben.

Die Polizei der Desplaines Str.-Revierwache unternahm gestern Abend eine Razzia auf ein Haus an Desplaines und Monroe Str. und machte dort acht Personen unter der Anklage, Insassen einer Opiumhöhle zu sein, dingfest. Eine Menge Opiumpfeifen und sonstige Rauchutensilien, welche sich in dem Hause vorfanden, wurden konfiszirt. Die Arrestanten gaben ihre Namen als Ellen Kane, Cecil Cohen, Irene Jones, Minnie Moran, Thomas Golden, Harry Avache, John Cunningham und Charles Hartman an. Der Letzgenannte, sowie Minnie Moran sind auch beschuldigt, an einem am 4. Juli verübten Einbruch betheiligt gewesen zu sein.

Ertrunken.

Während gestern der 14jährige James Kucera am Fuße der Union Straße im Flusse badete, wurde er von Krämpfen befallen und versank, ehe ihm Hilfe erreichen konnte. Die Eltern des verunglückten Knaben wohnen im Hause No. 518 W. 18. Straße.

Kurz und Neu.

* Der „Edelweiß Klub" hat gestern seine Reorganisation vollständig gemacht und neue Beamte erwählt, deren Aufgabe es nun sein wird, die Klippen der Schankordnung, bezw. des Ausschankverbotes von Hyde Park mit mehr Erfolg zu umschiffen, als Vorgänger gehabt.

1749—1899.

Die Goethe-Feier der Chicagoer Deutschen.

Wie das schöne Fest heute im Sunnyside-Park begangen werden wird. — Die Betheiligung von Mitwirkenden eine vielversprechende. — Auch der Besuch wird voraussichtlich selbst die kühnsten Erwartungen noch übertreffen.

Hier ist des Volkes wahrer Himmel.
Zufrieden jauchzet Groß und Klein.
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Diese Worte aus der Spaziergang-Szene Fausts mit Wagner werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch die Besucher des Volksfestes im Sunnyside Park heute ausrufen dürfen. Die Vorbereitungen zu der daselbst stattfindenden Goethe-Feier sind beendet. Das Deutschthum wird heute in hellen Schaaren sich auf den Festplatz begeben, um den 150. Geburtstag des großen deutschen Geistesfürsten Johann Wolfgang von Goethe in der Gelegen- Wolfgang von Goethe würdig zu begehen. Der Veranstaltung dieser Feier liegt bekanntlich ein doppelter Zweck zu Grunde. Zunächst handelt es sich darum, das Andenken an das Leben und Wirken des Dichterheroen bei den hiesigen Deutschen aufzufrischen; in zweiter Reihe steht das Bestreben des Festausschusses, durch eine volksthümliche, Jeden anregende und fesselnde Veranstaltung den Goethe-Denkmalfonds des Schwaben-Vereins, der bereits die stattliche Summe von über $5000 aufweist, womöglich zu verdoppeln, damit die Vorarbeiten für die Errichtung des Standbildes ernstlich betrieben werden können. Der schönste Lohn, der den eigentlichen Veranstaltern des heutigen Festes für ihre auf die Vorbereitungen desselben verwendete Mühe werden könnte, wäre wohl der, daß der Ertrag der Goethe-Feier den vollen Rest der Summe deckte, die zur Herstellung und Errichtung des geplanten Denkmals benöthigt wird. Hoffentlich geht dieser Wunsch heute seiner Verwirklichung entgegen. — Der Festplatz selbst bietet einen prächtigen Rahmen für die eigentliche Feier. Der Eingang ist zu einem hohen Portal umgebaut worden, das auf seinem Aufbau als bemerkenswerthesten Schmuck ein Kolossalbild des Dichterfürsten trägt. Ein mit Guirlanden, Fahnen und Lampions geschmückter Bogengang führt vom Eingang zur Bühne, die in einen prächtigen griechischen Tempel umgewandelt worden ist. Auf dieser Bühne finden die Aufführungen der lebenden Bilder statt; auch die Redner werden ihre Ansprachen vom Podium derselben herab an die Hörer richten. Für das Orchester und die Sänger ist in Form eines Amphitheaters eine besondere Bühne, die 1500 Sitzplätze aufweist, erbaut worden. Ferner sind zahlreiche Wappenschilde mit der amerikanischen und der deutschen Fahne, von Inschriften überragt, die Merksprüche aus Goethes Werken aufweisen, als Schmuck des Festplatzes verwendet worden.

Das vollständige Programm, wie es in diesem Rahmen heute zur Ausführung gelangen wird, lautet:

Nachmittags 3 Uhr.

Ouverture zu „Egmont" . . . . . Beethoven
Orchester, F. A. Kern, Dirigent.
Eröffnungsrede, Festpräsident Theodor Brentano, vorgestellt durch den Vorsitzer der Exekutive, Herr Louis Kistler.
Ansprache, Polizeianwalt Taylor, in Vertretung des Bürgermeisters.
„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" . . . . Kuhlau
„Sah' ein Knab' ein Röslein steh'n" . . . Werner
Männerchor, H. v. Oppen, Dirigent.
Deutsche Festrede, Herr Max Eberhardt.
Phantasie aus „Faust" . . . . . Gounod
Orchester.
„Durch Feld und Wald", Volkslied.
„Tage der Wonne" . . . . Mendelssohn
Kinderchor, G. Katzenberger, Dirigent.
Ouverture „Iphigenie in Aulis" . . . . Mozart
Orchester.
Walzer aus „Faust" . . . . . . Gounod
„Banner of Iovance" . . . . . Katzenberger
Damenchor, G. Katzenberger, Dirigent.
Phantasien aus Mascagnis „Freund Fritz", F. A. Kern
Orchester.

Abends 8 Uhr.

Ouverture zu „Mignon" . . . . Amb. Thomas
Orchester.
Englische Festrede, Herr Henry S. Boutell.
„Meeresstille und glückliche Fahrt" . . C. L. Fischer
Männerchor mit Orchester, F. A. Kern, Dirigent.
Tableau: „Götz von Berlichingen vor dem Rath zu Heilbronn", Direktion: Ferdinand Welb.
Marsch und Chor aus „Faust" . . . . Gounod
„Deutschland über Alles",
Damenchor, G. Katzenberger, Dirigent.
Tableau: Kirchgangsszene aus „Faust".
Göthe-Festmarsch . . . . Burald
Orchester.
Epilog, Preisgedicht von . . . . . Konrad Ries
Vorgetragen von Hugo S. Grosser.
Tableau: Goethe-Apotheose.
„Wacht am Rhein"; „Hail Columbia".
Chöre, Publikum und Orchester.

Die Betheiligung an dem Fest verspricht eine sehr große zu werden. Die Veranstalter geben sich der sicheren Hoffnung hin, heute 40,000 bis 50,000 Besucher auf dem Festplatz begrüßen zu können. Ein Massen-Männerchor von nicht weniger als ein Tausend Sängern, der sich aus den Aktiven von 37 Gesangvereinen rekrutirt hat, wird die Männerchor-Lieder zum Vortrag bringen. Sowohl der Damen-, wie auch der Kinder-Chor, unter Leitung des Herrn G. Katzenberger, weist nahezu Tausend Mitwirkende auf.

Die Vereine, welche Vertreter zu den Delegaten-Versammlungen entsendet und dadurch ihre Bereitwilligkeit, sich an dem Feste zu betheiligen, bekundet haben, sind:

	Mitglieder:
Deutscher Landwehrverein	65
Goethe Frauenverein	180
Schweizer Klub von Chicago	200
Verein Deutscher Waffengenossen	55
Deutscher Kriegerverein	230
Ravenswood Männerchor	64
Harugari Liedertafel	100
Turnverein „Fortschritt"	160
Verband der Veteranen der Deutschen Armee	—
Hessen-Verein von Chicago	—
Schwäbischer Unterstützungsverein	180
Vorwärts-Männerchor	—
Aurora-Turnverein	300
Oesterreicher- und Bayern-Verein	200
Turnverein „Lincoln"	215
Chicago-Turngemeinde	650
Deutscher Lehrerverein	650
Junger Männerchor	—
Auburn Park Sängerbund	—
Gesangverein „Harmonie"	130
Gegenseitiger Unterstützungsverein	1200
Schiller-Männerchor	40
Verein Deutscher Reservisten	—
Orden der Hermannssöhne	700
Gesangverein „Almira"	44
Turnverein „Garfield"	210
Soldaten-Verein der Südseite	40
Verein „Saxonia"	35
Rothmänner-Liederkranz	54
Badische Sängerrunde	86
Germania-Männerchor	550
Schwabenverein von Chicago	462
„Fidelia"	99
Schleswig-Holstein Sängerbund	260
Freier Sängerbund	104
Liedertafel „Vorwärts"	135
Turnverein „Einigkeit"	110
Polytechnischer Verein von Chicago	
Schwäbischer Sängerbund	64
Teutonia-Männerchor	136
Deutsche Harugari-Freiheitsloge	72
Senefelder Liederkranz	196
Teutonia-Turnverein	127
Gesangverein „Walhalla"	—
Orpheus-Männerchor	100
„Schlaraffia"	—
Turnverein „Vorwärts"	350
Dramatischer Klub Schwaben	40
Verein „Bavaria", Sektion 1	62
Deutsche Medizinische Gesellschaft von Chicago	—
Harugari-Sängerbund	80
Deutsche Krieger-Kameradschaft	71
Schiller-Liedertafel	—
Arion-Männerchor der Südseite	95
Rheinischer Verein von Chicago	58
Schlesischer Kranken-Unterstützungsverein	50
Nassauer Kranken-Unterstützungsverein	50
Gesangssektion des Gegenseit. Unterstützungs-Vereins	—
Schweizer-Männerchor	100
Deutscher Preß-Klub	35
Chicago Schützengesellschaft	175
Bayern-Verein, Sektion „Maximilian"	—
Freier Männerchor von Avondale	30
Wilhelm Tell Loge, D. O. H.	—
Gesangverein „Frohsinn"	190
Gesangverein „Edelweiß"	—
Bayern-Sängerbund	—
Beckmann-Loge, D. O. H.	45
Nord-Chicago Liederkranz	22
Koerner-Loge, J. O. O. F.	137
Westseite-Sängerkranz	65
Goethe-Loge, J. O. O. F.	150
Freisinnige Gemeinde von Chicago	215
Grand Lodge, O. H. S.	700
Verein Deutscher Krieger-Kameraden	30
Bayrisch-Amer. Verein von Cook Co., Jll.	82
Harlem-Männerchor	52
Central-Turnverein	250
Thüringer-Verein	40
Richard Wagner Loge	86
Freiheits-Loge Plattdeutsche Gilde	80
Town of Lake Krieger-Verein	130

Zur Mitwirkung bei den lebenden Bildern sind Nachverzeichnete, und zwar die Damen vom Schwaben-Verein, die Herren von der Chicago-Turngemeinde, gewonnen worden:

Frl. Carla Köster, Frl. Clara Hucker, Frau Louise Schnitzler, Frl. Clara Mueller, Frl. Lillian Schaller, Frl. Emma Pracht, Frl. Elise Beutelspacher, Frau Maria Staub, Frau Paula Gruschow, Frau E. Gundling, Frl. Hattie Weigle, Frl. L. Bender, Frl. Anna Schlicht, Frl. Anna Stuppe, Frl. Emma Stuppe, Frau Mamie von Massow-Herrmann, Frl. Eugenia Zoeller, Anna Schaller, Else Kori, Geo. A. Schmidt jr., B. Ludwig, A. Hornung, Ch. Oehler, A. Heß, Geo. Cohrs, H. Ulrich, Chas. Eichin, Wm. Schmidt, Alb. Michaelis, F. Roepnack, Ferd. Starkel, Otto Breitzke, Carl Krueger, W. F. Ulrich, Geo. Landenberg, Fred. Heß, L. O. Greiner, Gus. Eckert, Herman Struebing, Albert Springer, Constantin Goldzier, Georg Fürst, Fritz Thumm, Karl Moldenhauer und K. Kabbel.

Die gestern Abend, unter der Leitung des Herrn Ferdinand Welb, in der Nordseite-Turnhalle abgehaltene Probe nahm einen vielversprechenden Verlauf. Das erste Bild stellt die Szene „Götz von Berlichingen vor den Rathsherren zu Heilbronn" dar; das zweite die bekannte Kirchgangsszene aus „Faust"; das dritte ist eine Apotheose Goethes, in welcher alle, aus des Dichters Werken bekannten Persönlichkeiten dem Geistesfürsten ihre Huldigung darbringen.—

Die Kasse des Parks wird heute um 12 Uhr Mittags geöffnet werden; vorher wird Niemand in den Park gelassen werden, auch sind Eintrittskarten vorher nicht zu haben. Nur die Delegaten, Komite-Mitglieder und bei den Aufführungen Mitwirkende, die ihr Festabzeichen haben, erhalten freien Eintritt. Alle Uebrigen müssen sich Eintrittskarten zum Preise von 25 Cts. für die Person lösen, auch solche Vereine, die in corpore in den Park einzumarschiren wünschen.

Bei schönem Wetter werden auf vielen größeren Gebäuden die Fahnen wehen; nur wenn anhaltender Regen die Abhaltung des Festes unmöglich machen sollte, werden auch die Fahnen nicht entfaltet werden. Das Publikum wird somit an diesem Fahnenzeichen erkennen können, ob das Fest stattfindet oder nicht. Sämmtliche Straßenbahnen werden ihre Wagen ununterbrochen bis 1½ Uhr Nachts in Betrieb belassen. Die Straßenbahnwagen der Halsted Str.-Linie werden morgen über die Halsted Str.-Brücke direkt bis zum Festplatz laufen. Auch aus den Landdistrikten wird, da die Eisenbahn-Fahrpreise ermäßigt worden sind, ein großer Besucherzustrom erwartet. So werden sich dann auch des Dichters Worte heute, an der Chicagoer Feier seines 150. Geburtstages bewahrheiten, die da lauten:

Solch' ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Vermißt.

Die Polizei wurde ersucht, nach dem Verbleib des zwölfjährigen John Condon zu forschen, welcher seit letztem Montag spurlos aus seinem Elternhause, No. 3542 Lowe Ave., verschwunden ist. Man sah den vermißten Knaben zuletzt in Gesellschaft von Landstreichern. Als vermißt sind ferner die Nachgenannten polizeilich angemeldet worden: Henry Murphy, 33 Jahre alt, No. 9338 Manistee Ave.; Abe Trainor, 8 Jahre alt, No. 641 Milwaukee Ave.; Ray Skabian, 16 Jahre alt, No. 96 31. Str.

* Der farbige Polizist Irwin von der Stock Yards-Revierwache, welcher des Diebstahls beschuldigt wird, ist suspendirt worden. Irwin soll dem No. 836 Garfield Boul. wohnhaften Thomas McGuire, der vor seinem Hause eingeschlafen war, eine Diamantennadel entwendet haben.

Feste und Vergnügungen.

Hamburger Klub.

Durch den großartigen Erfolg, den der obige Klub mit seinem Piknik gehabt hat, ermuthigt, wird derselbe am heutigen Sonntage im „Waldschlößchen" — Besitzer Ludwig Möller — an Nord Francisco Avenue und Cook Straße, ein Sommerfest, verbunden mit Preiskegeln und Kränzchen, veranstalten. Dem Komite sind $50 zur Anschaffung von Kegelpreisen für Herren und Damen überwiesen worden. Da der Eintritt frei ist, so hofft der Klub recht viele Freunde mit ihren Familien im Waldschlößchen begrüßen zu können. Der Anfang des Festes ist auf 2 Uhr Nachmittags festgesetzt. Um zum Festplatz zu gelangen, nehme man die Elston Ave.-Cars bis zur Wagen-Remise dieser Linie, oder Belmont Ave.-Cars bis Elston Ave., oder Kedzie und California Ave.-Cars bis Belmont Ave., woselbst von 2—5 Uhr Komite-Mitglieder stehen und die Besucher zum Grove weisen werden. — Der Hamburger Klub, der zur Zeit aus 60 Mitgliedern besteht, hatte nach seinem letzten halbjährlichen Bericht ein hübsches Vermögen aufzuweisen, welches im kommenden Winter zur Veranstaltung von Vergnügungen verwendet werden soll.

Piknik der Hessen-Darmstädter.

Der Hessen-Darmstädter-Unterstützungs-Verein der Südseite hat umfassende Vorbereitungen für sein heute stattfindendes viertes Piknik getroffen. Dasselbe wird in Petersens Grove, Ecke 59. Straße und Western Avenue abgehalten werden. Das Fest-Komite hat allerlei Volksbelustigungen und verschiedene Preisspiele arrangirt, unter andern: Wettlaufen für Damen, großes Wettradeln, Preiskegeln u. s. w. Den Kindern wird eine außergewöhnliche Ueberraschung zu Theil werden. Bei ungünstiger Witterung findet das Piknik an einem späteren Sonntag statt. — Um den Grove zu erreichen, nehme man die Halsted Str., Wentworth Ave., State Str. oder Cottage Grove Ave. Cars bis zur 59. Str., von dort westlich bis zum Grove. Für gesellige Unterhaltung der Besucher ist bestens gesorgt.

Westseite Turnverein.

Heute wird das Preis-Kegeln fortgesetzt, welches am letzten Sonntag in der Westseite-Turnhalle, Nr. 770 bis 776 W. Chicago Ave., überaus erfolgverheißend eröffnet worden ist. Der Westseite-Turnverein hat drei Geld-Preise, $25, $15 und $10, eine goldene Medaille als Zehner-Preis und eine ganze Anzahl anderer werthvoller Preise für den Wettbewerb ausgesetzt. Herren-Kegeln findet bis zum Sonntag, den 17. September, Sonntags von 2—6 Uhr Nachmittags und 8—12 Uhr Abends statt, Montags, Mittwochs und Samstags von 8—12 Uhr Abends. Am Montag steht die Kegelbahn auch Damen zur Verfügung, die am Preis-Bewerb theilnehmen wollen. Fünf Kugeln: 25 Cts.

Fahnenweihe nebst Ball.

Der Schwäbische- und Badische Damen-Verein wird am Sonntag, den 17. September, die Reihe seiner Winterfestlichkeiten eröffnen. In der Mozart-Halle, Nr. 245 Clybourn Ave., werden sich die Mitglieder wie auch die zahlreichen Freunde des Vereins versammeln, um das Fest der Fahnenweihe zu begehen. Das Arrangements-Komite ist eifrig mit den Vorbereitungen beschäftigt. Dieselben dürften einen glänzenden Verlauf des Festes gewährleisten, da weder Kosten noch Mühe gescheut werden, um die feierliche Uebergabe der neuen Fahne an den Verein zu einem Ereigniß in der Geschichte desselben zu machen. Die Feier wird Nachmittags um 2 Uhr eröffnet werden. Abends findet ein flottes Ballfest statt.

In den Krieg.

Das 30. Bundes-Freiwilligenregiment wird spätestens am Mittwoch Morgen von Fort Sheridan aus seine Kriegsfahrt nach den Philippinen antreten. Es muß unbedingt am 10. September in San Francisco sein, woselbst sich das Regiment nach Manila einschiffen wird.

Gestern erhielten die Soldaten ihre Löhnung für den Monat August ausbezahlt, wozu insgesammt $26,000 benöthigt waren.

Opfer des Bahnmolochs.

Ein unbekannter Mann wurde gestern Nachmittag an California Ave. und Kinzie Str. durch einen Zug der Northwestern-Bahn überfahren und auf der Stelle getödtet. Bei dem Verunglückten fand man nichts, was zu seiner Identifizirung hätte dienen können.

* Morgen ist ein gesetzlicher Feiertag, an dem alle öffentlichen Aemter sowie die Banken geschlossen werden müssen.

* Die neuen Goldzertifikate gehen auf dem hiesigen Bundesschatzamt ab „wie warme Semmel". Gestern wurden von den Banken für $200,000 von diesem Papiergeld eingetauscht, und aus Washington traf ein neuer Vorrath im Betrage von $740,000 ein.

* Die deutsch-evangelische St. Johannes-Gemeinde zu Evanston veranstaltet morgen, am Arbeitertag, ein Piknik in North Evanston, zwei Block nördlich vom Endpunkte der Evanston Electric Car-Linie. Für angenehme Unterhaltung wird reichlich gesorgt sein.

* Auf eine Beschwerde der benachbarten Grundeigenthümer hin ist gestern Ludwig Ewertsen von Richter Chytraus angewiesen worden, das Miethshaus, welches er an der Ecke von Orchard und Wrightwood Ave. errichten läßt, bis zu der an Orchard Avenue geltenden Baulinie zurückrücken zu lassen.

Pläne für die Opernsaison.

Chicagoer Sänger rüsten sich zur Pariser Weltausstellungsfahrt.—Unterrichts-Anfang in hiesigen Musikschulen.

Impresario Maurice Grau ist zur Zeit ein vielbeschäftigter Mann. Er weilt noch in London und führt von dort aus Unterhandlungen mit Jean de Reszke, Lilli Lehmann, Emma Calvé und Emma Eames. Jean de Reszke ist leidend und zeigt keine große Lust, in der nächsten Saison hier aufzutreten. Die drei Damen sind sich noch nicht endgiltig darüber klar geworden, ob sie Grau's Kontrakt, der ihnen nur in finanzieller Hinsicht annehmbar erscheint, oder andere Angebote berücksichtigen sollen, durch deren Annahme mehr ihr künstlerischer Ehrgeiz, denn ihre Erwerbssucht, befriedigt werden würde. Sicher ist, daß der stimmbegabte Alvarez, Jean de Reszkes Nachfolger an der Pariser Großen Oper, der Gesellschaft angehören wird. Dieser erfolgreiche Operntenor, welcher auch hier im letzten Frühjahr als Mitglied der Ellis Operngesellschaft Triumphe gefeiert hat, ist aber kein Wagner-Sänger, und da Impresario Grau auch Wagner-Opern aufführen will, würde Alvarez den besonders in New York vielvergötterten Jean nur im italienisch-französischen Opern-Repertoire ersetzen können. Um diese Lücke auszufüllen, werden die Herren Van Dyck und Dippel — die bis vor einem Jahre der Wiener Hofoper als erste Tenöre angehörten, im letzten Winter jedoch, bei Grau engagirt, hier gesungen haben — wiederum für Amerika verpflichtet werden. Der Baritonist Van Rooy, der „Wotan," „Telramund," „Wolfram" u. s. w. der Bayreuther Festspiele, ist für die deutschen Opern-Vorstellungen der kommenden Saison bereits gewonnen worden. Frl. Ternina, erste dramatische Sängerin der Münchener Hofoper, deren Auftreten wiederholt für Chicago angekündigt war, wegen Erkrankung der Primadonna aber nie stattgefunden hat, soll diesmal ganz bestimmt hier mitwirken. Als andere deutsche Kräfte der Gesellschaft werden Marcella Sembrich, Frau Schumann-Heink, Frl. Olitzka, Albers der „David" (Meistersinger) und „Mime" (Siegfried) der Bayreuther Festspiele, Mühlmann und Bertram, der letztgenannte ein junger, leistungstüchtiger Bariton von der Münchener Hofoper, genannt. Die Damen Nordica, Mantelli, Bauermeister, Susanne Adams, Susan Strong und Van Cauteren, wie auch die Herren Eduard de Reszke, Plançon, Salignac, Dufriche, Vanni, Pini-Cesi u. s. w. werden auch in der nächsten Saison dem Opern-Ensemble des Herrn Grau als Solisten angehören. Campanari, der sich hier so viele Bewunderer erworben, soll durch den Bariton Scotti ersetzt werden, der in der letzten Spielzeit der Oper im „Covent Garden" zu London Aufsehen erregt hat. Auch der amerikanische Opernbariton Bispham ist nicht wiederengagirt worden. Desgleichen hat Grau den Kontrakt mit Kapellmeister Bevignani nicht erneuert. Emil Paur, bis zur letzten Saison Dirigent des Bostoner Symphonie-Orchesters, und Gustav Heinrichs aus Philadelphia sollen sich in die Leitung der Aufführungen deutscher Opern theilen; Mancinelli wird wiederum den Taktstock führen, wenn die italienischen und französischen Opern zu Gehör gebracht werden. — Die Gesellschaft muß bereits Mitte dieses Monats in New York beisammen sein, um daselbst Proben abzuhalten. Die erste Hälfte der Saison wird am 9. Oktober in New Haven, Conn., begonnen und mit kurzen Gastspielen in den Städten Hartford, Springfield, Worchester, Providence, Montreal, Toronto, Buffalo, Detroit, Cleveland, St. Louis, Indianapolis, Louisville und Cincinnati weitergeführt werden. In Chicago wird die Gesellschaft alsdann zwei, vielleicht auch drei Wochen hindurch Vorstellungen geben, danach in Boston eine Woche lang spielen, um am 18. Dezember die New Yorker Spielzeit, und mit ihr die zweite Hälfte der Saison, zu eröffnen. Voraussichtlich wird die letztere auch eine Reihe von zwanzig Opern-Vorstellungen in Philadelphia einschließen.

* * *

Die „Castle Square Opera Company," welche während des vergangenen Frühjahrs in der großen Konzert- und Theaterhalle des Studebaker-Gebäudes die Spieloper und Operette gepflegt und reichen Zuspruch gehabt hat, wird daselbst ihre neue Spielzeit am Montag, den 25. September, mit einer Aufführung von Strauß' Operette „Spitzentuch der Königin" eröffnen. Die erste Ensemble-Probe wird bereits am nächsten Dienstag Vormittag abgehalten. Das Personal der Gesellschaft hat nur im Chor einige Veränderungen erfahren; die Solisten sind die nämlichen, welche in den Aufführungen der letzten Spielzeit mitgewirkt haben.

* * *

Mitglieder des hiesigen „Apollo Musical Club" und des amerikanischen „Mendelssohn-Männerchor" tragen sich mit der Absicht, unter sich einen amerikanischen Chorverein in's Leben zu rufen, der zur Weltausstellung nach Paris pilgern und daselbst in Konzerten auftreten soll. Die Absicht ist, eine Sängerfahrt zu unternehmen, die nur einen Monat dauert, die Theilnehmer aber zu fünftägigem Aufenthalt nach London führt und ihnen danach einen achttägigen Besuch der Pariser Weltausstellung und das Auftreten in mehreren Konzerten daselbst ermöglicht. Anmeldungen zur Betheiligung sind bereits in erfreulich großer Anzahl eingegangen. Harrison M. Wild, der Dirigent der beiden Chöre, welche die Sängerfahrt planen, hofft, auch Mitglieder von Gesangvereinen außerhalb der Stadt zur Betheiligung veranlassen und mit einem aus etwa fünfhundert Stimmen bestehenden Chor den Parisern Achtung vor der im Westen der Ver. Staaten betriebenen Pflege des mehrstimmigen Massengesanges abgewinnen zu können.

* * *

Die bekanntesten der hiesigen Musik-Akademien — „Chicago Musical College" und „American Conservatory of Music" — eröffnen am Montag, den 11. September, ihr neues Schuljahr. Die Anmeldungen von Schülern sind bereits so zahlreich eingelaufen, daß die Leiter dieser Anstalten einer überaus erfolgreichen neuen Winter-Saison mit Zuversicht entgegensehen können.

Ein neues Gotteshaus.

Die Anhänger der „Church of Christ" auf der Nordseite werden es errichten.

Der Nordseite-Tempel der „Christian Scientists" wird an der Ecke von Wrightwood und Pine Avenue erstehen. Gestern Vormittag wurden die Erdarbeiten zur Fundamentirung desselben in Angriff genommen. Die Nordseite-Gemeinde der Anhänger der „Christlichen Wissenschaft" hält ihre Versammlungen und ihren Gottesdienst zur Zeit in der Synagoge an La Salle Avenue und Goethe Straße, unter der Leitung von Bicknell Young, ihrem Prediger ab. Mitglieder des Verwaltungsrathes sind die Herren Samuel Manderville, Samuel Myers, Joseph J. Huffer, Elmer Adams, William Treese-Smith und die Damen Frau Ida Shaffner, Frau Platt, Frau McKay, Frau Kohtz und Frau W. T. Smith. Der neue Kirchenbau wird als die „zweite Kirche Christi" bekannt werden. Die erste befindet sich auf der Südseite, am Drexel Boulevard, die dritte soll später auf der Westseite erbaut werden. Die Kosten des Nordseite-Tempels sind auf $65,000 veranschlagt worden, wovon $15,000 auf die innere Einrichtung, $27,500 auf den Ankauf des Grundstückes und der Rest auf die Aufführung des Gebäudes entfallen. Dasselbe wird in der Form eines griechischen Kreuzes und in rein griechischem Baustil errichtet werden. Der Eingang, eine Säulenhalle, wird die nämliche Form erhalten, die der Hauptzugang zum Südseite-Tempel aufweist. Der Unterbau wird aus Granitsteinen, der Hauptbau aus Bedford-Steinen aufgeführt.

Die englische Bühne.

McVickers. Theaterdirektor Jakob Litt hat die Vorbereitungen für die heute Abend stattfindende Erstaufführung des Arden'schen Schauspiels „Zorah" mit der an ihm bekannten Gründlichkeit getroffen. Neue Szenerien und Kostüme sind angefertigt und nichts ist unterlassen worden, um der Novität eine glänzende Aufnahme beim Chicagoer Publikum zu sichern. Die Verfolgungen, welchen die Juden in Rußland ausgesetzt waren und zum Theil noch sind, geißelt der Verfasser in eingehender Zeichnung eines Einzelfalles, der sich wirklich zugetragen haben soll. Die Handlung, die als sehr spannend gehalten und reich an dramatischen Momenten und ergreifenden, wie auch komischen Einzelszenen gerühmt wird, spielt im ersten Akt in einem Modewaaren-Bazar zu Moskau, im zweiten und letzten ebendaselbst im Gouverneur-Palast und im dritten Akt in dem Algachi-Bergwerk in Sibirien. Die Gesellschaft, welche das Stück zur Aufführung bringt, besteht aus über hundert Personen. Als Hauptkräfte derselben werden genannt: Edwin Arden, Herbert Carr, John Martin, Robert Fisher, Max Figman, Rebecca Warren, Edith Wright und Helene Keating.

Powers. Die dreizehnte und letzte Woche der Aufführungen von „Because She Loved Him So" nimmt in diesem Theater morgen ihren Anfang. Die Herbst-Saison wird am Montag, den 11. Septbr., mit einer Aufführung der Bühnenbearbeitung von Hall Caines Roman „The Christian", mit Viola Allen in der Hauptrolle als „Glory Quale", begonnen werden. Robert Drouet ist als Darsteller der Titelpartie gewonnen worden.

Grand. Das amerikanische Volksstück „Arizona" wird am nächsten Samstag vom Spielplan des „Grand" verschwinden und damit wird die unerwartet erfolgreiche und langanhaltende Spielzeit seiner Aufführungen zum Abschluß gebracht werden. Am Dienstag Abend werden, aus Anlaß der 100. Aufführung Souvenirs in Gestalt von Büchern, welche den Text des Stückes enthalten, zur Vertheilung gelangen, und am Mittwoch wird eine Extra-Matinee stattfinden.

Great Northern. „Yon Yonson", ein schwedisch-amerikanisches Volksstück, in welchem der verstorbene Charakterkomiker Gus. Heege als Vertreter der Titelrolle lange Jahre hindurch erfolgreich aufgetreten war, wird in neuer Bearbeitung und mit Arthur Donaldson in der Titelrolle von heute ab die Attraktion des „Great Northern" für die laufende Woche bilden. Das berühmte Lumberman-Gesangsquartett wird mitwirken. Morgen, am Arbeitertag, findet eine Extra-Matinee statt.

Alhambra. „The Coontown 400", ein komisches Singspiel, in welchem die Plantagenlieder wie auch die Tänze der Farbigen aus dem Süden des Landes interessante Verwendung gefunden haben, wird, nachdem es während der letzten beiden Wochen im „Great Northern" wie auch in der „Academy" große Zugkraft ausgeübt hat, von heute an im Alhambra-Theater gegeben werden. Die Gesellschaft besteht aus Farbigen, welche die Gesänge und Tänze an Ort und Stelle studirt haben.

* In Folge einer Gasexplosion kam gestern in dem zweistöckigen Holzhause No. 7009 Yale Ave. ein Feuer zum Ausbruch, welches einen Schaden von etwa $100 anrichtete. Besitzer des Hauses ist ein gewisser Josef Van Horn.

Deutsches Theater.

Ankündigung der Direktion Welb & Wachsner für die Spielzeit 1899—1900.

Liste der mitwirkenden Kräfte und der zur Aufführung erworbenen neuen Bühnendichtungen.

Am Sonntag, den 1. Oktober, wird von der Direktion Welb & Wachsner der Zyklus von Vorstellungen für die Spielzeit 1899—1900 eröffnet werden. Das Personal des Bühnen-Verbandes wird nicht ganz in der vorjährigen trefflichen Zusammensetzung vor das Publikum treten, indessen versichern die Direktoren, daß es ihnen gelungen ist, nicht nur für die ausgeschiedenen guten Kräfte Ersatz zu finden, sondern die Truppe leistungsfähiger zu machen, als bisher, durch Gewinnung von tüchtigen Darstellern und Darstellerinnen an Stelle derjenigen früheren Mitglieder, deren Leistungen zu wünschen übrig ließen.

Das Personal besteht aus folgenden Kräften:

Herren — Max Ruhbeck, vom Hoftheater in Oldenburg. Bonvivants. (Erstes Auftreten in Amerika.) Carl Fischer, vom Hoftheater in Berlin. Jugendl. Helden und Liebhaber. (Erstes Auftreten in Amerika.) Heinz Gordon, vom Hoftheater in Oldenburg. Naturburschen und Gecken. (Erstes Auftreten in Amerika.) Hermann Orlop, vom Stadttheater in Stettin. Charakterrollen und Intriguants. (Erstes Auftreten in Amerika.) Wilh. Blumenau, vom Lessing-Theater in Berlin. Liebhaber. (Erstes Auftreten in Amerika.) Julius Schmidt, vom deutschen Theater in Cleveland. Liebhaber und Chargen. Fritz Lindner, vom Irving Place Theater in New York. Chargen. Albert Metzer, Helden und Bonvivants. Ferdinand Welb, Charakterrollen. Humor. Väter. Leon Wachsner, Komische Gesangspartien. Hermann Werbke, Heldenväter. Ludwig Kreiß, Chargen und Gesangspartien. Otto Strampfer, Charakterkomische Rollen. Theodor Pechtel, Charakterkomische Rollen. Väter. Gustav Hartzheim, Jugendl. komische Rollen, Gecken. Siegmund Selig, Chargen. Helmar Lerski, Chargen. Carlo Heß, Episoden. Anton Gefrer, Inspizient. Episoden. Karl Koenig, Inspizient. Episoden.

Damen — Isa Monnard-Dubois, vom Stadttheater in Köln. Heroinen und Salondamen. (Erstes Auftreten in Amerika.) Elisabeth Bischof, vom Stadttheater in Aachen. Tragische und sentimentale Liebhaberinnen. (Erstes Auftreten in Amerika.) Frida Runge, vom Stadttheater in Hamburg. Muntere und naive Liebhaberinnen. (Erstes Auftreten in Amerika.) Trude Lobe, vom Schiller-Theater in Berlin. Liebhaberinnen und Soubretten. (Erstes Auftreten in Amerika.) Victoria Blume, vom Irving Place Theater in New York. Liebhaberinnen. Paula Wirth, Konversations-Liebhaberinnen. Hedwig Beringer, Anstandsdamen. Charakterrollen. Anna Richard, Mütter und Gesangspartien. Victoria Welb-Markham, Mütter und kom. Alte. Anna Roithmaier, Liebhaberinnen. Kammermädchen. Clara Lapping, Kammermädchen u. s. w. Marie Lindner, Kammermädchen u. s. w.

Chor — 12 Herren und 12 Damen.

Souffleure — Fritz Prem und Clara Schütz.

Von neuen Bühnenwerken, die sie zur Aufführung erworben hat, kündigt die Direktion folgende an:

Dramen, Schauspiele u. s. w. — Wildenbruch. Christoph Marlow. Der Fürst von Verona. — Heyse. Colberg. — Björnsen. Die Neuvermählten, (Neubearbeitung.) — Roberts. Satisfaktion. — Lindau. Der Abend. — Wrede. Das Recht auf sich selbst. — Dreyer. Hans. — Landsberger. Die Pflicht. — Hofmannsthal. Die Hochzeit der Sobeide. Der Abenteurer und die Sängerin. — Schnitzler. Die Gefährtin. Paracelsus. Der grüne Kakadu. — Hartleben. — Abschied vom Regiment.

Lustspiele, Schwänke u. s. w. — Blumenthal und Bernstein. Mathias Gollinger. — Jarno und Nickelt. Die Wahrsagerin. — Pserhofer. Flitterwochen. — Walther und Stein. Sein Amüsement. Die Lustspielfirma. — Schefranek. Die Badesaison. — Jacoby und Schmidt. Die Sünden der Väter. — Triesch. Ihr System. — Skowronnek. Nr. 17. Die kranke Zeit. — L'Arronge, jun. Hochzeitsreise. — Dachs. Mizi. — Carlweis. Goldene Herzen. — Feydeau. Fernands Ehekontrakt. Hotel zum Freihafen. — Lee. Hanswurst. — Berwick. Wilsons Erbin. — Wolzogen. Ein unbeschriebenes Blatt. — Sardou. Madame Sans Géne. — Olden. Thielemanns. — Jacobsen. Zum Einsiedler.

Die Sitze der vorjährigen Abonnenten bleiben denselben bis zum 16. September reservirt.

Die artistische Leitung des Unternehmens wird auch während der kommenden Spielzeit in Herrn Welbs bewährten Händen ruhen, dem als Regisseure die gleichfalls als tüchtige Fachleute bekannten Herren Werbke, Metzer und Strampfer zur Seite stehen werden. Hoffentlich hält der gute Wille, welchen die Direktion im letzten Winter ausnahmsweise beim deutschen Theaterpublikum gefunden und reichlich verdient hat, auch für die kommende Saison noch vor.

Seinen Verletzungen erlegen.

Im County-Hospital ist gestern der Anstreicher Knute Kronstad den Verletzungen erlegen, welche er sich am 23. August zugezogen hatte, indem er während der Arbeit von einem an dem Hause No. 345 W. Erie Str. angebrachten Hängegerüst auf den Bürgersteig herabfiel. Der Verunglückte wohnte an Milwaukee und Chicago Ave.

Aus Turnerkreisen.

Das Preissingen auf dem Bundesturnfest und die Auswahl der Lieder.

Sonstige Vorbereitungen der Festbehörde.

Turner-Kriegsveteranen in dem Feldlager der Grand Army.

In der letzten Sitzung des Fest-Komites für das im Jahre 1900 in Philadelphia stattfindende Bundesturnfest berichtete unter Anderem auch der geistige Unter-Ausschuß über das in Aussicht genommene Preis-Singen der einzelnen Gesang-Sektionen. Dasselbe soll in drei Klassen abgehalten werden. Die 1. Klasse soll aus Gesang-Sektionen von 50 und mehr Sängern, die 2. Klasse aus solchen von 30 bis 50 Sängern und die 3. Klasse aus solchen von 8 bis 30 Sängern bestehen.

Die folgenden drei obligatorischen „A capella"-Chöre wurden festgestellt:

1. Klasse: „Steinerne Reiter am Straßburger Münster", von Ludwig Lieb.

2. Klasse: „Lied eines fahrenden Gesellen", von Victor Herbert.

3. Klasse: „Die Soldatenbraut", von W. Speidel.

Als Massen-Chöre wurden festgestellt: „Turnerleben" und „Des Turners Ziel" von Hermann Mohr.

Alle Anmeldungen zum Preissingen müssen bis spätestens zum 1. Januar 1900 an den geistigen Ausschuß gemacht sein.

* * *

Seitens der Philadelphiaer Turner-Kriegsveteranen und Turner-Pioniere sind umfassende Vorbereitungen getroffen worden, um die zu dem diesjährigen Feldlager der Grand Army, vom 4. bis 9. September, nach Philadelphia kommenden Turner-Kriegsveteranen, unter denen sich auch mehrere Chicagoer befinden, mit den Philadelphiaer Kameraden zu einem frohen Abend zu vereinen.

In einer Versammlung von Turner-Kriegsveteranen und Turner-Pionieren der Feststadt wurde beschlossen, am nächsten Mittwoch Abend, den 6. September, in der Halle der Philadelphia Turngemeinde einen Kommers abzuhalten. Sämmtliche Turner-Kriegsveteranen, welche in diesem Jahre das Feldlager der Grand Army besuchen, sind herzlich eingeladen. Es werden mehrere Hundert Theilnehmer erwartet.

Der Kommers verspricht, bei der großen Anzahl der deutschen Turner, welche, als der Ruf erging, zu den Waffen griffen und sich um das Sternenbanner schaarten, ein Markstein in der Geschichte der Turner-Kriegsveteranen sowohl wie der Turner-Pioniere zu werden. Gar Mancher der alten Kämpen wird um so freudiger am Feldlager der „Grand Army" theilnehmen, wenn er weiß, daß er vielen Turnerbrüdern, mit denen er zusammen gekämpft, nach langen Jahren wieder die Hand drücken und die Kameradschaft erneuern kann.

Für die Bewirthung durch schäumenden Gerstensaft und frugalen Feldlager-Lunch sorgen die Gastgeber. Eine Musikkapelle wird die Märsche intoniren, unter welchen die alten Recken damals gegen den Feind zogen. Musikalische und deklamatorische Vorträge werden mit dem Gesang von Kriegsliedern und National-Hymnen abwechseln. Kernige Reden, Toaste und Turner-Salamander werden dem Feste die Würze und das Blasen von Signalen in den Pausen das Gepräge eines Feldlagers bei klingendem Pokale geben.

Die Arrangements unterstehen einem gemeinsamen Komite. Das Komite besteht aus den Turner-Kriegsveteranen F. Dannerth, John Knapp, Christ. Einseln und Christ. Nigsch, und aus den Turner-Pionieren A. L. Weise, Hermann Roll, Victor Kald, Kaspar Fischer und John Weber.

Bismarck-Garten.

Für das heute Abend stattfindende Konzert hat Dirigent Bunge mit seinen leistungstüchtigen Orchestermitgliedern das nachstehende Programm gründlich vorbereitet:

1. Marsch, „U. S. Cadets" . . . . . Jordan
2. Jubel-Ouverture . . . . . C. M. v. Weber
3. Walzer, „Manuela" . . . . . Waldteufel
4. Serenade für Flöte und Horn . . . . Titl
5. Finale aus „Ariele" . . . . . . Bach
6. Ouverture, „Martha" . . . . . . Flotow
7. Kornet-Solo . . . . (Emil Kopp)
8. Walzer, „Carlotta" . . . . . . Strauß
9. Kuß-Gavotte . . . . Vollstedt
10. Potpourri „Süße Erinnerungen" . . Boettger
11. Marsch, „King Cotton" . . . . . Sousa
12. Gavotte, „Herzenswünsche" . . . . Schrappe
13. Mazurka, „Eugenie" . . . . . . Walfuc
14. Radfahrer-Galopp . . . . Thiele

Am nächsten Mittwoch Abend werden die Aktiven und die Klubmitglieder des „Germania Männerchor" nebst ihren Familien und zahlreichen Freunden sich im Bismarck-Garten einfinden, um daselbst ihr zweites Sommernachtsfest abzuhalten. Die Aktiven werden, unter der Leitung ihres Dirigenten Henry Schönefeld, mehrere A capella-Chöre zum Vortrag bringen, die auf dem Programm zwischen den einzelnen Orchesternummern eingeschaltet werden. Kapellmeister Bunge wird ein der Gelegenheit entsprechendes Programm aufstellen. Der Garten soll am Mittwoch Abend durch Hunderte von Lampions festlich beleuchtet werden.

* An Halsted und 18. Straße brach gestern der Nr. 173 W. 16. Straße wohnhaft gewesene Samuel Kutalek plötzlich zusammen und verschied auf der Stelle. Die Leiche wurde vorläufig im Bestattungsgeschäft, Nr. 165 W. 18. Str., aufgebahrt.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Drüben wie hüben.

Was die vielgerühmten angelsächsischen Einrichtungen vor allen anderen auszeichnet, ist ohne Zweifel das angelsächsische Recht und die damit in Verbindung stehende Rechtspflege. Die Fehler, die von französischen, deutschen oder spanischen Gerichtshöfen gemacht werden, sind bekanntlich in den englischen und amerikanischen ganz unmöglich. Denn das englische Recht steht auf dem Gipfelpunkte der Weisheit, Gerechtigkeit und Menschenli be, und seine Hohepriester haben es in der Kunst des folgerichtigen Denkens noch über die altgriechischen Philosophen hinausgebracht.

Dessenungeachtet werden von den undankbaren oder unwissenden Laien, sowohl in Großbritannien wie in den Ver. Staaten, sehr häufig Klagen gegen die Rechtspflege erhoben. Namentlich über ihre Langsamkeit wird in beiden Ländern Beschwerde geführt, und nur über die Ursachen derselben gehen die Meinungen auseinander. In Großbritannien gibt es angeblich nicht genug Richter, aber das Parlament, das für Kriegsschiffe allezeit Geld übrig hat, will keinen Schilling an die Beschleunigung der Prozesse wenden. Der „Spectator", eine hochangesehene Zeitschrift, führt das darauf zurück, daß von der Demokratie für eine gute bürgerliche Rechtspflege nichts zu erwarten ist. „Die Masse der Wähler", sagt er, „kümmert sich ein wenig um die Strafrechtspflege — sehr wenig, denn sonst würde sie nicht die langen Zwischenräume ertragen, die häufig zwischen der Verhaftung und der Aburtheilung liegen, — aber um die bürgerliche Rechtspflege kümmert sie sich gar nicht. Sie reicht nie ernsthafte Klagen ein, erwartet nie ein ernsthaftes Verfahren, und wenn die Zivilgerichte langsam oder kostspielig sind, so geht das nach ihrer Ansicht nur die Advokaten an. Das Volk wird nicht einmal ärgerlich über die furchtbare Gewalt der Millionäre, die nicht verklagt werden können, weil sie „von Gerichtshof zu Gerichtshof bis hinauf zu den Lords" gehen. Seine Anschauung wird natürlich von den Staatsmännern wiedergespiegelt, bis Letztere fast einmüthig vor dem Gegenstande zurückscheuen. Das Gerichtsverfahren in allen demokratischen Ländern ist so langsam und kostspielig, daß die Leute sich vor dem Gesetze fast wie vor einer Krankheit fürchten. Doch die Demokratie fühlt die Last nicht, und wenn ihr davon gesprochen wird, so lacht sie nur vergnügt und macht beißende Witze über die Gier der Advokaten".

In's Amerikanische übersetzt, würde dieser Jammerschrei so lauten: „Weil sich aus der Verbesserung der Rechtspflege kein Issue machen und kein politisches Kapital schlagen läßt, wird sie niemals in Angriff genommen werden". Neun Zehntel der Bevölkerung machen höchstens mit den Friedensgerichten Bekanntschaft und wissen von dem Verfahren in den höheren Gerichtshöfen gar nichts. Die gewerbsmäßigen Geschworenen sind allerdings besser unterrichtet, ziehen aber aus den bestehenden Zuständen so viel Vortheil, daß eine Veränderung ihnen keineswegs erwünscht wäre. Unter den Anwälten gibt es ohne Zweifel viele, die in der Theorie für Reformen schwärmen, doch pflegen gerade diese nicht in die gesetzgebenden Körperschaften gewählt zu werden. Die „Lawyers", die gewöhnlich in den Staatslegislaturen sitzen, sind lediglich darauf bedacht, ihre „Konstituenten" zufrieden zu stellen und tragen kein Verlangen darnach, „leeres Stroh zu dreschen". Sie befassen sich nicht mit Aufgaben, die höchstens einigen Seidenstrümpfen oder Dudes am Herzen liegen, und deren Bewältigung großes Nachdenken und Forschen erfordert. Alles, was sie thun, ist auf den Stimmenfang oder — etwas Greifbares berechnet. Was nichts einbringt und nicht einmal „populär" ist, findet vor ihren Augen keine Gnade.

Am letzten Ende werden also die geschädigten Kreise wahrscheinlich zur „Selbsthilfe" ihre Zuflucht nehmen müssen, d. h. zur Einsetzung von freiwilligen Berufskammern und Gewerbegerichten. Diese könnten selbstverständlich keine bindenden Entscheidungen fällen, weil ja die Staatsmacht nicht hinter ihnen stände, aber wenn sie von beiden Parteien gewissermaßen als Schiedsrichter angerufen worden wären, so würde es wohl der verlierende Theil nicht wagen, sich gegen ihr Urtheil aufzulehnen, wie schon heute gegen die Entscheidungen der Börsengerichte höchst selten bei den ordentlichen Gerichtshöfen Einspruch erhoben wird. Daß dieser Ausweg nicht zur vollständigen Erlösung führen würde, liegt schon deshalb auf der Hand, weil die Zivilstreitigkeiten nicht immer blos unter Berufsgenossen entstehen, und weil mancher Ansprüchehabende von zwölf willkürlich aufgegriffenen Geschworenen mehr erhofft, als von auserlesenen Handels- und Gewerbesachverständigen. Indessen gilt auch hier der Spruch: „Ein halber Laib ist besser, als gar kein Brot".

Der deutsche Schiffbau.

Deutschland kann sich heute rühmen, nicht weniger als neunundvierzig private Schiffsbauhöfe zu besitzen, in welchen Hochseefahrzeuge gebaut werden, und weitere zehn bedeutendere Schiffsbauhöfe, die sich hauptsächlich dem Bau von Flußfahrzeugen widmen, aber auch Fahrzeuge für die Küstenschifffahrt herstellen. Von den ersteren, die Hochseefahrzeuge liefern, befinden sich dreißig an der Nordseeküste und neunzehn an den Ufern der Ostsee, während sieben von den für die Flußschifffahrt arbeitenden Werften am Rhein und in Westphalen und drei an der Elbe zu finden sind. In einer Schilderung der großen Bedeutung, welche der deutsche Schiffbau genommen hat, und in Beantwortung der Frage, wie die Erreichung einer solchen Blüthe in so kurzer Zeit möglich war, erklärt der deutsche Schiffbauingenieur Rudolph Haack im Septemberhefte der „Engineering News", der ungeheure Aufschwung, den der deutsche Schiffbau genommen habe, würde in so kurzer Zeit nicht möglich gewesen sein, wenn Deutschland nicht in dem englischen Schiffbau ein glänzendes Vorbild gehabt hätte, das er denn auch von Anfang bis zu Ende befolgte. Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen und eine volle Erklärung des „Wunders" gegeben; hinzufügen könnte man höchstens „und in allen Punkten".

Dadurch, daß Deutschland nicht nur die englische Schiffbautechnik sondern auch die englische Schiffbau- und Schifffahrtpolitik sich zum Vorbilde nahm und nachahmte, hat es sich den großen Erfolg gesichert, der heute alle Welt staunen macht und zum guten Theile mit Neid erfüllt. Viele deutsche Maschinenbau-Ingenieure suchten und fanden in englischen Schiffbauhöfen Arbeit und eigneten sich dort Erfahrung und praktisches Wissen an, das dann der heimischen Industrie zu Gute kam; Andere machten häufige Besuchs- und Studienreisen nach den Ufern der Themse und des Clyde; man bezog die großen Hebemaschinen und die Werkzeugmaschinen aus England und machte sich mit ihrer Benutzung vertraut. Und so weiter. Das Alles hätte dem deutschen Schiffbau aber noch nicht den Erfolg gesichert, den er fand, wenn man im Reiche nicht auch das englische Vorbild in andern Punkten nachgeahmt hätte. Der französische Schiffbau ist viel älter als der deutsche; den französischen Schiffbau-Technikern bot Englands Schiffbau dasselbe technische Vorbild wie den deutschen, und man darf wohl sagen, daß die Franzosen auch nicht faul waren, die englische Arbeitsweise nachzuahmen, daß sie ebenso wohl wie die Deutschen den Werth des englischen Vorbildes erkannten. Die französischen Schiffsbauhöfe können oder könnten heute ebenso große Fahrzeuge herstellen, wie die deutschen oder englischen und wahrscheinlich auch ebenso gute, wenn ihnen durch die Schutzpolitik nicht die freie Entwicklung unmöglich gemacht worden wäre. Infolge des Verbots des Schiffsankaufs im Auslande konnten die bestehenden Schiffbauhöfe für ihre Fahrzeuge fordern, was sie wollten, und sie forderten hohe Preise und schreckten dadurch vor dem Ertheilen neuer Aufträge, vor dem Eintritt in's Rhedereigeschäft zurück, denn die theueren französischen Fahrzeuge mußten dem Wettbewerb der billigeren englischen begegnen. Man verschmähte es, auf Verbilligung der Arbeit zielende Verbesserungen im Schiffsbau einzuführen, da dergleichen Neuerungen Anfangs immer kostspielig sind und der französische Markt ja so wie so gesichert war. So blieben die Herstellungskosten in französischen Werften hoch, während sie in englischen und deutschen stetig zurückgingen und der Aufträge wurden immer weniger. Das hat man nachher mit Schifffahrts- und Schiffbauprämien zu bessern versucht, aber, wie bekannt, ohne jeden Erfolg, die französische Hochsee-Schifffahrt und damit der Schiffbau gehen verhältnißmäßig trotz der großen Opfer, die man ihnen bringt, stetig zurück.

Dementgegen ahmte man in Deutschland auch die englische Schiffbau- und Schifffahrtpolitik nach. Die Schifffahrt erhielt freie Schiffe, der Schiffbau freies Baumaterial, Jeder konnte da kaufen, wo es für ihn am vortheilhaftesten war, der Rheder seine Schiffe, der Schiffbauer seine Maschinen u. s. w. in England, und Beide gediehen wunderbar dabei. Das ist das Geheimniß des Erfolges des deutschen Schiffbaus und der deutschen Schifffahrt, das will man aber hierzulande nicht einsehen, sondern man hält hier an dem „Schutz" fest, den das Schiffkauf-Verbot angeblich dem Schiffbau gibt und ist drauf und dran, den Franzosen auf dem Wege der Schifffahrt-Prämien in den Sumpf zu folgen.

Der freie Mann.

In der Natur fängt es hierzulande und in unsern Breiten so um die Mitte Oktober ernstlich an zu herbsten; der Kalender verlegt den Herbstanfang auf den 21. September und die Mode sagt, am 1. September ist der Sommer vorbei, beginnt der Herbst. Und die Mode hat eine sehr große Gefolgschaft. Man nennt sie Königin, und ein großer, der sogenannte bessere und schönere Theil der Menschheit, macht sich ihr zum Sklaven.

Mag es zu Ostern schneien oder regnen, frieren, daß die Steine krachen, oder — was sehr selten vorkommt — „laue Winde wehen" — da bleibt sich Alles gleich — die Perle der Schöpfung wird sich nicht anders als in einem neuen Hut auf der Straße zeigen. Man sagt, es sei noch niemals dagewesen, daß am Ostersonntage eine Frau in einem alten Hute ausging oder zu Hause blieb, wenn sie einen neuen besaß, bezw. irgendwie erschwingen konnte. Eine Rebellion gegen den Machtspruch der Mode gibt es nicht bei den Frauen.

Und nun zum Mann. Für ihn hat die Mode keinen besonderen Tag angesetzt für den Antritt des Frühjahr- oder Sommerhutes, aber sie hat dafür dekretirt, daß mit dem 1. September der Strohhut zu weichen habe. Das schöne Wort "Shoot the hat" wurde von ihr als Parole ausgegeben, und es hat Zeiten gegeben, da es nicht nur hutgefährlich, sondern lebensgefährlich war, an genanntem Datum mit Strohhutbehauptung an den Börsen des Landes zu erscheinen. Den Strohhüten wurde der Garaus gemacht von den Strohköpfen und mancher freie Amerikanerkopf wurde dabei arg beschädigt — so haßt der Sklave den freien Mann. Das ist aber jetzt anders geworden. Die Regale und Schaufenster der Hutläden sind gefüllt mit Exemplaren der neuesten Moden Filzhüte in allen Schattirungen des Braun und Grau und in allen Formen, auf den Köpfen der Männerwelt thront aber noch der Strohhut. Die Jünglinge in den Hutläden gähnen und träumen ungestört von „ihr", während Gras wachsen könnte auf der Ladenschwelle — die unternehmenden Geschäftsleute, welche für einen „Dime" dem berußtesten Strohhut wieder jungfräuliche Weiße und Frische geben, haben alle Hände voll zu thun und machen Geld wie im Juli; und wenn an diesem schönen Septembersonntag die wackeren Bürger hinauswalzen in die Parks, zur Goethefeier oder zum Ballspielplatz, so werden sie sicherlich zu 50 Prozent die Strohhüte tragen, die von der Mode verpönt sind. Selbst an den Börsen sah man dieses Jahr nicht das erhebende Spiel der Strohhutzerstörung; einige Jünglinge versuchten's wohl, fanden damit aber nur wenig Liebe und beinahe unverletzt wurden die Hüte von ihren Besitzern heimgetragen. Und die Mode ist eine Königin, die blinden Gehorsam gewohnt ist!

Fragt man nach dem Warum? dieser auffallenden Gehorsamverweigerung, seitens der Männer, so sind die meisten Menschen wohl schnell bereit mit der Antwort: „Es ist zu heiß!" Oberflächlichen Menschen mag das eine genügende Erklärung sein, dem Denker und Forscher genügt das nicht. Er geht tiefer und fragt: wie können Hitze oder Kälte irgend welchen Einfluß ausüben? Die Königin befiehlt und der Sklave gehorcht, ohne zu fragen, ohne wenn und aber. So machen's die Frauen. Sie haben etwas von dem Märtyrermuth in dem Erdulden von Schmerzen und Pein im Dienste der Mode. Sie fragen nicht, wie es ihnen gefällt, sie fragen nicht, wie es ihnen bekommt, ob ihre Gesundheit oder das Leben gefährdet werden,—sie gehorchen einfach und tragen, wenn die Mode das verlangte, die leichtesten Battistkleider und Rosenkränze in den Haaren bei 20 Grad unter Null, sie würden Sealskin-Mäntel und Nasenwärmer tragen an diesem warmen Septembertage, wenn die Mode das geböte. Die Auflehnung der Männer gegen die Mode zeigt, daß sie dieselbe als ihre Monarchin nicht anerkennen. Die Männer fahren fort, in diesen Tagen Strohhüte zu tragen, nicht, weil's zu heiß ist, sondern, weil sie keine Sklaven, keine Unterthanen der Mode sind!

Alles hat sein Gutes. Diese Septemberhitze mag nicht gerade angenehm sein (außer für Eisleute und Händler in „Refreshments"), aber wir sind ihr darum doch zu tiefgefühltem Danke verpflichtet. Sie hat uns das Vertrauen in die amerikanische Männerwelt wieder gegeben, sie hat uns gezeigt, daß der amerikanische Mann noch nicht soweit gesunken ist, sich freiwillig zum Sklaven zu machen, daß er nicht der Unterthan der sogenannten allmächtigen Königin Mode ist, und damit, daß er überhaupt den Sklavensinn noch nicht besitzt, zum Unterthanen noch nicht reif ist. Man braucht keine Angst mehr zu haben von wegen des Imperialismus. Die Mode ist da, aber sie ist nicht die Königin, sie hat nichts zu sagen. Der Imperialismus ist da, aber er wird den Imperator nicht bringen, hat nichts zu sagen. Und weiter hat uns der 1. September und das Ueberleben des Strohhutes gelehrt, daß die Frau niemals zum Herrn der Schöpfung werden wird. Sie ist Sklavin der Mode, der Mann ist frei von deren Herrschaft. Die Sklavin wird niemals den Freien unterjochen können, es sei denn, wie bisher, durch Sanftmuth, Schönheit und Liebe. — —

Labadisten in Maryland.

Nordamerika ist von jeher das Paradies religiöser Schwärmer und Sekten gewesen. Seit zweihundert und fünfzig Jahren, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, sind diesem Lande alle möglichen Elemente zugeströmt, und unzählige neue Sekten haben sich hier, ähnlich der Zähnesaat des Jason, aus anderen entwickelt. Nur sehr wenige sind zu bedeutenden Religionsgemeinschaften emporgeblüht, die meisten sind halb oder ganz vergessen, andere befinden sich im Absterben. Unter den Halbvergessenen ist die der Labadisten, welche für Maryland und auch für die Deutschen dieses Staates besonders Interesse hat.

Der Gründer der Sekte, Jean de Labadie, war 1610 in Bordeaux geboren und gehörte dem Jesuitenorden an, welchen er verließ, um nach den Niederlanden auszuwandern, wo er in Amsterdam seine Sekte gründete. Die Anhänger waren ausschließlich Holländer und Deutsche, meist Pfälzer. Aus Holland vertrieben, bot ihnen die Prinzessin Elisabeth (Tochter des Winterkönigs) ein Asyl in der Abtei Herford, Westphalen, an, wo die Stuart-Wittelsbacherin Aebtissin war. Der deutsche Reichstag gebot der Prinzessin, die Sekte auszuweisen, und diese flüchtete nach Altona, welches damals dänisch war. Mittlerweile war es den Labadisten auch gelungen, in Friesland festen Fuß zu fassen, und Wieward galt als das Mutterhaus der Sekte. Im Jahre 1679 beschloß die Sekte, eine Kolonie nach Amerika zu schicken; die Labadisten landeten in New York, und ihre Sendboten kamen nach Pennsylvanien und Maryland.

Am Ostufer war der Deutsch-Böhme Augustin Herrman soeben beschäftigt, seine große Domäne, die er vom Lord Baltimore für verschiedene Vermessungen und andere Dienste erhalten hatte, zu kolonisiren, und durch seinen Sohn Ephraim wurde er auf die Labadisten aufmerksam, welcher Sekte dieser sich zuneigte. So kam es, daß sich Labadisten Ende der siebenziger Jahre des 17. Jahrhunderts in Cecil County ansiedelten. Unter den ersten labadistischen Ansiedlern finden wir die Namen von Joh. Moll, Pieter Beyaert, Kasper Dankers, Peter Sluyters, Peter Dittleback. Von diesen wird Beyaert (der Stammvater der Bayards) als Holländer, Sluyters als Friese bezeichnet; Moll, Dankers und Dittleback werden wohl Deutsche gewesen sein, zumal Letzterer die Werke der berühmten Labadisten-Prophetin Anna Maria v. Schurmann aus dem Deutschen in's Holländische übersetzte.

Diese interessanten Notizen über jene fast verschollene Sekte entnehmen wir Dr. Bartlett C. James' Monographie „The Labadist Colony in Maryland" in den verdienstvollen „Johns Hopkins' Studies". — Bei dieser Gelegenheit wollen wir wiederholt auf den Werth dieser Arbeiten für die Kolonialgeschichte der atlantischen Staaten, die meist noch in Archiven schlummert, aufmerksam machen. Diese Arbeiten sind schätzenswerthe Bausteine zur Geschichte dieses Volkes. Dr. James' Schriftchen ist nur 42 Seiten stark, aber die drei Seiten Quellenangaben geben ihm besonderen Werth, denn dort findet sich noch viel vortrefflicher Stoff. Wenn einmal Alles erforscht ist, dann werden wir weniger von königlicher, fürstlicher und adliger Abstammung im Laufe der Zeit reich gewordener Amerikaner hören.

Gegenwärtig durchzieht diese Kreise des amerikanischen Volkes eine krankhafte Sucht, ihre Abstammung auf europäische Könige und Kaiser zurückzuverfolgen; billiger thut es schon keiner mehr, selbst wenn ihre eingewanderten Ahnen die beschränktesten Quadratkaffern und die armseligsten Schindluderchen waren.

In der Eile wollen wir nur folgende Fälle solcher Selbsttäuschung anführen:

Der hochgebildete Senator Bayard hatte sich von einem Humbugger vorschwatzen lassen, daß er ein Nachkomme des Riters Bayard, des Siegers von Marignano, sei. Trotzdem ihm der Schreiber dieses schon 1880 mitgetheilt, daß jener Bayard eigentlich du Terrail geheißen und des Senators Kopf für den Nachkommen eines Franzosen viel zu germanisch sei, nahm er diese Abstammungsgeschichte als Gesandter in England wieder für baare Münze an. Hätte er Dr. James' Schrift über die Labadisten gelesen, so würde er den richtigen Namen seines Ahnen Beyaert entdeckt haben.

Wm. Waldorf Astor in England würde sich durch seinen d'Astorga-Stammbaum nicht so entsetzlich blamirt haben, wenn er Friedrich Kapp's Schrift über „Astoria" gelesen hätte. In dieser setzt der verdienstvolle Historiker dem alten Johann Jakob Astor ein Denkmal und weist nach, daß die Familie ursprünglich Aschthor hieß, also Nichts mit Astorga zu thun hatte.

Die stolze Familie Rittenhouse, welche schon die Thatsache adelt, daß ihr Ahne der Vater der amerikanischen Papier-Industrie war, hat sich durch einen Humbugger unsterblich blamiren lassen, indem derselbe der Welt glauben machen will, daß Kaiser Maximilian durch den König Mathias ihr Ahne sei, weil vor der Auswanderung des W. Rittenhausen ein Mitglied dieser Familie in Deutschland — Mathias hieß. Dieser bodenlos lächerliche Stammbaum findet sich im „Rittenhouse Memorial".

Die Nachkommen des Gründers von Hagerstown führen ihren Stammbaum auf den alten deutschen Ding-Adel, den ersten und höchsten Adel Deutschlands zurück. Aber selbst wenn die Reihenfolge von dem berühmten Heger des freien Feldgerichts zu Corvey, von denen die Heger von Hildesheim abstammten, deren letzter Sproß mit dem Bischof Schandelant nach Süddeutschland zog, bis auf Jonathan Hager ohne Unterbrechung festgestellt werden könnte, so kann doch nicht abgeleugnet werden, daß besagter Jonathan Hager ein Pfälzer Einwanderer in bescheidenen Verhältnissen, ohne hochadlige Prätensionen war.

Kürzlich starb hier eine reiche Amerikanerin, deren Ahne im 17. Jahrhundert Claypole hieß; sie behauptete aber schlankweg, daß der Londoner Handelsmann Claypole, der mit den Calverts hierher auswanderte, von den Plantagenets stammte, und daß in Folge dessen das Blut Alfreds und Karls des Großen, Peters des Großen u. s. w. in ihren Adern fließe. Warum sie nur den großen Mogul und die Abbassiden ausgelassen hat?

Die Sitlers im Westen, die halb Baltimore beanspruchen, stammen selbstverständlich auch von Königen, und zwar betrachten sie den urteutonischen König Abraham den Ersten als ihren Ahnen. Dieser darf nicht mit dem bekannten Abraham der Bibel verwechselt werden, wahrscheinlich war es der Abraham, von dem die Studenten singen: „Er handelte mit Hosenfutter — und sie war seine Schwiegermutter."

Was soll man aber von gebildeten Leuten sagen, in deren Hirn solche Raupen sich festsetzen können! ? !

(Balt. D. Corr.)

— Das Blümchen Glück verdorrt oft in der Hitze des Leichtsinns.

Lokalbericht.

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Mit dem Herannahen der Herbstsaison macht sich eine vergrößerte Thätigkeit in allen Theilen des Grundeigenthumsgeschäftes bemerkbar, besonders in dem Vermiethen von Wohnungen. Makler berichten, daß die Aussichten für separate Wohnungen und moderne Flats wirklich gut sind. Der Bau von Wohnhäusern durch Bauspekulanten ist während der letzten paar Jahre kaum der Nachfrage entsprechend gewesen, besonders in Wohndistrikten, welche dem Geschäftstheile der Stadt nahe liegen, während der Bau von Flats mit Aufzügen und modernen elektrischen Einrichtungen erst verhältnißmäßig neueren Datums ist.

In Bezug auf weniger moderne Flats, solche, deren Bau acht oder zehn Jahre zurückdatirt, ist die Aussicht weniger günstig. Die ungeheure Anzahl von billigen Wohnungen, welche durch die Ausbauung des elektrischen Straßenbahnnetzes in den Markt kam, kann kaum abgeschätzt werden, doch macht sich selbst in dieser Klasse von Bauten eine Besserung bemerkbar, denn Baustellen und Wohnungen in den Vorstädten bieten dem bislang in Flats älteren Stils wohnhaften Miether den Vorzug größerer Wohnungen, gesunderer Luft und die endliche Möglichkeit, durch Abzahlungen selbst in den Besitz ihrer Wohnungen zu gelangen. In dieser Beziehung ist es erwähnenswerth, daß die Kosten der Herstellung der Holzhäuser sich nur um etwa 5 Prozent gehoben haben, während die Vertheuerung von Bauten soliderer Art um völlig 30 Prozent gestiegen ist — eine Thatsache, welche der Entwickelung der Vorstädte sehr günstig ist.

Während sich mit dem Abschluß des Sommers immer ein bedeutender Zuzug von den Vorstädten in die Stadt bemerkbar macht, ist diese Erscheinung im gegenwärtigen Jahre nicht so auffällig, wie in früheren. Es ist allerdings wahr, daß Miethspreise nicht derart gestiegen sind, um die Erhöhung in Steuern sowohl wie in Baukosten aufzuwiegen, allein die Situation im Grundeigenthumsmarkte ist nichtsdestoweniger dem Hausbesitzer ebenso günstig wie dem Miether, denn die erhöhten Ausgaben des Ersteren sind, wenigstens zum Theil, dadurch aufgewogen, daß seine Liegenschaften durch theurere Baupreise auch werthvoller geworden sind, während auch Landwerthe, wenigstens in einzelnen Stadttheilen, sich gehoben haben.

In Bezug auf Miethen von Geschäftslokalitäten ist ebenfalls eine Wendung zum Besseren eingetreten, und diese Thatsache wird schließlich die Frage zum Austrag bringen, ob die „Schleife" der Hochbahn einen schlimmen Einfluß auf Miethswerthe gehabt hat. Wenn sich leerstehende Geschäftslokale innerhalb der Schleife auffüllen, wozu es jetzt ganz den Anschein hat, wird sich ja zeigen, ob leerstehende Lokale außerhalb dieses Distriktes Miether zu guten Preisen finden.

* * *

Statistische Aufstellungen über die während der ersten acht Monate dieses Jahres eingetragenen Verkäufe, unternommenen Neubauten und stattgehabten Gerichtsverkäufe ergeben die folgenden Zahlen:

Grundeigethums-Verkäufe.

Jahr	Betrag	Jahr	Betrag
1899	$80,539,130	1894	$80,092,909
1898	75,273,200	1893	91,128,004
1897	85,406,303	1892	125,369,638
1896	73,730,783	1891	123,215,162
1895	90,070,353	1890	147,539,489

Neue Gebäude.

Jahr	Zahl	Kosten	Jahr	Zahl	Kosten
1899	2632	$16,403,465	1895	5932	$27,335,327
1898	2583	15,136,393	1894	7191	24,474,390
1897	3461	15,335,383	1893	8589	22,139,190
1896	4947	19,004,555	1892	7422	42,158,250

Gerichtliche Verkäufe.

Jahr	Insgesammt Zahl	Insgesammt Betrag	Bauvereine: Zahl	Bauvereine: Betrag
1899	1937	$9,308,795	163	419,701
1898	2266	10,179,893	269	579,717
1897	1686	9,221,824	260	803,360
1896	1133	4,910,609	208	607,180
1895	970	4,143,373	195	563,969
1894	757	3,135,942	202	615,907
1893	550	1,953,665	108	249,724
1892	334	1,525,668	52	158,969

Die stetige Abnahme der Zwangsverkäufe, namentlich solcher, an denen Bauvereine interessirt sind, ist sicherlich ein Zeichen der sich bessernden Verhältnisse.

* * *

Die während der Woche eingetragenen Verkäufe ergeben nach Zahl und Betrag die folgende vergleichende Uebersicht:

	Zahl	Betrag
Stadt	281	$1,457,488
Landbezirke	79	325,797
Zusammen	360	$1,783,285
Vorhergehende Woche		1,239,727
Entsprechende Woche von 1898		1,302,513
Entsprechende Woche von 1897		1,624,334
Entsprechende Woche von 1896		1,618,932
Entsprechende Woche von 1897		2,032,602

Berichte von Fabrikniederlassungen in der Nähe der Stadt ergeben, daß sich in dieser Branche ebenfalls eine erhebliche Zunahme verzeichnen läßt. Die Chicago Heights Kesselfabrik hat neues Grundeigenthum erworben, und wird unverzüglich mit dem Bau einer bedeutenden Fabrikanlage vorgehen. C. P. Parish & Co., die American Stove Board Co. und die Hicks Car Works, ebenfalls in Chicago Heights, haben auch bereits Kontrakte für bedeutende Vergrößerungen vergeben. Für die Inland Steel Co. in Chicago Heights wird ein großer Geschäftsblock aufgeführt, welcher $90,000 kosten wird. Alle diese neuen Anlagen werden insgesammt etwa $500,000 kosten.

Eine Anzahl Uebertragungen, welche sich zusammen auf $150,000 belaufen, sind von Augustin W. Wright gemacht worden, nämlich: an Laura E. Packard, 84×118 Fuß an der Sangamon, 116 Fuß südlich von West Van Buren Str., $75,000; an John E. Packard, 80 Acres in Lyons Township, $50,000, und an James A. Brophy, 19×80 Fuß an der Südost-Ecke der North Clark und North Water Str., $25,000.

Ein anderer Landverkauf in Lyons Township war von 111¼ Acres in der Nähe des großen Stickney Komplexes. Frank W. Vance kaufte dieses Land am 26. Mai für $50,083 von dem Suffern Nachlaß, und hat es jetzt an W. B. Jordan von St. Paul für $66,777 übertragen, sicherlich ein erklecklicher Profit in drei Monaten.

Ein interessanter Grundpachtvertrag wurde während der Woche registrirt. Bronson B. Tuttle verpachtete an John F. Kimball 101×90 Fuß an der Südwest-Ecke der Cottage Grove Ave. und 41. Str. auf 99 Jahre vom 15. Aug. d. J. für eine jährliche Grundrente von $3,500.

Von Miethsverträgen, während der Woche für Geschäftslokale abgeschlossen, sind zu erwähnen: Store, Keller und zwei weitere Stockwerke in dem Gebäude 276—278 Franklin Str., $9000 per Jahr; das Gebäude an der Nordwest-Ecke der Adams Str. und Fifth Ave., nebst vier Stockwerken in dem nördlich angrenzenden Gebäude, $30,000 per Jahr für fünf Jahre; das Gebäude 773—781 Halsted Str., zu $3000 per Jahr für fünf Jahre; drittes Stockwerk des Gebäudes an der Südwest-Ecke der Market und Van Buren Str., für $5000 per Jahr.

Eine der interessantesten Eintragungen in die Grundregister war die Uebertragung von 4 Fuß Front an der Michigan Ave., 112 Fuß nördlich von Monroe Str., an den McCormick'schen Nachlaß für $12,000, oder $3000 per Front Fuß. Der Streifen Landes ist Theil des Bauplatzes, auf dem ein neues Geschäftshaus jetzt der Vollendung entgegengeht.

Harry Rubens hat in Highland Park die Sommerwohnung von Augustus Campbell mit 4½ Acres Land für $27,000 gekauft. Das jetzt auf dem Grund befindliche Holzhaus soll entfernt und durch ein Gebäude moderner Struktur ersetzt werden.

* * *

Der Hypothekenmarkt zeigte dieselbe Lebhaftigkeit in der verflossenen Woche, wie während des letzten Monats, und eine beträchtliche Anzahl von nennenswerthen Anleihen ist zu verzeichnen. Henry A. Knott & Co. machten eine Anleihe von $30,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf einen Komplex von 49 Baustellen in dem von Albany und Sacramento Ave. und Kinzie und Fulton Str. begrenzten Distrikte.

Auf den oben erwähnten Landkomplex von 111½ Acres in Sektion 8 von Lyons Township machten Wm. D. Kerfoot & Co. eine Anleihe von $38,000 für drei Jahre zu 5 Proz., welche einen Theil des ursprünglichen Kaufgeldes von $50,083 repräsentirt.

Wm. H. Gleason, als Vertreter einer östlichen Versicherungsgesellschaft, lieh auf 60×171 Fuß Nordfront, an der 47. Str., 200 Fuß westlich von Greenwood Ave., $30,000 für fünf Jahre zu 5 Proz.

Peabody, Houghteling & Co. machten eine Anleihe von $75,000 zu einer jährlichen Zinsrate von 5 Proz. Von diesem Betrage sind $12,000 für fünf Jahre auf 160×161 Fuß an der Südost-Ecke der Wabash Ave. und des Garfield Boul., und $63,000 für zehn Jahre auf 141×161 Fuß an der Südwest-Ecke der Indiana Ave. und desselben Boulevards. Beide Grundstücke zusammen enthalten drei vierstöckige Flatgebäude.

Die Northwestern Mutual Lebensversicherungs-Gesellschaft machte auf das katholische Kircheneigenthum 150×180 Fuß an der Südost-Ecke der Park und 42. Aves. und 101×125 Fuß an der Südwest-Ecke der 43. Ave. und Washington Boul. eine Anleihe von $26,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz.

Andere bemerkenswerthe Anleihen waren: $22,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz., auf das Eigenthum 23—25 Michigan Ave., 48×100 Fuß mit zweistöckigem Gebäude, auf $53,830 geschätzt; $12,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf das Eigenthum 14 South Water Str., 25×130 Fuß, auf $25,000 geschätzt; $15,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent auf 30×125 Fuß an Sidney Court, zwischen Diversey und Wrightwood Aves.

* * *

Die Bauthätigkeit der verflossenen Woche ergibt für Zahl und Kosten von Neubauten, für welche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, die folgende vergleichende Uebersicht:

	Zahl	Kosten
Südseite	31	$468,000
Südwestseite	9	47,500
Nordseite	19	437,450
Nordwestseite	16	63,650
Zusammen	75	$1,016,600
Vorhergehende Woche		344,150
Entsprechende Woche von 1898		753,600
Entsprechende Woche von 1897		578,803
Entsprechende Woche von 1896		181,865
Entsprechende Woche von 1895		914,225

C. B. Meyers läßt an 517 Clark Str. ein vierstöckiges Lagerhaus errichten, 25×96 Fuß, welches $15,000 kosten wird.

An die städtischen Pumpwerke am Fuße der Chicago Ave. soll ein Anbau von 36×50 Fuß Grunddimensionen mit einem Kostenaufwand von $20,000 errichtet werden.

Für eine Eisengießerei, 86×100 Fuß, an der Kinzie und North Green Str., sind Kontrakte vergeben worden. Die Anlage wird $15,000 kosten.

Arbeiten an der Zweiten Christlichen Kirche, 1—9 Pine Str., sind in Angriff genommen worden. Das Gebäude wird einen Flächeninhalt von 113×96 Fuß haben, und $75,000 kosten. Andere erwähnenswerthe Kirchenbauten, für welche während der Woche Kontrakte vergeben wurden, sind: South Chicago Presbyterianer-Kirche, Ecke der Exchange Ave. und 91. Str., $8,000; Englewood Methodisten-Kirche, Ecke der 62. und May Str., $15,000; Kirche und Kapelle für die Euclid Ave. Methodisten-Gemeinde, Ecke der Euclid Ave. und Washington Boul., $38,000; Bethel Presbyterianer-Kirche, Humboldt Boul., nahe Cortland Str., $15,000.

Unter erwähnenswerthen Flatgebäuden, für die Kontrakte vergeben wurden, sind: Vierstöckiger Bau, 108×225 Fuß an Lake View Ave., $100,000; dreistöckiger Bau, 50×90 Fuß, 320—322 West 61. Str., $42,000; vierstöckiger Bau, 44×110 Fuß, an Drexel Boul., nahe 39. Str., $35,000; fünf zweistöckige Bauten, 110×61 Fuß, 779 bis 795 St. Louis Ave., $23,000; dreistöckiger Bau, 66×60 Fuß, 5715—5717 Calumet Ave., $25,000.

Volksthümliche Universitätskurse.

Gemeinnützige Arbeit der „Chicago University".

Die Verwaltungsbehörde der „Chicago University" kündigt an, daß die „University Extension Division" der Anstalt auch in diesem Jahre wieder vom Oktober an im Studebaker-Building an der Michigan Ave. Spezialkurse für den Unterricht in vielen Fächern des Wissens einrichten und besonders auch die Kurse für Lehrer und Lehrerinnen fortsetzen wird, an welchen schon im vorigen Jahre die Betheiligung eine so rege gewesen ist. — Die Eröffnungsfeier dieser Kurse findet, zusammen mit der Herbstkonvokation der Universität, am 2. Oktober in der „Central Music Hall" statt. Der als Redner, Dichter, Denker und Menschenfreund rühmlichst bekannte Bischof Spalding von Peoria wird bei dieser Gelegenheit einen Vortrag halten über das Thema: „Die Universität und der Lehrer".

Erfreulich ist es, daß von der Leitung der Universität bei der Entwerfung des Lehrplanes für die Spezialkurse auch auf Solche besonders Rücksicht genommen worden ist, welche nach einer Gelegenheit suchen, deutsche Sprache und Literatur zu studiren. Der Lehrplan enthält einen „Elementarkursus der deutschen Sprache" und einen Kursus für „Moderne deutsche Prosadichtung".

Näheres über die Spezialkurse erfährt man auf briefliche oder mündliche Anfrage beim Bureau des „College for Teachers" (Fine Arts Bldg., 203 Michigan Boul., Telephon 124 Harrison), oder beim Sekretär des „University Extension Department" (Cobb Hall, University of Chicago).

Nahm Gift.

Als gestern der Hausirer Wern zum Mittagessen in seine Wohnung, No. 1618 Elston Ave., zurückkehrte, vermißte er seine Frau, Hulda. Er begab sich auf die Suche nach derselben in den hinter dem Hause gelegenen Schuppen und fand sie dort in den letzten Zügen vor. Frau Wern gestand ihrem Gatten, daß sie in selbstmörderischer Absicht eine Dosis Rattengift verschluckt habe, jedoch die That bereue. „Rette mich", rief die Sterbende aus, „und ich werde es nie wieder thun!" Der Gatte holte einen Arzt herbei, aber die Frau hatte schon vor Ankunft desselben ihren Geist ausgehaucht. Es heißt, daß Frau Wern zu dem verzweifelten Schritt getrieben wurde, weil sie den Hang zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke nicht bemeistern konnte.

Der Prozeß verschoben.

C. J. Dunlap, Sekretär der „Stockmen's Building, Loan and Savings Union", welcher vorgestern Abend unter der Anklage der Unterschlagung verhaftet worden war, wurde gestern dem Friedensrichter Richardson vorgeführt. Auf Wunsch des Angeklagten verschob der Richter die Verhandlung des Falles bis zum 7. September und stellte den Angeklagten bis dahin unter $10,000 Bürgschaft fest. Da Dunlap die Bürgschaft nicht stellen konnte, so wurde er in's Countygefängniß eingeliefert. Nach Angabe der Sachverständigen, welche die Bücher der genannten Gesellschaft geprüft haben, stellt sich der Fehlbetrag auf $5,500.

Vorläufig freigelassen.

George E. Shippey und Henry Schueck, die vor einigen Tagen unter der Anklage, die Post für betrügerische Zwecke mißbraucht zu haben, in Haft genommen worden, sind gestern freigelassen worden, nachdem sie je $2000 Bürgschaft gestellt hatten. Postinspektor Farrell behauptet, daß die Beiden sich zahlreicher Schwindeleien schuldig gemacht hätten. Schueck sei auch bereits der Brandstiftung und der Verschwörung angeklagt gewesen, jedoch wegen Mangels an Beweisen straffrei entlassen worden.

Musik.

Das Goethelied, welches leicht melodisch von den Lippen fließt, welches Musik und Melodie in sich trägt und zur Komposition anregt, welches gesungen worden ist, wo immer Deutsche sich fanden und gesungen werden wird, so lange das Deutsche Lied erklingt, feiert heute in den Gesängen deutscher Massenchöre, gesungen von tausend Männer, Frauen, Kinder, einen hocherhebenden Triumph, dem nur der des deutschen Volksliedes gleichkommt.

Goethelied und Volkslied! Wie sind sie doch identisch geworden, wie herrlich kommt das deutsche Gemüth in beiden zum Vorschein! Wer kennt alle Varianten des Volksliedes, wer alle musikalischen Uebertragungen, die durch das Goethelied inspirirt worden sind? Musikalisch ist der Tonfall des Goethe-Liedes. Wenn wir gewöhnt sind, Dichtung und Musik als verwandte Künste zu identifiziren, so gewinnt das Goethelied auch ohne die musikalische Version einen musikalischen Werth an sich. Und wenn es heißt, in jedem großen Komponisten steckt ein großer Dichter, so lebt in Goethe — ihm selbst unbewußt — ein großer Musiker. Nur ein musikalisch empfindender Genius konnte Lieder von solchem Wohlklang der Sprache schaffen. Die Anregungen, welche Goethe direkt oder indirekt für die Komposition gegeben hat, sind ungezählt. In Liedform, Ouvertüren, symphonischen Dichtungen, Oper begegnen wir der Urquelle poetischen Geistes, aus welcher unsere größten Tonmeister geschöpft haben. Egmont, Tasso, Iphigenie, Faust, gehören der Geschichte der Musik ebenso an, wie der Literatur. Goethe und Beethoven! Daß aus dieser Konstellation keine größeren gemeinschaftlichen Werke hervorgingen, nimmt Wunder; doch war trotz ihrer gegenseitigen Verehrung Jeder zu sehr von den eigenen Problemen erfüllt. Wäre Wagner nicht von den altnationalen Sagen so mächtig angezogen worden, was für eine musikalische Version des Faust hätte er geschaffen! In der für alles Schöne in der Kunst glühenden Natur Liszt's fand Goethes Tasso einen gleich poetischen Ausdruck. Fast analog erscheinen die Charaktere von Goethe und Liszt, zu verschiedenen Zeiten auf demselben klassischen Boden Weimar schaffend, Beide von Erfolg umrauscht, doch ernst ihrer Kunst zugewandt; beide anregend, helfend, fördernd, wo es galt, Talent und Verdienst zu unterstützen, beide von weit vorausschauendem Geist, für Dichtkunst und Musik der Zukunft bahnbrechend, neue Pfade findend, — beide vergötterte Lieblinge der Musen und des Glücks!

* * *

Der Goethetag, welchen wir heute feiern, bringt nicht blos die Verehrung für Deutschlands größten Dichter zur Geltung, ist nicht nur ein Ausdruck deutsch-nationalen Gefühles, sondern beweist auch sehr deutlich, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um die im Volke tief wurzelnde Gesangesfreude in einer ganz überwältigenden Weise darzulegen. Deutsche Massenchöre, Männer, Frauen, Kinder, singen den Päan des deutschen Liedes. Sollte nicht diese ausgesprochene Lust des Volkes am Gesang von öffentlicher Stelle weit energischer gefördert werden, als es geschieht? Fast gleichgiltig, interesselos hat man dem Kunstschacht gegenüber gestanden, der so viel lauteres Gold enthält, das man mit wenig Mitteln so leicht hätte zu Tag fördern können. Massenchöre sind schwer zusammenzubringen, schwer zu handhaben. Aber die erzielten Klangwirkungen entschädigen für die gethane Arbeit. Das Gesangsfest, welches wir heute feiern, sollte wenigstens einmal im Jahre im Auditorium wiederholt werden. Schweden, Norweger, ganz neuerdings auch Franzosen, in Chicago lebend, haben Gesangsfeste im Auditorium veranstaltet oder solche in Aussicht genommen. Damit aber das Interesse der Massen an der Gesangespflege nicht erschlafft, sollte solches Fest in möglichst kurzer Zeit wiederholt werden. Die Massenmännerchöre stützen sich auf feststehende Organisationen, und werden daher leichter zusammenzuführen sein, als Frauen- und Kinderchöre. Könnten wir einen stetigen deutschen Frauenchor von vielleicht nur zweihundert Stimmen und einen solchen Kinderchor zusammenhalten, das gesangliche Leben unserer Stadt hätte dadurch viel gewonnen. Den Gesangsaufführungen bei der Goethefeier sollte die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. In der Organisation und Leitung der Massenchöre steckt ein riesiges Stück Arbeit, und die energischen Leiter verdienen nicht nur einfache Anerkennung, sondern den wärmsten Dank für diese Arbeit.

* * *

Als wäre das gesangliche Leben aus einem langen Schlafe frisch gestärkt erwacht, so regt sich überall in unserer Stadt das wiedererweckte Interesse am Massengesang. Mr. Louis Amato hat einen französischen Choralklub gegründet, der in kurzer Zeit zur aktiven Mitgliedschaft von 200 herangewachsen ist. Der Klub steht unter dem Schutz des französischen und belgischen Konsuls. Die Uebungen werden im Athenäum abgehalten.

In einer Anzahl größerer Logen haben sich Gesangssektionen gebildet.

Die schwedischen großen Gesangskomplexe, welche ganz Hervorragendes leisten, bereiten größere Feste vor. Der Apollo Klub plant, wie üblich, eine Reihe größerer Oratorien-Aufführungen. Wann bekommen wir einen großen deutschen gemischten a capella-Chor? Eugen Käuffer.

Die Probe.

(Von Hans Fraungruber.)

Der Kalif Harun al Raschid saß in seinem prächtigen Palaste beim edlen Schachspiele, ihm gegenüber Ben Akiba, den der Herrscher unter den Großen seines Reiches besonders schätzte und in seiner Gesellschaft hielt.

Eben that der Kalif den letzten Zug, dann lehnte er sich zurück und sagte gelassen: „Matt! — Du hast Glück im Spiele, Ben Akiba. Die Perlenreihe war der Preis des Gewinnes, sie ist Dein."

Lächelnd schob er die kostbare Schnur dem Gegner zu und fuhr fort: „Du straftst das Sprichwort Lügen, das dem glücklichen Spieler Unglück in der Liebe prophezeit; denn diese Perlen, so herrlich sie auch sind, verbleichen vor der Schönheit Zairens, Deiner Gattin und ihr hoher Werth dünkt mich armselig gegenüber der Tugend und Anhänglichkeit Deines Weibes."

Ben Akiba strich sich den niederwallenden Bart und erwiderte sinnend: „Mein hoher Herr, aller Glanz ist nur ein Spiel des Lichts, ein Schein — nichts mehr. Wende Dein Kleinod um, so ist der Schimmer verschwunden. Wehe denen, die der Gaukelei des Zufalls trauen und sie Glück nennen! Daß ich das Spiel gewann, verdanke ich der Zerstreutheit nur, der Flucht Deiner Gedanken, die alle Aufmerksamkeit hinweggefegt. Fast scheue ich davor, den Gewinn mir anzueignen." —

„O, Du Grübler!" lachte Harun al Raschid, „warum hast Du der launenhaften Göttin Deine Zaire nicht zurückgesandt?"

„Ist sie mein? Ich weiß es nicht. Wohl gehorcht sie mir noch und zeigt sich anhänglich, allein der Lohn hiefür ist ja so hoch wie ihr Himmel. Laß den Preis des Ungehorsams höher sein, greif ihrer Laune, ihrer Eitelkeit unsanft an die geschminkten Wangen — und dann sieh zu, was Weiberliebe ist!" Betroffen erhob sich der Kalif. „Thor," verwies er den Sprecher, „willst Du alles an Deiner Weisheit messen? Jede Süßigkeit vergiftest Du mit Deinem Zweifel? Ei, wer zweifelt, wird nie genießen —"

„Wer zweifelt, wird nie enttäuscht, mein Fürst."

„Verschone mich mit Deiner Bitterkeit, Akiba, Du thust mir leid. Nie wirst Du Deiner Gemahlin froh — ungeachtet alle andern, die sie sahen, sie gleich einem Sterne preisen. Ihr Lob widrhallt von Granada bis Toledo."

Spöttisch nickte Ben Akiba und entgegnete: „Redensarten, mein Gebieter. Die Narren rühmen mein Weib als unvergleichlich und preisen es als einen Schatz, kostbarer als alle Kleinode Deines Landes . . . doch . . . laß es sterben und Du sollst sehen, wie alle Ruhmredner mir Ersatz anbieten in ihren Töchtern! — Nimm mir aber mein arabisch Roß — und keiner öffnet seinen Marstall, mir ein anderes zu geben. Haha! was hältst Du nun vom hohen Werthe?"

„Du solltest ihn kennen," grollte der Kalif. „Wer einen Edelstein besitzt, der schätzt ihn um so höher, je genauer er dessen Glanz und Feuer und sonstige Vorzüge im Gegensatz zu andern Schätzen zu ermessen weiß. Du, scheint es, rechnest den Werth des Deinen nicht allzu hoch."

Wieder strich Ben Akibas weiße Hand über die Bartwellen und zögernd sagte er: „Als ich mein Weib verlassen, hungernd und bedeckt mit Lappen auf öder Heide fand, da nahm ich es mit mir sammt einem Hunde sonder Zucht, der es geleitete. Beiden galt seither meine Sorge, mein redliches Bemüh'n, sie mir geneigt zu machen. Wie dies gelang und wessen Treue nun das Feuer strenger Probe standhafter ertrüge, dies, hoher Herr — dies —"

„Nun? — vollende!"

„Ich weiß es nicht von beiden, von einem aber glaub' ich es und wähne nicht, enttäuscht zu werden."

„Siehst Du? — Dein Weib ist's, das dankbar Dir seine Erhöhung vergelten will." —

„Nein!"

Harun al Raschid, der erregt den Saal durchmessen, hält unwillig an, seine Stirne bewölkt sich, seine Augen glimmen, und sein Zorn braust auf: „Akiba, ich beklage Dich! So niedrig wägst Du Menschenart, daß Du das heißere Gefühl! — nein, nein — es will mir nicht über die Lippen, wie Du ein menschlich Herz verleumdest. Du schuldest Sühne mir und dem beleidigten Geschlecht. Die Probe steht Dir frei; doch hier, vor meinen befriedigten Augen soll der Ausgang Dich beschämen!"

„Du willst es, Herr, so sei es denn! — Doch verstehe mich recht: nicht für minder edel schätz' ich des Menschen Art. Sein Herz schließt jedoch einen Reichthum schillernder Gefühle ein. Leicht spielt eines in das andere, und leicht bekriegt sich ihre Menge, während des Thieres engbegrenzte Triebe sich deutlich sondern und leichter ihre Kraft verrathen. Die Probe biet' ich Dir, obwohl ich Leid hiervon für mich befürchte und sie darum mir selbst versagte. Diese Perlenschnur, die zu dem Streite Anlaß gab, sei nun mein Werkzeug. Leb wohl, mein Fürst und zürne nicht zu rasch! — —

Indessen lag Zaire im Frauengemach ahnungslos auf seidenen Kissen, spielte mit Goldreifen, Diamantringen und anderem Tand oder griff träumerisch in die klingenden Saiten der Laute. Zuweilen lauschte sie auch dem Falle des Springbrunnens im Säulenhofe oder lachte fröhlich auf, daß es glockenhell an den Marmorwänden wiederhallte.

Plötzlich fühlte sie sich von starken Armen umfaßt und blickte erschrocken in die ernsten Züge ihres Gatten, der unbemerkt eingetreten war.

„Ach, Akiba, Du bist's? Was hast Du mir mitgebracht?"

„Frohe Nachricht, Täubchen: der Kalif lädt Dich für übermorgen mit mir zu sich."

Wie ein Wiesel hüpfte das schöne Weib vom Lager. „Der Kalif?" jubelte sie. „In die Alhambra darf ich kommen? O Du Lieber, sag, wie soll ich mich kleiden? Wie soll ich mich schmücken? Komm, hilf mir wählen, unter den Gewändern und Geschmeiden — ich will schön sein wie der gestirnte Himmel! Meine Arme sollen blitzen von goldenen Spangen —"

„Und Dein Alabasterhals soll wetteifern an Glanz mit dem dieser Perlen," fügte Akiba hinzu und ließ die Schnur gleich einem Wasserfalle über die rothe Seide der Kissen gleiten.

„Akiba," jauchzte das entzückte Weib, „mir diesen Schatz? Akiba, Du Lieber, Du Süßer, Du Guter! Mir diese Perlen?" Und sie wand sich die Schnur um den Hals, und sie warf sich glückselig dem Gatten an die Brust, und sie ließ die Welle seines Bartes gleich einem Schleier über ihr Gesicht wallen.

„Doch sage mir, Du Unvergleichlicher, in unserem Schatze ist kein Schmuckstück von so hohem Werthe, — sag, wie kommst Du dazu?"

„Frage nicht!" warnte der Gemahl und legte seine kühle Hand auf ihre Feuerlippen. Allein sie fragte dennoch und immer wieder.

„So will ich Dir vertrauen," raunte der Gatte, — „ich nahm die Schnur dem Mundschenk des Kalifen, — ich nahm sie ihm im Hohlwege — und da er sie nicht geben wollte —"

„Da — was thatest Du?"

„Da erschlug ich ihn! — Ich that's für Dich, Zaire, und wenn Du mich je verräthst, höre, so ist's um mich geschehen; denn der Mundschenk war der Liebling des Kalifen."

„Du hast es für mich gethan, Du Einziger, Du Herrlicher — o wie liebe ich Dich! Die Zunge soll mir verdorren, wenn ich Dich je verrathe — schweigen will ich wie die Gräber im Thale der Thränen, das schwöre ich Dir bei allen Gestirnen des Himmels!"

„Schwöre nicht, sondern gehorche mir und schweige!" flüsterte Akiba, und seine Augen brannten in schmerzlichem Entzücken.

Allein Zaire schwor dennoch und schwor immer wieder. —

Zwei Tage später erschien Akiba vor dem Kalifen, der ihn ernst und schweigend empfing.

Akibas Hand hielt das langhaarige Fell eines großen Hundes, der langsam und müde neben seinem Herrn einherschritt.

„Dies ist das Thier, auf dessen Treue Du so übergroße Stücke hältst?" fragte finsteren Blickes Harun al Raschid.

„So ist es, erhabener Herrscher. Der Hund hat seit der Stunde, in der ich Dich verließ, weder gegessen, noch getrunken, noch geschlafen. Heute harrte er meiner im glühenden Sonnenbrande auf den heißen Stufen meines Hauses. Seine Qual ist groß, und sein Verlangen nach Labung und Ruhe kann Deinem Auge nicht entgehen."

„Und sein Gehorsam—seine Treue?"

„Du wirst sie sehen." Akiba nahm eine Fleischtasse und eine Schale voll des köstlichsten Wassers vom Tische des Kalifen und stellte sie auf den Boden. Der Hund neigte den Kopf, streckte ihn vor und winselte. Ben Akiba trat näher. Ueber die Flanken des Hundes flog ein heftiges Zittern, sein Herr aber schien die flehenden Augen nicht zu sehen; er schüttelte das Haupt und schritt weiter. Das Thier folgte ihm. Nach einer Weile kehrte Akiba zurück und lagerte sich neben Speise und Trank und begann zu essen. Wimmernd und lechzend streckte sich der Hund zu seinen Füßen nieder.

Da trat der Kalif herzu und hielt dem Gequälten die Schüsseln vor. Mit gesträubten Haaren erhob sich das arme Geschöpf, schleppte sich näher, ächzte und—schnappte nach einem Bissen. Harun al Raschid lachte laut auf, Ben Akiba jedoch griff schweigend nach dem Fleische und legte es in die Schüssel zurück; dann erhob er sich, winkte dem Kalifen, ihm zu folgen und schickte sich an, den Saal zu verlassen.

„Streckt hinter uns die Lanzen vor!" gebot er den Thürhütern und trat durch den Marmorbogen.

Stöhnend schlich der Hund an den Schüsseln vorbei, die Thürwächter wollten ihn zurücktreiben — da warf er sich mit wüthendem Gebell auf die beiden, setzte über die Waffen und erreichte verwundet und blutend seinen Gebietr. Dieser streichelte zärtlich das geröthete Fell und wandte sich dann zu den Dienern, nachdem er dem Hunde einen Wink gegeben. „Pflegt ihn und gebet ihm Nahrung und Trank!"

Schweigend und ernst stand der Kalif und sah dem treuen Thiere nach.

Ben Akiba winkte einen anderen Diener herbei und sagte: „Bitte meine Gemahlin zu mir; sie wartet im Vorsaale."

Wie die Sonne am Frühlingsmorgen in das lachende Thal tritt, die Vögel ihr entgegenjubeln, die Blumen duftend ihre Kelche öffnen, so war es, als Zaire vor dem Kalifen erschien, der sie huldvoll begrüßt und sein Auge an ihrer Schönheit weidete.

Ben Akiba legte sein Antlitz in kummervolle Falten, ging ihr entgegen und seufzte: „Mein Täubchen, Du kommst eben recht, mich auszulösen. Es ist mir ein Unglück widerfahren: Ich habe einen hohen Geldbetrag im Spiele verloren. Hilf mir — Du trägst kostbaren Schmuck an Dir —"

Das junge Weib starrte den Gatten an, dann griff sie zögernd nach einem Armreif.

„Zu wenig, Zaire." Sie faßte zwei Armbänder.

„Auch das reicht nicht, mein gutes Kind; alle Deine Armringe sind zu gering gegen die Summe, die ich zu bezahlen habe."

Zaire erblaßte, unwillig trat sie zurück. „Was willst Du noch?"

„Zaire, ich bitte Dich — gib mir alles, was Du bei Dir trägst!"

„Alles? Du forderst zu viel! Auch die —"

„Auch die Perlenschnur! Ich flehe Dich an, Geliebte — sieh, ich habe Dir Gutes erwiesen, vergilt mir nur einen Theil davon."

Akiba faltete die Hände, und Verzweiflung loderte in seinen Blicken. Das Weib aber schüttelte den Kopf und wies ihn zurück.

Da stürzte ihr der Gatte zu Füßen, umklammerte ihre Kniee und rief: „Süße, rette mich, es gilt meine Freiheit — gib mir — die Perlenschnur!"

„Niemals!" schrie das Weib und riß sich los.

„Gib ihm den Tand!" drängte nun Harun al Raschid mit strenger Miene. „Gib ihm die Schnur, sein Leben steht auf dem Spiele!"

„Nein, ich gebe sie nicht!" zürnte Zaire und stampfte mit dem Füßchen.

„Wohlan," rief Akiba, „so will ich Dich zwingen!" Er springt auf, zerrt an der Schnur, und reißt sie der Erboßten vom Nacken. Sie aber faßt darnach, ringt mit dem Manne und kreischt: „Laß ihn festnehmen, Kalif! Der Elende hat Deinen Mundschenk erschlagen und ihm die Perlen geraubt, um sie mir zu schenken. Er ist ein Räuber, ein Mörder! . . ."

Da läßt Ben Akiba die Arme sinken und wendet sich tiefseufzend gegen den Herrscher, der bleichen Antlitzes den Vorfall verfolgte. „Herr, die Probe spricht für mich. — Du aber, herzloses, undankbares Weib, fürchte nicht für den Mundschenk, er ist heil und gesund. Behalte Deine Flitter und geh hin, woher Du gekommen bist. Ich will Dich niemals wiedersehen!"

Schluchzend wankt die Vernichtete aus dem Saale, während sich Ben Akiba trauernd über die dargebotene Hand des bewegten Kalifen beugt. —

Der bibelfeste Ohm Paul.

Die Buren sind bekanntlich nicht allein ein sehr tapferes und kriegstüchtiges, sondern auch ein außerordentlich frommes und gottesfürchtiges Volk. In dem vorigen Kriege mit England, der mit der demüthigenden Niederlage, welche die englischen Truppen am Majubaberge erlitten, zum Abschluß kam, zog General Joubert, der Höchstkommandirende von Transvaal, in keine Schlacht, ohne vorher mit seinen Buren entblößten Hauptes in inbrünstigem Gebet Gott angefleht zu haben, er möge seine schützende Hand über Transvaal halten und ihm den Sieg verleihen. Vom alten Ohm Paul aber wird erzählt, daß er jeden Morgen, nachdem er sich von seiner einfachen Lagerstatt erhoben, zuerst sein Morgengebet spreche und daß er dann unweigerlich nach seiner treuen Büchse greife, und durch den Lauf sehe, um sich davon zu überzeugen, ob Alles in Ordnung sei. Präsident Krüger ist jedoch nicht nur ein frommer, sondern auch ein sehr bibelfester Mann. Die Reden, welche er im Volksraad hält, sind fast immer mit kräftigen und meist zutreffenden Bibelworten gewürzt und auch bei Interviews, wenn der Reporter ihm unbequeme Fragen vorlegt oder wenn Ohm Paul keine Zeit hat, Rede und Antwort zu stehen, hat er die Gepflogenheit, die Bibel für sich sprechen zu lassen und dem Betreffenden zu sagen, er solle nur nach Hause gehen, seine Bibel aus dem Bücherschrank holen und unter Psalm so und so nachlesen, dann wisse er ganz genau, worum es sich handle. Schon wiederholt sind solche Interviews, in denen Ohm Paul sich auf die Bibel berief, herübergekabelt worden und jedes Mal, wenn man nachschlug, konnte man sich davon überzeugen, daß die von Krüger gewählte Bibelstelle ganz ausgezeichnet paßte und daß sie oft mit ein paar Worten mehr ausdrückte, als sich in einem spaltenlangen Interview hätte sagen lassen. Das gilt auch von dem merkwürdigen Interview, welches der Präsident von Transvaal dieser Tage mit einem Zeitungsberichterstatter, der ihn über die südafrikanische Krisis befragte, gehabt haben soll. Das Kabel meldet nämlich, Krüger habe dem neugierigen Zeitungsmanne zur Antwort gegeben, die ganze Situation könne gar nicht besser und schärfer gekennzeichnet werden, als durch den 83. Psalm. Wer diesen Psalm nachliest, der erhält nicht nur einen ergreifenden Beweis von dem schlichten Gottvertrauen des Mannes, der an der Spitze der Transvaal-Regierung steht, sondern er kann auch nicht länger daran zweifeln, daß Krüger sich im Rechte fühlt und daher in ruhiger Zuversicht seine Sache Gott anheimgibt. Der 83. Psalm, den auch Herr Chamberlain genau lesen sollte, ehe er den Krieg heraufbeschwört, lautet, wie folgt:

Gebet um Hilfe wider die Feinde der Kirche.

1. Ein Psalmlied Assaphs.
2. Gott, schweige doch nicht also, und sey doch nicht so stille; Gott, halte doch nicht so inne.
3. Denn siehe, Deine Feinde toben, und die dich hassen, richten den Kopf auf.
4. Sie machen listige Anschläge wider dein Volk, und rathschlagen wider deine Verborgenen.
5. Wohl her, sprechen sie; laßt uns sie ausrotten, daß sie kein Volk seien, daß des Namens Israel nicht mehr gedacht werde.
6. Denn sie haben sich mit einander vereiniget, und einen Bund wider dich gemacht.
7. Die Hütten der Edomiter und Ismaeliter, der Moabiter und Hagariter,
8. Der Gebaliter, Ammoniter und Amaleliter, die Philister sammt denen zu Tyrus;
9. Assur hat sich auch zu ihnen geschlagen, und helfen den Kindern Lot. Sela.
10. Thu ihnen wie den Midianitern, wie Sissera, wie Jabin am Bach Kison;
11. Die vertilget wurden bei Endor, und wurden zu Koth auf Erden.
12. Mache ihre Fürsten wie Oreb und Seeb, alle ihre Obersten wie Sebah und Zalmuna,
13. Die da sagen: Wir wollen die Häuser Gottes einnehmen.
14. Gott, mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde.
15. Wie ein Feuer den Wald verbrennet, und wie eine Flamme, die Berge anzündet:
16. Also verfolge sie mit deinem Wetter, und erschrecke sie mit deinem Ungewitter.
17. Mache ihr Angesicht voll Schande, daß sie nach deinem Namen fragen müssen.
18. Schämen müssen sie sich, und erschrecken immer mehr und mehr, und zu Schanden werden, und umkommen.
19. So werden sie erkennen, daß du mit deinem Namen heißest Herr alleine, und der Höchste in aller Welt.

Lokalbericht.

Briefkasten.

Die Rechtsfragen beantwortet der Rechtsanwalt Jens L. Christensen, 502 Fort Dearborn Gebäude, Chicago.

R. P. — Wir sind mit den Zwangs-Erziehungsanstalten des Staates Wisconsin nicht genügend vertraut, um Ihnen in dieser heiklen Angelegenheit Rath zu ertheilen.

M. E. — Zeigen Sie den Mann beim Bundesanwalt wegen Mißbrauchs der Post an.

K. H. — Sprechen Sie lieber persönlich vor und bringen Sie die Papiere mit.

J. B. — Es hängt Alles davon ab, auf welche Weise Ihr Mann seinen Daumen einbüßte. Lassen Sie ihn persönlich vorsprechen.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Benjamin A. McBurney, Kittie Howe, 27, 26.
Edward H. Achner, Julia J. Anderson, 31, 30.
M. Gray Carrell, Pearl Bonnell, 21, 18.
Karl Rylander, Ella Larson, 31, 27.
Ralph B. Badeaux, Mayme J. Park, 43, 23.
Frank Koehler, Ida Reinke, 24, 21.
Abadia W. Herro, Latafy H. Herro, 25, 29.
Otto Weßling, Martha Smitte, 21, 19.
Ira G. Fosler, Maud Anderson, 28, 28.
Edward Krause, Caroline Hoppe, 21, 32.
Will E. Hill, Letetia R. Koenig, 25, 24.
Hjalmer Gjersoe, Mathilda Tangen, 27, 28.
Frank Buehrle, Annie Schramma, 24, 22.
Paul Warning, Mathilda Schulz, 48, 35.
Adam Stecher, Bertha Brown, 53, 27.
Henry Kleusken, Leda Aeral, 22, 21.
George E. Kuehne, Rachel E. Duber, 33, 44.
William Johnson, Pearl B. Pipe, 25, 18.
Donald Benjamin, Carlline T. Pasler, 26, 25.
William J. Woodard, Clara Sands, 23, 16.
Michael Bryson, Delia Lannan, 37, 28.
Otto Westphal, Emilie Albrecht, 30, 21.
Francesco Sagia, Rosa Bullai, 28, 18.
Jan Krzizatowska, Eva Suferick, 35, 21.
Charles Wagenknecht, Mary Kufer, 27, 18.
Julius Prien, Bertha Lipphardt, 30, 22.
Thomas Meade, Lucy Harrington, 21, 19.
Antonia Pesthe, Jennie Dicola, 19, 26.
E. Ellwood Snyder, Louise Smith, 21, 18.
H. Severn Hanson, Agnes J. Tench, 28, 26.
Maurice Danzinger, Ethel Seidler, 23, 20.
Joseph Hansen, Nellie O'Donnell, 28, 24.
Anton Weckerbauer, Barbara Pokorny, 30, 22.
Frank Kobetsky, Millie Metzger, 26, 20.
Bernard Schuchhardt, Gertrude Kuhlmann, 38, 39.
Adolph H. Taus, Emma Gellersen, 21, 20.
John Hoff, Helen Toggenburg, 21, 21.
Fred Schroeder, Bertha Sudula, 29, 20.
Archibald E. Hershey, Clara Quick, 22, 20.
Robert McKenzie, Ada Rasmussen, 24, 19.
Otto Baumgarten, Emma Bauldt, 24, 21.
A. T. Merriman, Jr., Agnes Areston, 21, 18.
Cole T. McFralane, Mary Gleich, 21, 18.
William K. Weß, Mary E. Field, 33, 26.
Fred B. Kettlesstrings, Lulu G. Habrege, 31, 21.
Alexander Hecht, Helen Buckow, 21, 19.
Emil Carlson, Mannie Lund, 29, 17.
Frank Murphy, Elizabeth Splaner, 32, 31.
John E. Stanton, Helen M. Kilmer, 40, 38.
David F. Closten, Mary Zimmermann, 30, 31.
Harry Folkson, Annie Konicek, 22, 20.
James Beitler, Olive Keating, 25, 20.
William E. Cannavan, Rena M. Bennett, 24, 19.
Hermann Johnson, Lucy Pranto, 27, 22.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Lauer, Joseph, 71 J., 45 Gardner Str.
Wolff, Alwina J., 37 J., 1680 W. Monroe Str.
Paste, Katie, 5 J., 38 Fry Str.
Blick, Elisabeth, 19 J., 463 Carroll Ave.
Diesel, Margarethe, 38 J., 3809 Wabash Ave.
Grims, Johann, 8 J., 722 W. 21. Str.
Von Thaden, Otto, 35 J., 5458 Madison Ave.
Schwartz, Wm., 64 J., 679 Larrabee Str.
Schneidewind, Johanna, 6 J., 880 Melrose Str.
Tauber, Mary, 29 J., 502 E. Belmont Ave.
Reith, Florence A., 25 J., 560 S. Kedzie Ave.
Jacobsen, Caroline, 60 J., Fairfield Ave. und Fulton Str.
Hecht, Marie, 23 J., St. Elisabeth Hospital.
Kaiser, Nikolas, 56 J., 290 Cleveland Ave.
Schollenberg, F. T., 65 J., 499 W. Chicago Ave.
Enders, Frank L., 20 J., 198 W. Chicago Ave.

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Kinney Ave., 250 F. südl. von 70. Str., 25×162, E. Pusey an F. P. Sorelle, $3000.
Nelson Str., 391 F. östl. von Southport Ave., 25×125, G. A. H. Sanders an R. Nickels, $1750.
Lincoln Ave., 100 F. nordwestl. von Belmont Ave., 25×75, B. Brand an K. M. Brand, $1.
Belmont Ave., 125 F. westl. von Lincoln Ave., 25×100, Derselbe an Denselben, $1.
Kenmore Ave., 100 F. nördl. von Glenlake Ave., 50×150, L. E. Thayer an J. F. Higgins, $4000.
Clinton Str., Nordwestecke Van Buren Str., 148×156, Exekutoren des Nachlasses von Nimrod Long an Stephen G. Long (Los Angeles, Cal.), $60,000.
Monroe Str., Nordwestecke Franklin Str., 50¼×189.7, Winslow Whitman (Boston, Mass.) an Fred. Ayer (Lowell, Mass.), $194,000.
Lake Str., Südwestecke Ada Str., 86.30×110, Walter F. Palmer und Frau an Samuel Evans, $30,000.
Wells Str., 59 F. südl. von Cedar Str., 25×100, Mathias Weiß an John Sontag, $1.
Dasselbe Grundstück, John Sontag an Mary O. Weiß, $1.
South Park Ct., 366 F. südl. von 60. Str., 100×120, George W. Gehlbach an Emma J. Gehlbach, $1.
Beach Ct., Südwestecke Irving Park Ave., 94×150, John R. Lundgren an David P. Scully, $18,000.
Ballou Str., 175 F. südl. von Bloomingdale Ave., 25×177, H. L. Olsen an Robert Reasner, $3000.
Dasselbe Grundstück, Robert Reasner an Charles E. Rich, $3000.
Indiana Ave., 227 F. nördl. von 35. Str., 50×123, Illinois Industrial School for Girls an Thomas R. Lyon, $7500.
Central Park Ave., 141 F. nördl. von Harrison Str., 25×125, George R. Cunning an Imogene McDonald, $7000.
Sebor Str., 416 F. östl. von Halsted Str., 49×92, und anderes Grundeigenthum, John W. Hedenberg u. A. durch M. in C. an A. C. Harrison, $8277.
Lot 8, Block 7, Hegewisch, William Pense an M. E. Sutton, $3000.
Elizabeth Str., 50 F. nördl. von 49. Str., 24×124, M. Karminski an A. Kinaba, $1850.
Sawyer Ave., 275 F. südl. von 52. Str., 25×126, und anderes Grundeigenthum, J. Dalzell an F. D. Hills, $2500.
Trumbull Ave., 200 F. nördl. von 53. Str., 25×126, und anderes Grundeigenthum, J. Dalzell an D. S. Goonrad, $2500.
14. Str., 400 F. östl. von Jefferson Str., 25×86, F. Stefka an A. Mejsrik, $2500.
Aberdeen Str., 115 F. südl. von Gurley Str., 33×100, Hannah Murnan an Emil H. Seeman, $3000.
Cornell Str., 72 F. westl. von Noble Str., 24×128, C. Mieling durch M. in C. an C. Hellsmuth, $2200.
Central Park Ave., 100 F. südl. von Noble Ave., 50×125, F. R. Wendorf an J. H. W. Klute, $2000.
Wilson Ave., 168 F. westl. von Hamilton Ave., 37×121, und anderes Grundeigenthum, William H. Cobb an Elizabeth F. Cobb, $4000.
Francis Str., 141 F. westl. von Magnolia Ave., 25 F. bis zur Allen, J. A. Duncan an H. B. Allen, $1000.
Cornell Ave., 200 F. südl. von 54. Str., 50×158, W. H. D. Lewis an F. G. Brown, $3000.
Grundstück 1321 Michigan Ave., 20×130, Henry Rice u. A. durch M. in C. an Frank W. Grant, $17,700.
65. Pl., 470 F. westl. von Washington Ave., 65×125; 65. Pl., 310 F. westl. von Washington Ave., 40×125, Robert F. Green und Frau an Christian A. Londelius u. A., $10,000.
12. Str., 75 F. westl. von Homan Ave., 25×167, Edward Oehlen an F. Pfeiffer, $12,000.
Sämmtlicher Theil des südöstl. ¼, 8, 33, 13, nördl. von Archer Ave. gelegen, Frank W. Vance an W. B. Jordan (St. Paul, Minn.), 111.296 Acker, $66,777.
Hancock Ave., 270 F. nördl. von Wrightwood Ave., 27×125, A. Sundene an E. Surz, $2300.
Ledyard Str., 181 F. südl. von Chestnut Str., 50×125¼, R. R. La Bar an G. W. Moore, $1200.
Michigan Ave., 83 F. nördl. von Stanwood Ave., 25×125, Michael Julian an Maggie Julian, $1000.
Belle Plaine Ave., 350 F. östl. von Leavitt Str., 25×125, R. Christiansen an M. W. Bovermann, $3500.
Peoria Str., 200 F. südl. von 64. Str., 50×124, A. Roberts an F. W. Myers, $2500.
Sawyer Ave., 203 F. südl. von 25. Str., 25×125, Anton Rezek an James F. Rezny, $1500.
Fullerton Ave., 79 F. westl. von Central Park Ave., 27×127, F. R. Wendorf an J. H. W. Klute, $1000.
Central Ave., 75 F. nördl. von 94. Str., 75×125, und anderes Grundeigenthum in Cicero, J. P. Mackenzie an G. M. Dewar, $5500.
Vernon Ave., 121 F. südl. von 66. Str., 24×122, M. O'Sullivan u. A. durch M. in C. an C. W. M. Friedlander, $92780.
Greenwood Ave., 143 F. südl. von 61. Str., 10×177, C. R. Jones an J. Rosenthal, $1250.
Grundstücke 5826 und 5828 Calumet Ave., 50×153, Christian A. Lundelius u. A. an Lucy D. Green, $20,000.
Turner Ave., 175 F. nördl. von 56. Str., 50×126, F. W. Myers an A. Roberts, $2500.
Ashland Ave., 99 F. südl. von 53. Str., 25×121, F. Pfeiffer an A. Loeller, $3500.
Union Ave., 325 F. nördl. von 33. Str., 25×124, M. Carden durch M. in C. an J. Parlasek, $1128.
Newberry Ave., 299 F. südl. von 16. Str., 25×90, J. Haring an C. H. Puschel, $1500.
Dasselbe Grundstück, C. H. Puschel an Johanna Haring, $1500.
W. 22. Str., 201 F. östl. von Peoria Str., 25×110, H. Suhr an O. Goetze, $2000.
Harvard Str., 165 F. östl. von Springfield Ave., 50×124, A. P. Date an M. McKeowa, $3000.
Wilcox Str., 325 F. westl. von S. 41. Ave., 25×125, J. F. Eberhard an J. Tierney, $3100.
Chicago Ave., 178 F. westl. von Sedgwick Str., 26×130, Ida Walter durch M. in C. an B. M., $3287.
Sawyer Ave., 264 F. südl. von Central Park Boul., 25×125, M. C. Glennon an E. D. Locke, $2000.
Racine Ave., 107 F. südl. von Belden Ave., 25×124, W. Hutton u. A. durch M. in C. an B. M. Hutton, $3027.
Ashland Ave., 255 F. südl. von Ainslie Str., 25×160, E. A. Mulford an B. K. Christiansen, $1250.
Michigan Ave., 122 F. nördl. von Monroe Str., 4×180, Nettie McCormick u. A. an Nettie F. McCormick u. A., $12,000.
Cornell Ave., 531 F. südl. von 51. Str., 30×125, W. Irving Clark u. A. durch M. in C. an Walter L. Fisher, $16,000.

Marktbericht.

Chicago, den 3. September 1899.

Getreide.	
Weizen — September	$0.69[illegible]
Dezember	0.71[illegible]
Mais — September	0.31[illegible]
Dezember	0.28[illegible]
Hafer — September	0.20[illegible]
Dezember	0.20[illegible]
Provisionen.	
Gepökeltes Schweinefleisch — September	7.95
Oktober	8.05
Schmalz — September	5.20
Oktober	5.22½
Januar	5.40
Rippen — September	5.05
Oktober	5.12½
Verschiedene Gebrauchs-Artikel. Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.	
Aepfel, gedörrte	$0.07 —0.08
Pfirsiche, gedörrte	0.07 —0.10
Kirschen, entsteinte	0.10 —0.12
Aprikosen	0.12 —0.17
Heidelbeeren	0.06½—0.07
Himbeeren	0.12
Rosinen — Muskateller	0.05 —0.07
London Layers, per Kiste	1.10 —
Zantener Curranten	0.06 —0.08½
Zitronenschalen	0.11
Taragona Mandeln	0.15
Brasilianische Nüsse	0.05½—0.06
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05½
Spezereien.	
Zucker — der Hut, 100 Pfund	5.83
Stangzucker, 100 Pfund	5.58
Speisezucker, 100 Pfund	5.31
Würfelzucker, 100 Pfund	5.58
Konditors' A, 100 Pfund	5.20
„Off A", 100 Pfund	4.95
Thee — Young Hysen	0.25 —0.55
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.67 —0.72
Japan	0.28 —0.44
Oolong	0.25 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.12 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.08 —0.11
Maracaibo	0.11 —0.13
O. G. Java	0.26 —0.32
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½
Fische.	
Weißfische, 100 Pfund	8.00
California Lachs	12.50
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.00
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.85 —1.05
Labrador Häringe, per Faß	8.00
Viehmarkt.	
Beste Stiere	$5.70 —6.65
Stiere mittlerer Größe	5.40 —5.65
Stiere von 900—21000 Pfund	4.10 —4.95
Stiere von 1000—1300 Pfund	5.00 —5.35
Bullen	2.75 —4.35
Kühe und Färsen	3.70 —4.75
Färsen	4.80 —5.25
Kälber	4.00 —7.25
Texanische Stiere	3.30 —4.30
Schweine	3.50 —4.65
Schafe	2.00 —4.50
Lämmer	3.50 —6.25

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 44,227 Rinder, 1,902 Kälber, 114,715 Schweine, 57,773 Schafe. Von hier verschickt wurden: 16,641 Rinder, 355 Kälber, 26,444 Schweine, 8,907 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:	
Butter—	
Creameries: Extras	.20
Erste Qualität	0.18 —0.18½
Zweite Qualität	0.15 —0.16½
Kunstbutter	0.15 —0.16
Dairies: Extras	0.16 —0.17
Kochbutter	0.12½—0.13
Käse—	
Twins	0.09½—0.10
Cheddars	0.08½—0.09
Young Americans	0.10 —0.10½
Brick	0.09 —0.10
Limburger, neu	0.08 —0.08½
Schweizer	0.10 —0.10½
Eier—	
Per Dutzend	0.11½—0.13½
Bohnen—	
Per Sack	1.05 —1.15
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.09 —0.10
Hühner, per Pfund	0.09 —0.09½
Enten, per Pfund	0.07½—0.08
Gänse, per Pfund	0.09 —0.12
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.08 —0.10
Hühner, per Pfund	0.08 —0.09
Enten, per Pfund	0.07 —0.07½
„Spring Chicken", per Pfund	0.10 —0.10½
Gänse, per Dutzend	3.00 —5.00
Kalbfleisch, per 100 Pfund	6.00 —9.00
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.09½—0.10
Zander, per Pfund	0.06½
Hechte, per Pfund	0.05 —0.05½
Büffelfisch	0.05
Forellen	0.16 —0.18
Frische Früchte—	
Neue Aepfel, per Faß	1.00 —2.25
Orangen, Valencia, per Faß	4.00 —5.00
Bananen, per Bündel	0.75 —1.50
Heidelbeeren, per 16 Quarts	1.00 —1.15
Neue Kartoffeln, per Bushel	0.32 —0.35
Süßkartoffeln, per Faß	1.00 —3.00
Tomaten, per Bushel	0.20 —0.25
Zwiebeln, per 1½ Bushel	0.50 —0.60
Gurken, per Faß	0.40 —0.75
Kohl, neuer, per Kiste	1.00 —1.15
Salat, per Kiste	0.75 —1.00
Grüne Bohnen, per 1½ Bushel	0.60 —0.90
Blumenkohl, per Kiste	0.75 —0.90
Sellerie, per Kiste	0.35 —0.60
Korn, per Sack, 5 Dutzend	0.20 —0.25
Möhren, 100 Bündel	0.75
Petersilie, per Dutzend Bündel	0.10

Sport und Spiele.

BASE-BALL.

Die „National League".

	Gew.	Verl.	Prozent.
Brooklyn	78	36	684
Boston.........	72	44	621
Philadelphia....	73	46	613
Baltimore	66	47	584
St. Louis.......	67	53	558
Cincinnati	63	51	553
Chicago.........	60	58	508
Pittsburg	59	58	504
Louisville	51	63	447
New York.......	49	65	430
Washington	41	74	357
Cleveland	19	102	157

Chicago 3, Boston 8.

Chicago ..... 000300000=3
8 Treffer, 5 Fehler.
Boston ...... 100001006=8
10 Treffer, 2 Fehler.

Heute spielen:

St. Louis in Chicago.
Cleveland in Cincinnati.

Morgen spielen.

(2 Spiele, je eins am Vormittag und am Nachmittag.)

Pittsburg in Chicago.
Louisville in St. Louis.
Cleveland in Cincinnati.
New York in Brooklyn.
Baltimore in Boston.
Washington in Philadelphia.

Aesthetik auf dem Rade.

Nicht von den verschiedenen Herren- und Damenmoden, die der Radsport gezüchtet hat, und die mehr oder minder die ästhetische Kritik herausgefordert haben, soll hier die Rede sein, sondern von dem Radler und der Radlerin selbst und von der Figur, die sie auf dem geliebten „Beik" machen. Es läßt sich nämlich leider nicht behaupten, daß die Figuren, die man auf dem Rade sieht, immer sehr gefällige sind. Zu Ehren des weiblichen Geschlechts muß aber gesagt sein, daß sich diese Bemerkung fast ausschließlich auf die männlichen Kollegen bezieht. Während die radfahrende Dame, schon um jeder Regung der Spottlust aus dem Wege zu gehen, alles herausfordernde Gebahren auf dem Rade vermeidet und danach auch ihre körperliche Haltung einrichtet, fällt diese Rücksicht für den Herrn Kollegen, namentlich aus den jungen Jahrgängen, fort, und so begegnet man ihm recht häufig in einer Verfassung, von der Jago sagen würde: „Das gefällt mir nicht."

Noch immer unter diesen Typen der bekannteste ist wohl derjenige, der mit der Nase auf der Lenkstange ruht, während der hintere Theil seines Körpers aus dieser Niederung steil bergan steigt und auf dem Sattel balanzirt.

Der Radfahrer in dieser Stellung erinnert lebhaft an einen springenden Frosch oder auch an einen Schlangenmenschen. Das Vorbild aber, dem er in dieser Stellung nacheifert, ist keines von beiden dieser gelenkigen Geschöpfe, sondern es ist der Rennfahrer. Auf der Rennbahn wird diese Körperhaltung ihre Berechtigung haben, da sie die ganze Kraft des Fahrers in die Pedale drängt und der Luft eine möglichst geringe Widerstandsfläche bietet. So wenig anmuthig sie aber ist, so wenig gesund ist sie auch, und so lange die Reiter im Allgemeinen nicht wie die Jockeys reiten, so lange sollten auch unsere jugendlichen Radfahrer sich an diesen ein Muster nehmen.

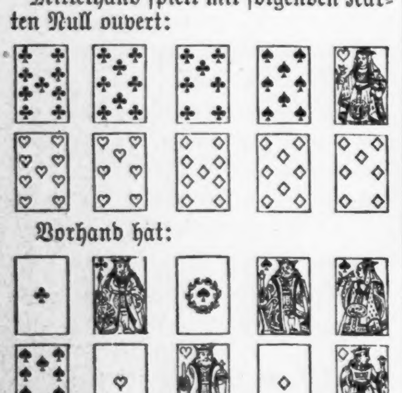
Vom Skat

redigirt von

Carl Leder, 845 N. Clark Str.

Aufgabe Nr. 25.

Mittelhand spielt mit folgenden Karten Null ouvert:



Vorhand hat:

Mittelhand fällt im achten oder neunten Stich. Was liegt im Skat? Wie ist der Gang des Spiels?

Auflösung der Aufgabe No. 24.

Die Vorhand hat hier verschiedene Fehler gemacht. Erstens hat sie Grand verpaßt, welches unverlierbar war, und dann hätte sie im 4. Stich den Eckstein-Buben mit Schüppen-Buben übernehmen müssen, womit Kreuz-Zehn der Mittelhand gerettet und das Spiel für die Gegner gewonnen worden wäre. Endlich hat Hinterhand nicht nöthig, mit Herz-Buben zu fordern, da Kreuz-Sieben es auch verrichtet hätte, denn 4 Trümpfe waren bereits gefallen.

Fort mit dem Guckser.

Der Guckser ist entschieden eine Verböserung des Skats, er tritt die Theorie des Skats mit Füßen. Das Grundprinzip ist die Gleichberechtigung beider Parteien. Wo bleibt aber die Gleichberechtigung, wenn der Spieler 12 Points gewinnt, bei Verlust aber das Doppelte zahlen muß. Der Guckser ist weiter nichts als die Grand-Frage, die vor 35 Jahren schon gespielt wurde. Grand-Frage sagt man gar nicht an, sondern man spielt eben Frage. Hat man nun z. B. 18 gereizt und findet die beiden besten Jungen, so würde man, da man, wie viele fälschlich behaupten, bei Frage und Tournee keinen Schneider und kein Schwarz ansagen darf, das Spiel legen können. Hat man aber die Grand-Frage zur Verfügung, so kann man sein Spiel schön gewinnen.

Die richtige Steigerung von Grand ist:

1. Grand-Frage 6.
2. Grand-Tournee 12.
3. Grand-Solo 18 (statt 16).
4. Grand-Ouvert 24.

Ja, es ließe sich auch Null-Frage und Null-Tournee einführen und ist auch schon gespielt worden. Es würde dann zählen:

Null-Frage 10,
Null-Tournee 15 (wenn 7 tournirt ist, hat man die Wahl, bevor man die andere Karte gesehen hat, Null zu spielen oder die Farbe).

Null und Null-Ouvert wie gewöhnlich.

Dem Guckser wird die Stange gehalten von Spielern, die nur spielen, um Geld zu machen, die mit Vorliebe mit schwachen Spielern spielen, die sie recht oft strafen können.

Wenn man aber nach der Tages Last und Hitze sich Abends zum gemüthlichen Skat zusammen gefunden hat, will man von Strafen nichts wissen. Und wer wird bestraft? Der schwache Spieler, der nicht so gut aufpassen kann, wie der gewiegte, der Skat mechanisch spielt und gar nicht zu überlegen braucht. Und wer hat den Vortheil von der Strafe, die der schwache Spieler erlitten hat? Der scharfe Spieler, der steckt das Strafgeld in seine Tasche und lacht sich ins Fäustchen, daß der andere so dumm war, und sich strafen läßt.

Wozu sind Strafen nöthig beim Skat? Wenn anständige Spieler zusammenkommen, wird es nie Meinungsverschiedenheiten kommen. Der Spieler, der ein kleines Versehen gemacht, entschuldigt sich, und die anderen werden es ihm gern erlauben, ein Blatt zurückzunehmen, solange nicht wieder ausgespielt ist.

So ist es mit dem Guckser.

Der Spieler, der Pech hat, nichts im Skat findet, dagegen mit einer recht schlechten Sitzung zu kämpfen hat, wird, weil er das Spiel verloren hat, bestraft, es doppelt zu zahlen.

Fort mit dem Guckser, führt Grand-Frage ein.

Spiel-Briefkasten.

W. Schayer, Hammond, Ind. — Erkenne es dankbar an, daß Sie sich so liebenswürdig mit meinem Namen beschäftigt haben und werde ich den Onkel bitten, Ihre Arbeit aufzunehmen.

Sie haben wahrscheinlich nicht einmal gewußt, daß ich vielen Leuten ein Räthsel bin, um so mehr ist es anzuerkennen, daß Sie zu diesem Räthsel die Auflösung gefunden haben.

Felix W..... Hat sich der Spieler bei einem Solo überreizt, so hat er die dem gereizten Point zunächst hohe Zahl von Punkten, die das Spiel in der betreffenden Farbe kosten könnte, zu bezahlen, in dem von Ihnen angegebenen Falle also 44.

Für müßige Stunden.

Buchstabenräthsel (115).
(Von C. L. Scharien, Chicago.)

So Viele sind nach mir begierig,
Wie Arme nach dem Stückchen Brod;
Den Dewey und den Schley heut' zier' ich,
Den Goethe auch noch nach dem Tod.
Jedoch, wer mich und Glanz und Ehren
Schnell zu erreichen ist bedacht,
Und wer mich hat — oft wird entbehren
Mich, andern Fußes, Tag und Nacht.

Räthsel (116).
(Von Frau E. Bartsch, Chicago.)

Gering nur ist's, als Ganzes an Gewicht,
Wenn ihm jedoch der fünfte Theil gebricht,
So drückt es wie mit Bergeslast
Manch' starken Mann zu Boden fast.

Buchstabenräthsel (117).
(Eingesch. von Frau Ida Malkowsky, Chicago.)

Stell' in mein Wort verschied'ne Zeichen hin
So findest Du stets einen andern Sinn.

1. Ein Freund, der uns schützt auf des Lebens Gang,
Ein Schmuck, eine Zier, wenn der Wurf gelang.
2. Eine Blüthe, an Farbe, an Duft so süß,
Eine Frucht aus des Südens Paradies.
3. Ein Nichts, ein Etwas, das drückt und quält;
Weh' dem, der es hat; wohl ihm, dem es fehlt.
4. Ein edles Bild, das der Dichter besang,
Dem die Liebe brachte den Untergang.

Bilderräthsel (120).
(Eingeschickt von Sigm. Freund.)



Kreuzräthsel (118).
(Eingesch. von Frau H. Fröhlich, Chic.)

1	3
2	4

Ein Mädchen hold, im 3 und 2,
Er liebte es und schwur, es sei
Die schönste 1 und 2 im Land,
Und füllte dabei bis zum Rand
Den 3 und 4 mit funkelndem Wein.
Er trank und sprach: „Nur Dir allein
„Biet' ich mein Herz und meine Hand,
„Ist auch nur 1 und 4 Dein Kleid,
„Dich liebe ich in Ewigkeit."

Diamanträthsel (119).
(Von H. Brandner, Chicago.)

A
B D E
E E E E E
E E E E E E E
E E E E E E E F F
F G G G H H I I I K
L L L L N N N O O
O P R R S S S
S S T T T
T T T
V

Vorstehende 61 Buchstaben sind in derselben Figur so zu ordnen, daß die wagerechten und senkrechten Mittellinien dasselbe ergeben und die übrigen benennen:

1. Einen Buchstaben.
2. Eine Wahrnehmung des Ohres.
3. Etwas Körperloses.
4. Eine norddeutsche Stadt.
5. Einen berühmten Tondichter.
6. Ein großes Fest. (Mittellinie.)
7. Einen Raubvogel.
8. Einen Vertrauten der Damen.
9. Ein Kulturhilfsmittel.
10. Ein Gewässer.
11. Einen Buchstaben.

Neben-Räthsel.

Räthsel.
(Eingesandt von Franziska Eikenkoeter, Chicago.)

Nimmst Du mir mit, so tödt' ich Dich;
Sonst findest Du bei Bräuten mich.

Buchstabenräthsel.
(Eingesandt von F. Schmidt, Chicago.)

Ich frage stets und dringe
Gern auf den Grund der Dinge,
Doch ist ein Zeichen mir
Aldann entrafft,
Steh' ich sogleich vor Dir
Als Eigenschaft,
Die leider fehlet heute
Dem Herzen mancher Leute.

Diamanträthsel.
(Von Frau Mary B...r.)

A
A A A
B B B D E
E E E F F G L
L M O R R
R R U
U

Die vorstehenden 25 Buchstaben sind so zu stellen, daß die Mittellinien von oben nach unten und von links nach rechts gelesen einen Monat ergeben, die übrigen bezeichnen:

1. Einen Buchstaben; 2. Einen männlichen Vornamen; 3. Ein Tischbesteck; (4. Mittellinie); 5. Einen Bau; 6. Ein Erfrischungsmittel; 7. Einen Buchstaben.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Homonym (109).
Gefallen.
Richtig gelöst von 35 Einsendern.

Silbenräthsel (110).
Gardinen — Predigt; Gardipredigt.
Richtig gelöst von 62 Einsendern.

Silbenräthsel (111).
Austernhandlungen; Au — Stern — Austern usw.
Richtig gelöst von 33 Einsendern.

Zitatenräthsel (112).
„O, lieb' so lang Du lieben kannst. —"
Richtig gelöst von 56 Einsendern.

Einsatzräthsel (113).

P	A	N	A	M	A	L	I	E
M	U	S	K	A	T	T	U	N
Z	A	M	O	R	A	K	E	L
G	A	M	B	I	A	N	K	A
K	A	L	M	U	S	K	A	U
M	O	R	A	S	T	H	M	A

Marius usw.
Richtig gelöst von 40 Einsendern.

Bilderräthsel (114.)
Verstand kauft man nicht auf dem Markte.
Richtig gelöst von 30 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

C. A. Boehler (6); L. Jahn (3); Frau E. Hering (2); Louisa Schultz (3); Wm. Abel (3); Jul. D. Romero (3); Frl. Anna Puetz (3); Franziska Eikenkoeter (6); Herman Renten (3); Frl. Rosa Werner (6); Frau Chas. Bachrodt (3); Frau Neu, Whiting, Ind. (4); Anna Peters (3); Frau H. Lorenz (4); Julie S. (2); F. Schmidt (6); C. Runge, Austin, Ill. (4); C. L. Scharien (5); Hugo Illing (2); Cecile Malier (1); Frau C. Eisele (1); L. L. (4); Aug. F. Hintze (6); F. L. Piest (5); Ad. Freese (4).

Frau H. Weltmann (5); Frau Bertha Gleinich (6); John Martin (5); G. Michael, Hammond, Ind. (4); H. Froehlich (6); J. Meierdirks (3); N. Minol (6); A. Rauschenfels (4); Andr. Heimburger (5); Gert. Schmidt (2); Anna Mohr (2); Fr. P. (4); Rud. Schweitzer (5); Elise Huebner (3); Frau Magd. Helbich (4); Frau Colma Schmit (2); Frau M. Wiese (2); B. Ullmann (5); Irma Brockelmann (5); Frau Ida Malkowsky (6); Reinh. Schmidt (6); L. Gelzer (6); Henry Biel (5); H. Lahl (4); Frau B. Voelcker (4).

Frau M. Jahn (3); Marie Mengel (3); Alma Boehme (5); L. Schmalholz (3); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (5); F. Kuehler (5); J. C. Weigand (5); Frau Milling (4); A. Krueger (6); F. L. Graf (4); K. Klaiber, Oak Park (6); Marie Streuber (6); A. F. Marx (5); Frau Rosie Stuke (5); M. H. (5); Frau Schwaan (2); Frau A. Liebe (2); Frau Bertha Riemann (4).

Prämien gewannen:

Homonym (109). — Loos 1—35. Frl. Julie S. (keine Adresse), Chicago. Loos No. 9.
Silbenräthsel (110). — Loos 1—62. Frau Elise Huebner, 305 E. North Ave., Chicago. Loos No. 38.
Silbenräthsel (111). — Loos 1—33. Frau Bertha Gleinich, 5037 Paulina Str., Chicago. Loos No. 11.
Zitatenräthsel (112). — Loos 1—56. A. Rauschenfels, 1534 Milwaukee Ave., Chicago. Loos No. 29.
Einsatzräthsel (113). — Loos 1—40. Frl. Franziska Eikenkoeter, 73 Lincoln Ave., Chicago. Loos No. 5.
Bilderräthsel (114). — Loos 1—30. Reinh. Schmidt, 670 N. Ridgeway Ave., Chicago. Loos No. 19.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Scherzräthsel — Verkehrt.
Quadraträthsel — Rose, Amor, Ball, Erde, Rabe, Omar, Sold, Erle.

Die Nebenräthsel wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von:

Frl. Anna Puetz, Franziska Eikenkoeter, Herman Renten, Frl. Rosa Werner, Frau Chas. Bachrodt; Anna Peters, Frau Neu, Whiting, Ind., Frau H. Lorenz, Julie S., A. G., C. Runge; C. L. Scharien, Hugo Illing; F. L. Piest, Ad. Freese, Frau H. Weltmann, J. Meierdirks, Emilie Roller, A. Rauschenfels, Andr. Heimburger, G. Schmidt, Fr. P., Irma Brockelmann, Henry Biel, Frau B. Voelcker, Alma Boehme, Geo. Geerdts, F. Kuehler, J. C. Weigand, Frau Milling, F. L. Graf, Frau Bertha Riemann.

Briefe an den Räthsel-Redakteur

Chicago, 29. Aug. '99.

Lieber Onkel!

Den — Ihnen von Ihrem „Enfant Terrible" — Herrn Siegmund Freund suggerirten Auftrag, mich nach Rennes zu begeben und den gordischen Knoten mit der Schärfe meiner Kartoffelmesser aufzulösen, habe ich mir einmal allein und zum zweiten Male mit Herrn Wippchen aus Bernau mit negativem Resultate überlegt. Wippchen befindet sich als Advance-Berichterstatter über die südafrikanischen Wirren zur Zeit in Chicago; ich legte ihm die Sache vor. „Bleiben Sie weg," schrie er, „von den Franzosen! Lassen Sie die Franzosen ihre sauren Weintrauben selbst höher hängen! Sie können mit ihrer Feder den Augiasstall der Korruption nicht hemmen, auch nicht die hereinbrechende „Deluge apres vous" stellen. Was wollen Sie? Die Franzosen aus ihrem Wahn wecken und dem Tiger auf den gefährlicheren Zahn fühlen? Bleiben Sie weg, halten Sie sich die Entfernung in Respekt — denn Sie haben wohl das Knäuel, aber wo bleibt das Labyrinth, das sie abwickeln wollen? Das Schlechte liegt überall so nah — ich habe von Bernau aus über alle Kriege in 5 Erdtheilen Bericht erstatett, und niemals hat des Zweifels böser Zahn die Glaubhaftigkeit meiner Berichte vergiftet — packen Sie lieber in das volle Chicagoer Menschenleben — ich sage Ihnen, da können Sie interessante Griffe machen." — Er hatte Recht, nur zu Recht. — Während wir noch so sprachen — es war an einem jener schönen Plätze, wo der Herrgott niemals seinen Arm vergeblich herausstreckt, tritt ein Mann ein, dem man den Staub der Straße und die Feuchtigkeit der Atmosphäre ansehen konnte. Er turtelte gegen die Bar. Was hat der Kerl da in seinen Griffeln? Ist's möglich? Kartoffelmesser und Wetzsteine. Herrgott! Das ist ja auch mein altes, treues Satchel. Mit einem Ruck bin ich ihm an der Gurgel. „Schurke," brüll' ich, „wo hast Du die Sachen her?" „Gestohlen hab' ich sie nicht," sagt er. „Was denn," sag ich. „Gekriegt hab' ich sie", sagt er. „Von wem?" sag' ich. „Von ihr", sagt er. „Von ihr", sag' ich, „wer ist sie denn." „Ja, meine Landlädy", sagt er; „sie sagt, ihr Mann sei ihr mit einem Philippiner-Mädchen durchgebrannt, sagt sie, der hat früher mit Steine und Messer gepeddelt. Jetzt soll ich damit losziehen, um meine Board zu verdienen, sagt sie." —

Ich sagte gar nichts mehr, kaufte meinem Amtsnachfolger einen Schnaps, setzte mich in eine Ecke und weinte, weinte, weinte. — Fließt ihr Thränen! Löst den herben Schmerz, der die betrogene Mannesbrust zerfleischt; kühlt das fiebernde Gehirn, ihr Balsamstropfen, der Sturm der Verzweiflung erschüttert jede Faser meines Ich's. Bin ich denn noch Ich? Oder ist jener versoffene Bummler Ich?

„Räsen Se doch nicht Hell mit sich allein", sagt der Barkeeper: „den alten Hobo habe ich ja schon längst gefeuert. Sie haben auch schon a schöne Box, besser, Sie muven auch."

* * *

„Good bye". Auch Ihnen sage ich „Good bye" — vielleicht auf immer. — Mir ist der Kopf — nein, das Herz, so schwer, ich glaube, ich überleb's nicht. Ergebenst

A. Weiße.

Chicago, den 29. Aug. '99.

Lieber Onkel!

Wie kommt es, daß so viele Deutsche, welche Anspruch auf richtiges Schreiben und Sprechen machen, die beiden Wörtchen „wie" und „als" verwechseln? Nach einem Komparativ sagt man doch in der Regel „als"; z. B. Sie haben mehr Geld als ich.

Tausende sagen und schreiben: Sie haben mehr Geld wie ich. Nun, das kann auch richtig sein, wenn man die Bedeutung sein lassen wollte: Sie haben mehr Geld: gerade so wie ich.

Und doch keine Regel ohne Ausnahme; so auch hier; denn es ist korrekt, zu sagen: „Er sieht mehr aus wie ein Räuber," wo dann allerdings zu ergänzen ist „als etwas anderes. Ich finde diese Versündigung gegen das Deutsche auch vielfach in den deutschen Zeitungen. Man sollte sich bemühen, diese Gleichgiltigkeit abzulegen. Ihre Nichte

Franziska E.

City, 27. Aug. '99.

Geehrter Räthselonkel!

Onkelchen, Sie freuen sich gewiß, Ihrer vorlauten Nichte eins (durch die Blume) ausgewischt zu haben! Aber diese Freude wird sie Ihnen gleich verderben durch die feierliche Versicherung, daß sie nie eifersüchtig war. Was in aller Welt hatte Sie zu dieser Annahme gebracht? Doch nicht etwa die „Opposition" gegen die neuen Räthsellöser? Wenn „this was the reason", dann „it was a mistake". Eifersucht kenne ich blos dem Namen nach, und weiß nur, daß sie in der Blumensprache durch die gelbe Farbe vertreten ist. Aber Onkelchen, Sie könnten mir vielleicht sagen, warum die gelbe Farbe Symbol der Eifersucht ist? Wird man denn gelb, wenn man eifersüchtig ist?

Wie es mir scheint, Onkelchen, haben Sie diese „Leidenschaft" in allen ihren „Stadien" durchgemacht, oder durchgefühlt, wie könnten Sie sonst nur alles so genau wissen, wenn es nicht aus Erfahrung wäre?

Für den freundlichen Rath, den Sie mir gaben, nehmen Sie meinen besten Dank. Befolgen werde ich denselben — nicht, denn ich thäte mir nie einen solchen „Er" aussuchen, auf den ich eifersüchtig sein müßte. Eifersüchtig wäre ich blos, wenn ein solcher „Er" durch etwas, sei es Bildung, Schönheit oder Reichthum, höher stehen würde als ich. Da ich aber der Ansicht bin, daß der Mensch nie mehr verlangen soll, als er selber bieten kann, werde ich wohl nie das zweifelhafte Vergnügen haben, eifersüchtig zu sein.

So, Onkelchen, ich habe mich revanchirt. Diesmal waren Sie „no good", das nächste Mal seien Sie besser und lesen Sie nicht zwischen den Zeilen, denn das ist verboten.

Ihre Nichte Julie.

Chicago, den 29. Aug. '99.

Mein lieber Räthselonkel!

Hoch, dreimal hoch, und herzlichsten Dank für die freundliche Zusage, daß Sie in nächster Nummer Ihr, wie Sie ja selbst sagen, „schönes" Bild bringen wollen; na, also wird es doch nicht so schlimm ausfallen, wie Sie sich neulich beschrieben hatten. Daß Sie übrigens bei der Beschreibung Ihres werthen „Ichs" ab-, pardon, wollte sagen, aufzuschneiden beliebten, habe ich zu meinem Leidwesen auf dem Schwabenpiknik erfahren. Ich wollte doch gar zu gerne bekannt werden, aber nirgends war eine Person zu finden, auf die Ihre Beschreibung gepaßt hätte, und so ging ich denn am Sonntag etwas enttäuscht und ärgerlich nach Hause. Aber ich tröstete mich zuletzt doch wieder; vielleicht, sagte ich mir, kommt er am Montag. Also ging ich Montags nochmals hinaus und wieder machte ich die Runde von Bierschenke zu Bierschenke; ich suchte auch beim Schloßbrunnen, aber nirgends war ein Onkel zu sehen. Aber ich gab die Sache nicht auf. Vielleicht tanzt gar der Onkel? Herrgott, das muß ich sehen; aber ich sah nichts. Oder schiebt er vielleicht Kegel? Ich ging hin, aber wieder war's nichts, und nochmals machte ich die Runde; ich meine bei den Bierschenken; auch ging ich nochmals zu dem Schloßbrunnen und während ich gerade fortgehen wollte, da kam ein Herr daher, ganz wie Sie beschrieben hatten. Also doch noch, dachte ich und mit einem „Grüß Gott, Onkel, wie gehts" empfing ich ihn. Der aber machte schöne Augen. „Liabs Herrgöttla von Bieberach", sagte er, „i kennat Sie ja goar net; wos wöllet Sie denn?" Na, ich entschuldigte mich und ging; aber ich gab's noch immer nicht auf. Ich muß ihn doch finden. Richtig, dort stand noch einer, so ein Dicker, mit den andern schönen Eigenschaften; ja, man wußte nicht recht, leuchtete die Glatze schöner oder die Gurke. Das muß er sein, sagte ich mir, und mit einem „Hello, Onkel", begrüßte ich ihn. Aber da kam ich schön an. Der war nicht so gemüthlich, er sagte: "What the h . . . is the matter with you! Are you off? I never saw such a d. . . . d fool in all my life." Und wie ein begossener Pudel schlich ich davon. Aber nun ging ich erst recht auf die Suche. Von Schänke zu Schänke, immer eins trinkend, aber zuletzt wurde ich so aufgeräumt und heiter vom vielen Suchen natürlich, daß ich bald alle Männer für „Onkels" ansah, bis zuletzt ein Diener der heiligen Hermandad mich auf die Schulter klopfte und sagte: "Young man, I guess, it's better for you to go home." Verd.... und zugenäht, also auch das noch. Ich ging nun heim; mit einem grimmigen Zorne, und tiefer Rache im Herzen. Ja, ich werde mich rächen an Ihnen. Mich so hinter's Licht zu führen. Ich suchte mit Ihnen bekannt zu werden, und was hatte ich davon? Erstens Verlust an Zeit und Geld, Schimpfe und Blamage, und Katzenjammer und Schnupfen, den ich heute noch nicht los bin. Ja, ich werde mich rächen, ich werde Sie fordern. Die Bedingungen schicke ich nächstens.

Gruß. Herman Renten.

Lieber Onkel!

Bei der Hitze Räthsel rathen? Nee, Onkel, dat geht nich. Da setze ich mich lieber auf die „Porch", und lasse mich in aller Gemüthlichkeit von den Moskitos auffressen. Wenn's kälter wird, dann ja! Dann will ich mich gerne hinsetzen und bei dem herrlichen Geklimper über mir, Ihrem Rath folgen und die Räthsel zu lösen versuchen. Damit Sie aber sehen, daß mir der Muth zum Schreiben noch nicht vergangen ist, so schicke ich Ihnen eine alte Geschichte in neuer Form, die ganz gewiß vielen Ihrer Leser noch unbekannt ist. A. W. H.

Es waren einmal zwei Tramps. Ein deutscher Michel und ein eirischer Meik. Die fuhren als blinde Passagiere in einem Kohlenwagen. Während der Fahrt wurden die Beiden von einem Angestellten des Zuges entdeckt und mitten in der Wildniß abgesetzt. Sie hatten nichts eßbares bei sich, als einen Laib Brod, den sie bei einer Farmersfrau erbettelt hatten. Als nun die Nacht anbrach, suchten sie nach einem Nachtquartier, und da sie sich vor wilden Thieren fürchteten, so krochen sie endlich in einen leeren Brunnen, der nahe an dem Bahngeleise war. Nun fing aber der Hunger an, sie zu quälen und sie schnitten jeder ein großes Stück Brod ab und aßen es, da nun aber der Rest zu klein war zum Theilen, so sagte der „Meik": Weißt Du, Michel, was wir thun? Wir legen uns jetzt schlafen und wer am Morgen den schönsten Traum erzählen kann, der darf das Brod allein essen. Michel war es so recht, und bald schliefen die Beiden. Als nun Michel am andern Morgen erwachte, erzählte er seinen Traum.

Ich war bei dem Papst in Rom eingeladen. Da war ein großer Tisch gedeckt und mit den herrlichsten Speisen besetzt, und ich konnte so viel essen, wie es mir beliebte. Die Kaiser aus allen Ländern waren zu Gast geladen. Neben mir saß der deutsche Kaiser und sprach mit mir über den Krieg der Amerikaner mit den Philippinern. Meine Taschen waren mit Goldstücken gefüllt, ich rauchte die feinsten Zigarren und trank den besten Wein, und als ich nun mit dem Schiff nach Deutschland fuhr, da wurden viele große Koffer aufgeladen, die alle mit Gold und Juwelen gefüllt waren und alle mir gehörten. Dies war der Traum des deutschen Michel. Was träumte nun der eirische Meik?

Der schläft in der Nacht überhaupt nicht und hat das Brod gegessen.

Milwaukee, 30. Aug. '99.

Werther Räthselonkel!

Da ich für einige Tage Chicago den Rücken gekehrt habe, so sende ich die Lösung aus Milwaukee, damit Sie nur um des Himmelswillen ja nicht die Räthselecke während meiner Abwesenheit beschneiden. — Ich bemühe mich ja, und versuche nach Kräften mein Bestes zu thun. Ich habe mich lange besonnen, ob ich gehen sollte, oder nicht. Endlich kam mir ein guter Gedanke, indem ich dachte, du nimmst die Zeitung mit, dann wird die Zeit auf dem Schiff schnell vergehen, und ehe ich es merke, bin ich in Milwaukee. Das schien mir gut, aber an Bord des „Christopher Columbus" war es unmöglich, die Zeitung zu lesen, denn es war so voll Menschen, gerad wie im Boston Store, wo ich erst einmal gewesen bin, und nachher nicht den Ausgang fand. Als ich endlich auf der Straße stand, mußte ich erst ordentlich Luft schnappen. Gesehen hab' ich in dem Store nichts, aber ich war zufrieden und dankte meinem Schöpfer, daß ich wieder lebendig herausgekommen war, und unter freiem Himmel stand. — Ich hatte mir die Reise gemüthlicher gedacht, wenigstens nicht so viel Menschen, solch' ein Summen und Brummen; dazwischen tönte Musik und Kindergeschrei, denn die kleine Welt war sehr zahlreich vertreten. Es war solch' ein Durcheinander, kaum zum Aushalten. Da ich nicht lesen konnte, wollte ich mir das Schiff ansehen, aber da oben war nicht allein alles besetzt, sondern es standen so viel Menschen, daß man nicht weiter konnte. Na, ich war froh, als wir endlich in Milwaukee landeten und ich von dem Schiff herunter kam.

Freundlichen Gruß. M. W.

An den Waisenknaben des Räthsel Onkels.

Höre mal, Du kleiner Wicht,
Ich bin jetzt tüchtig bös auf Dich —
Immer, immer Räthselknacken,
Doch umsonst ein Buch erwarten!
Kommt meine Nummer nicht bald heraus,
Knack' ich mir schließlich die Zähne aus.
Sollt' so was passiren mir,
Dann, Waisenknabe, wehe Dir.

Frau H. L.....z.

Briefkasten.

F. Schm. — Dank für die neuen Aufgaben, die sobald wie möglich zur Verwendung kommen werden.

K. Gr. — Ach nein, Bester, das wollen wir nun doch lieber nicht riskiren. Der Onkel zweifelt nicht einen Augenblick, daß seine sämmtlichen Räthselnichten und -Neffen zu den Reinen gehören, denn Alles rein ist, und kein echtes Schwabenkind kann an einem kräftigen Scherz mehr Vergnügen finden als er, aber „there are others", die sittlich nicht so sauber gewaschen sind, wie wir von der Räthselecke, und da könnte am Ende die ganze Räthselgemeinde ganz unverdienter Weise in schlechten Ruf kommen.

A. G. — Die Wahrheit hat keine Kritik zu scheuen — für richtige Räthsellösungen kann der Papierkorb keine Schrecken haben. Gruß!

Frau E. E. — Willkommen in der Räthselgemeinde, der Sie hoffentlich recht treu bleiben werden.

Hermann R. — Herzliches Beileid, Sie schwabenpiknikverunglückter Neffe! Aber wer sagte Ihnen denn, so ausdauernd und in der geschilderten Art und Weise nach dem Onkel zu suchen? — Glaubten Sie, er wäre von dem Geiste, der im Bierfaß oder dem Weinschoppen sitzt? — Da demnächst des Onkels Bild im Kopfe dieser Spalte erscheinen wird — die verschiedenen ausführenden Künstler sind für diese Nummer nicht fertig damit — so kann dergleichen ja nicht wieder vorkommen: in Zukunft wird es in solchen Fällen gar keine Schwierigkeiten machen, den Onkel zu finden, wenn er da ist.

Verschiedenen Neffen und Nichten. Des Onkels schönes Bild ist noch nicht fertig. Was lange währt wird gut — somit wird das Konterfei durch die Verzögerung nur noch schöner werden und dagegen werden die Nichten wenigstens wohl nichts einzuwenden haben.

Frau N., Whiting, Ind.—Die Geschäftsleitung der „Sonntagpost" ist Ihnen sehr verbunden für den Wink und wünschte nur, daß auch andere Freunde des Blattes uns von solchen Unregelmäßigkeiten in der Ablieferung Mittheilung machen würden. Hoffentlich werden Sie in Zukunft nicht mehr zu klagen haben.

Eulalius. — Sie schreiben:
„Macht Platz, Onkel, in Euren Spalten,
„Ihr sollt von mir etwas zum Rathen erhalten,
„Es ist dies ein dicht'rischer Erguß,
„Von Eurem Neffen Eulalius."

Schon letzte Woche hätte, lieber Eulalius, der Onkel Ihr Räthselgedicht gern gebracht, aber es fehlte an Platz und auch diesmal hat er den Raum dafür noch nicht finden können. Doch hofft er mit Bestimmtheit, daß er über acht Tage dafür Platz machen kann und — daß Sie die Verzögerung nicht krumm nehmen. Gruß!

Max. — Vorsicht, Max, Vorsicht — solche Forschungsreisen könnten gefährlich werden und sind gesundheitsschädlich, wenn sie zum Genuß von Ice Cream Soda führen. Der Onkel selbst geht an solch' Zeug nicht ran, aber er hat einmal bei einer Dame, die tollkühner Weise zwei Gläser von dem Zeug hintereinander genossen hatte, gar schlimme Folgen beobachtet. Und wie sollte Ihr Pfälzermagen dergleichen vertragen können! Uebrigens sind Sie mit dem O. H. gewaltig auf dem Holzwege; erstens sind das nicht des Onkels Initialen, zweitens ist er nicht so bescheiden, wie Sie meinen. Das werden Sie vielleicht später noch einmal einsehen lernen. Da es auch diese Woche sehr an Raum mangelt, wird Ihrem Wunsche noch einmal entsprochen, für immer können wir jedoch Ihre interessanten Zuschriften den Lesern nicht vorenthalten. — Gruß.

Frl. Rosa W. — Ihr Originalräthsel wird in nächster Nummer unter den Preisaufgaben erscheinen. Dank.

Frau Bertha R. — Dank für die neue Aufgabe; wird sobald als möglich benutzt werden. Geduld ist eine Tugend, und die wird schließlich doch belohnt, wie Sie sehen.

Hugo J. — Ein Willkommen in der Räthselgemeinde Ihnen und allen anderen Anfängern und „-innen"!

Julius G. R. — Das eingeschickte Kreuzräthsel soll so bald als möglich benutzt werden. Dank.

Emilie R. — Hoffentlich werden Sie der Räthselecke so treu bleiben wie — nach des Onkels Wunsch — das Glück Ihnen treu bleiben mag. Gruß!

Ida H. — Sie fragen:
„Was ist der Unterschied zwischen dem Chimborazo und einer Baßgeige?"
„Was zwischen dem Sultan und einer Stimmgabel?"
„Was ist die Ursache unseres Alters und aller menschlichen Leiden?"
„Wann bekommt der Mensch die letzten Zähne?"

Das ist ein bischen viel gefragt auf einmal und — der Onkel findet die Antworten nicht — wer noch?

F. K. — Also „Ihre Frau" hat Ihnen, lieber „Neffe", aus Vergnügen über des Onkels Trostworte, gleich den ganzen Sonntag frei gegeben. Das war ja sehr liebenswürdig, und der Onkel hätte wohl Lust, diese „Frau" einmal näher kennen zu lernen — muß eine ganz eigene Art sein. — Gruß!

Frau M. J. — Ihre liebenswürdigen Zeilen haben den Onkel sehr erfreut; er hätte sie gern in den Druck gegeben, nur war ihm das des großen Lobes wegen zu „schanierlich". Es gibt Leute, die das als Einbildung und Unbescheidenheit hätten deuten können, und eingebildet und unbescheiden ist der Onkel nicht, deshalb kann er auch nicht auf den Vorschlag eingehen, seinen Räthsel-Nichten und -Neffen sein Konterfei — und seien es auch nur „Penny Photos" — zuzuschicken. Freundschaftlichen Gruß!

L. L. — Ihr jüngstes Schreiben hat den Onkel von der „Unschuld Ihrer Seele" überzeugt und er hofft nur, daß Sie ihm seinen Verdacht verzeihen werden, wenn auch Sie für Ihre Schüchternheit voraussichtlich keine Verzeihung finden werden bei den Evastöchtern. — Sie haben Recht, der Kerl von Druckfehlerteufel macht sich schon wieder mausig; in seiner Arbeit an dem Zitatenräthsel hat er sich aber von verhältnißmäßig liebenswürdiger Seite gezeigt. „Drum, o Herz, verzage nicht, thu', was Dein Gewissen spricht"—das ist doch wirklich ganz nett — nicht wahr?! — Die von Ihnen eingeschickten Aufgaben sollen baldige Verwendung finden. Dank und Gruß.

Frau G. Sch. — Zu des Onkels Bedauern hat er diesmal keinen Raum für die von Ihnen eingeschickten Gedichte. Dieselben werden jedoch noch gebracht werden; wenn's nicht anders geht, muß mehr Raum beschafft werden — wenn das möglich ist. Gruß!

Franziska E. — Sie haben recht; die Unart, oder Nachlässigkeit im Gebrauch der Wörtchen „wie" und „als" kann nicht genug gerügt werden. Sie ist leider sehr weit verbreitet, in Deutschland nicht minder als hier. Gruß.

Frau M. W. — „Ein Vergnügen eigner Art, ist und bleibt 'ne Wasserfahrt." Ganz ähnliche Erfahrungen wie Sie, haben Tausende, Millionen gemacht, so lange die Reisemode besteht, um dann nach ihrer Rückkehr erleichtert auszurufen: „Bei Muttern (bezw. Vatern) ist's doch am Schönsten!"

Julie. — Alle Achtung, das sind ganz vernünftige Ansichten, die Sie da entwickeln und der Onkel zweifelt nicht, daß Sie gut fahren werden, wenn Sie daran festhalten. Gleich und gleich gesellt sich nicht nur gern, sondern paßt auch am Besten zusammen. — Der Onkel selbst weiß von Eifersucht nichts — er hat nur so etwas läuten gehört — und kann Ihnen heute wenigstens nicht erklären, warum Gelb die Farbe der Eifersucht ist; vielleicht gibt Ihnen eine der liebenswürdigen Leserinnen die gewünschte Antwort, wenn nicht, dann wird der Onkel später ihre Wißbegier zu befriedigen suchen. — Sie haben ein Buch gewonnen, wir konnten Ihnen die in solchen Fällen übliche Karte jedoch nicht zuschicken, denn Julie S., Chicago, ist wohl selbst für die findigste aller Postverwaltungen nicht genügend.

Vom Felde der Naturwissenschaften.

Seeschlangen.

Eigentlich sollte jeder Zoologe ein Gelübde thun, einmal um die Sommerzeit, wenn die Seeschlangen in der Presse ihr Wesen treiben, etwas über die eigentlichen wirklich existirdenden Seeschlangen zu veröffentlichen, damit das allmählich langweilig werdendeGerede über jene Fabeln endlich aufhöre. Unter dem Seeschlangenblödsinn hat übrigens manch wichtige Nachricht zu leiden, wie neulich auch ein ganz wissenschaftlicher Bericht über einenMosasaurier aus der Kreidezeit, von dessen Sippe jeder naturwissenschaftlich gebildete Mensch weiß, daß sie der Erde wahrscheinlich die riesigsten Thiere geliefert hat, von einer großen Berliner Zeitung einfach zu den hochsommerlichen Phantasien geworfen wurde. Daß es Seeschlangen gibt, d. h. Schlangen von mäßiger Länge, zwischen ein bis höchstens drei Meter, die ausschließlich im Meere leben, sollte nächstens jedem Gebildeten bekannt sein. Fast jeder Reisende, der durch das Indische Meer und das Gebiet der Sundainseln nach Australien fährt, hat Gelegenheit, solche im Meere lebenden Reptilien zu sehen. Ganz besonders reich an ihnen sind die Meerestheile im ostindischenInselreiche, obgleich eine jetzt in der Pariser „Revue Scientifique“ veröffentlichte Mittheilung über die Seeschlange bei den Philippinen manche übertriebene Angabe enthalten mag. Es heißt dort unterAnderem, daß in einer Entfernung von 50 Meilen von der Küste Seeschlangen zu Tausenden angetroffen werden und die Meeresoberfläche in dichtgedrängten Massen erfüllen. Von einem derartigen heerdenartigen Vorkommen der Seeschlange hat unseres Wissens noch niemals ein zuverlässiger Naturforscher berichtet, obgleich ihre Individuenzahl an sich wahrscheinlich sehr groß ist. Die Seeschlagen lassen sich auf den ersten Blick von allen ihren auf dem Lande lebenden Verwandten an ihremSchwanzbeutel unterscheiden. Der Schwanz endigt nämlich nicht nur durch allmähliche einfacheVerjüngungen des Leibes in eine lange kegelförmige Spitze, sondern ist ruderähnlich zusammengedrückt, zuweilen übrigens noch durch eine besondere Färbung von dem übrigen Körper ausgezeichnet. Die Seeschlangen sind vielleicht die besten Schwimmer, die es im ganzen Thierreiche gibt, und ihre Bewegungen im Wasser werden von allen Beobachtern als höchst elegant geschildert. Bei ruhiger See und warmem Sonnenschein liegt die Seeschlange träge und scheinbar ganz unbeweglich an der Oberfläche des Wassers. Wenn sie durch die plötzlicheAnnäherung eines Schiffes erschreckt wird, so entflieht sie schnell wie der Pfeil, eine Schleppe von Schaum hinter sich herziehend. Die in der Umgebung der Philippinen hauptsächlich vorkommende Seeschlange führt in dem wissenschaftlichen System den Namen der Plättchenschlange oder der zweifarbigen Seeschlange (Hydrus bicolor). Sie ist auf der Oberseite des Körpers braunschwarz, auf der Unterseite leicht gelb gefärbt, zuweilen noch durch dunkle Querbinden oder Flecken, besonders in der Schwanzgegend ausgezeichnet. Exemplare, die am ganzen Körper glänzend gelb mit feinen schwarzen oder grünen Streifen gefärbt sind, wie sie in dem französischen wissenschaftlichen Organ beschrieben werden, dürfte es in der Wirklichkeit schwerlich geben. Ihre Hauptnahrung besteht inFischen, und sie bemächtigt sich sogar solcher, die starke Stachelflossen auf dem Rücken besitzen. Ein amerikanischer Zoologe, Professor Weber, hat eine Seeschlange beim Verzehren eines Fisches beobachtet, der Flossenstachel von drei bis vier Zoll Länge besaß. Das Reptil verschlingt sein Opfer erst, nachdem es ihm einen Biß versetzt und dadurch das tödtliche Gift eingeimpft hat. Ist der Fisch der Lähmnung durch das Gift erlegen, so beginnt die Schlange, ihre Beute vom Kopf an zu verschlucken, und dann können ihr die Stacheln und Gräten nicht mehr gefährlich werden, da sie bei dem allmählichen Hineinwürgen des Fischkörpers in den Schlund mit den Spitzen nach hinten gedrückt werden. Ueber das Gift der Seeschlangen ist noch weniger bekannt als über das der Landschlangen, aber man weiß so viel, daß seine Wirkungen sogar die der giftigsten Landschlangen übersteigt. Die wenigenFälle, in denen nachgewiesenermaßen Menschen von Seeschlangen gebissen wurden, endeten innerhalb sehr kurzer Zeit, meist im Verlaufe weniger Stunden mit dem unabwendbaren Tode, obgleich die Wunde eines Seeschlangenbisses so klein ist, daß sie eher das Aussehen von Mückenstichen hat und von dem Gebissenen unter Umständen zunächst gar nicht beachtetwird. Besonders interessant sind die schon vor längerer Zeit von Cantor gemachten Versuche, in denen er verschiedene Thiere von einer Seeschlange beißen ließ: Vögel starben nach vier bis zehn Minuten, eine in das Maul gebissene Schildkröte nach einer halben bis dreiviertel Stunde, eine gewöhnlicheBaumschlange in 30 Minuten und einKropffisch in 10 Minuten. Auf ihren Fischjagden bringt die philippinische Seeschlange oft bis zu den Flußmündungen nach dem Lande hin vor. Als Professor Weber eines Tages ganz in der Nähe des Landes fischte und gerade mit dem Netz einige kleine Fische aus dem Wasser ziehen wollte, glitten auf einmal zwei der gefährlichen Schlangen hinein, raubten die kleinen Fische hinweg und verschwanden dann wieder durch die Maschen des Netzes, ehe sich der verblüffte Fischer über dasGeschehniß recht klar geworden war. Wie lange die Seeschlangen unter Wasser bleiben können, ohne zum Athmen an die Oberfläche kommen zu müssen, ist nicht sicher bekannt, jedoch hat man die Reptilien in scheinbar leblosem Zustande oder in ganz träger Bewegung wenigstens eine halbe Stunde lang zwischen Korallenfelsen am Meeresgrunde liegen sehen. Wahrscheinlich vermögen es die Thiere noch länger unter Wasser auszuhalten, denn sie suchen nachweislich oft sehr bedeutende Tiefen auf. Im Allgemeinen sind die Seeschlangen sehr furchtsam und fliehen sofort bei der Annäherung eies unbekannten Gegenstandes oder Wesens. Werden sie aber gefangen, so beißen sie wüthend um sich und schnappen nach Allem, was ihrem Maul erreichbar ist. Ihre Augen, die für das Wasserleben eingerichtet sind, scheinen außerhalb des nassen Elemntes den Dienst zu versagen, wenigstens stoßen die Seeschlangen auf dem Trockenen an alle Gegenstände an, als ob sie blind wären. Man kann sie einige Tage lang auf dem Trockenen halten, aber sie vertragen die Gefangenschaft nur sehr kurze Zeit. Man hat wohl mit aller Vorsicht gefangene Seeschlangen nach den zoologischen Gärten in Europa versandt und seinerzeit in London sogar einen besonderen kleinen Teich für sie im Zoologischen Garten gegraben. Aber diejenigen Thiere, die nicht schon unterwegs verendet waren, starben dann in kurzer Zeit am Hunger, da sie sich in den dunkelsten Winkel des Wassers verkrochen und jede Nahrungsaufnahme verweigerten. Mit Vorbehalt ist die Erzählung aufzunehmen, wie die Seeschlange in dem indischen Inselmeer gelegentlich durch die vulkanischen Ausbrüche mitgenommen wird. Wenn einer der vielen dortigen Inselvulkane in Thätigkeit tritt, Lava und Asche auswirft und das Meer in seinerUmgebung erhitzt, so sollen tausende von Seeschlangen an die Oberfläche kommen, den Körper möglichst hoch aus dem Wasser reckend und einen Zufluchtsort erspähend. Angeblich stürzen sie sich dann auf das nächste Boot, auf dem vielleicht ein Inselbewohner sein Leben in Sicherheit bringen will, rollen sich um die Ruder, Taue und Stangen und werden dann von den Insassen des Bootes getödtet. Eine Phantsie ist es auch, daß dieWeibchen der Seeschlangen sich zur Brutzeit auf den Strand begeben und dort ihre Eier niederlegen, die dann von der Sonne ausgebrütet werden. Die Fortpflanzung der Meerschlange ist zwar durchaus noch nicht genügend aufgeklärt, aber nach den bisherigenBeobachtungen muß angenommen werden, daß die Jungen lebendig geboren werden, oder wenigstens sprengen sie ihre Eischale im Augenblicke der Geburt. Daraus ergibt sich auch der Schluß, daß die Schlangenmutter nicht das Land aufzusuchen braucht, um ihre Jungen in die Welt zu setzen. Die jungen Seeschlangen sind ein gesuchter Leckerbissen für viele andere Meeresthiere und auch für Meeresvögel, unter den ersteren setzen ihnen die Haifische am meisten zu. Angeblich sollen die Seeschlangen auch durch heftige Stürme zahlreich zu Grunde gehen, indem sie zerschmettert an den Strand geworfen werden, wo sich Millionen kleiner Krabben und Uferkrebse über die Leichen hermachen. Auch diese Angabe ist zu bezweifeln, da es den Seeschlangen bei ihrer großen Schwimmkunst und bei ihrer Fähigkeit, lange Zeit ohne Zufuhr frischer Luft im Wasser auszuhalten und sogar große Tiefen aufzusuchen, nicht schwer fallen kann, sich vor einem Sturme in Sicherheit zu bringen.

* * *

Die Victoria regia.

Um diese Jahreszeit beschäftigt noch ein anderes Ereigniß fast regelmäßig die Presse und die für die Reize der Natur empfänglichen Bewohner der großen Städte, im besonderen auch unserer Hauptstadt. Dieses Ereigniß ist jedoch von jeder phantastischen Uebertreibung fern und bietet Jedem, der sich veranlaßt fühlt, daran theilzunehmen, einen hohen ästhetischen Genuß — es ist die Blüthe der Victoria regia. In dem gegenwärtigen Jahrgang der "Bibliotheca botanica" hat Eduard Knoch eine Reihe neuer Untersuchungen über die Blüthen jener wunderbaren Wasserpflanze veröffentlicht, und daher sind wir in der Lage, zu dem vielen, was alljährlich über dies Naturwunder geschrieben wird, um die Aufmerksamkeit der Pflanzenfreunde auf die Sehenswürdigkeit des Botanischen Gartens hinzulenken, etwas Neues hinzuzufügen. Dabei steht eine Eigenheit der Pflanze im Vordergrunde, nämlich ihre Befähigung, aus sich heraus eine nicht unbedeutende Wärmemenge zu erzeugen, wie Aehnliches übrigens auch bei manchen Mitgliedern der Pflanzenfamilie der Araceen, insbesondere bei der Gattung Arum vorkommt, zu der als einheimische Pflanze der bekannte Aronsstab gehört. Die Victoria regia wurde, woran nur kurz erinnert sei, zuerst von dem französischen BotanikerBonpland, der 1799 Alexander v. Humboldt nach Südamerika begleitete und später seine erfolgreichen botanischen Studien in jenem Erdtheile fortsetzte, 1827 in einigenArmen des Amazonenstromes entdeckt und erst zehn Jahre später von dem deutschen Botaniker Schomburgk in dem Britischen Guyana gefunden, woher jetzt wohl allePflanzen bezogen werden, die die Gewächshäuser unserer botanischen Gärten zieren. Die äußere Erscheinung der Victoria regia, und zwar sowohl ihre kolossalen kreisförmigen, von einem aufgebogenen Rande umzi[illegible]ten Blätter wie der seltenen kurzlebigen Blumen muß als bekannt vorausgesetzt werden, dagegen wollen wir uns den inneren Bau der Blüthe genau ansehen. Sie wird von vier Kelchblättern umhüllt, innerhalb derer die Blumenblätter stehen, zwischen 57 und 71 an der Zahl, von außen nach innen an Höhe und Breite allmählich abnehmend. Noch weiter im Innern folgen 15 bis 26 fleischige Staubblätter, die keine Staubgefäße tragen, dann die Staubgefäße selbst, deren Fäden mehr oder weniger nach Art eines Knies gebogen sind. Die Zahl letzterer ist eine außerordentlich große und schwankt von 166 bis über 200, sie werden nach der Mitte zu ebenfalls immer kleiner und schmäler und gehen schließlich zu den Blüthentheilen über, die der Botaniker bisher als Paracarpelle bezeichnet hat, weil sie als zurückgebliebene Fruchtknospenblätter erklärt wurden. Knoch hat eine Umtaufe an diesen Blüthenorganen vorgenommen und sie mit dem Namen Schließzapfen belegt, deren Funktionen wir bald kennen lernen werden. Sie sind nach der Annahme dieses Forschers aus Staubblättern entstanden. Ihre Zahl schwankt zwischen 19 und 28. Die Form ist lanzettlich und derartig knieförmig gebogen, daß das Knie gegen die Mitte der Blüthe gerichtet ist. Auf diese Weise werden die Schließzapfen ihrem Namen gerecht, indem sie dasInnerste der Blüthe zu schließen vermögen. Das eigentlich Innerste nun wird von den Fruchtblättern, 33 bis 39 an der Zahl, gebildet, die mit ihren Rändern zu einem unterständigen Fruchtknoten verwachsen sind und an ihrer Spitze je ein eigenthümliches Anhängsel von der Form eines Sigma tragen. Von der Blüthe entstehen die äußeren Kelchblätter und die Blätter der Blumenkronen zuerst, dann erst die Staubgefäße, so daß eine Entwicklung der Blüthe von außen nach innen erfolgt. Die hauptsächlichen Phasen der Blume selbst beschreibt Knoch nach seinen in Marburg vorgenommene Beobachtungen folgendermaßen: Die Blume blüht in den Abendstunden zwischen 6 und 8 Uhr auf unter Entwicklung eines starken Duftes und bedeutender Wärme. Sowohl der Duft wie die Wärme sind dazu bestimmt,, die Insekten in möglichst großer Zahl in das Innere der Blüthe hineinzulocken. Gleichsam als Wegweiser dahin dient die rothe Farbe der Staubgefäße und Schließzapfen, die von dem reinen Weiß der Blumenblätter stark absticht und den weit offenen Kanal zu dem Innern der Blüthe umgibt. Die Insekten, die selbstverständlich bei der Befruchtung derBlüthe eine wichtige Rolle zu übernehmen haben, genießen in deren Innerem keine unbedingt angenehme Gastfreundschaft, vielmehr schließen sich die knieförmig gebogenen Staubgefäße undSchließzapfen über ihnen und verhindern dieInsekten an dem Verlassen der Blüthe, bis die männlichen Geschlechtsorgane ihre Reife erlangt haben und sich erfolgreich befruchten können. Dann öffnet sich die Blüthe wieder, die zurückgeschlagenen Staubgefäße streuen den befruchtenden Blüthenstaub in das Innere hinein, die Insekten, meist Käfer, können ihren Kerker verlassen und mit den Pollen beladen jüngere Blüthen aufsuchen, um dort das gleiche Schicksal von Neuem durchzumachen. Nunmehr haben sich alle Blüthentheile roth gefärbt, die Wärme in den einzelnen Organen ist verschieden. Ist die Befruchtung nun beendet, so schließt sich die Blüthe von Neuem und sinkt in's Wasser zurück. Ein besonderes Interesse hat Knoch derWärmeerzeugung der Blüthe zugewandt, und in der That ist diese Erscheinung wohl die merkwürdigste von allen Eigenschaften der Victoria regia. Die Erwärmung beginnt schon vor dem eigentlichen Aufblühen, und zwar wenigstens neun Stunden vorher. Bis zur vollständigen Entfaltung der Blüthe nimmt sie fortgesetzt zu und erreicht ihr Maximum zwischen 5 und 8 Uhr Abends am ersten Tage des Blühens; dann sinkt die Temperatur, um am Morgen des nächsten Tages einen Tiefstand zu erreichen, dann wieder zu steigen und so bis zum Abende dieses Tages einem zweiten kleineren Maximum zuzustreben. Die eigentlichen Heizkörper sind die Staubblätter, die Schließzapfen und die Anhängsel der Fruchtblätter; der Fruchtknoten selbst und die Blätter der Blüthenkrone nehmen an der Erwärmung nur sehr wenig theil. Der Betrag der Wärmesteigerung ist verhältnißmäßig ein sehr bedeutender, und mancherOfen in unserem Zimmer bringt zur Winterszeit das nicht zu Stande, was die Victoria regia mit ihrer inneren Heizung leistet. Von den tropischen Vertretern der Gattung Arum sind Temperaturerhöhungen bis zu 15 Grad berichtet worden, und von der Victoria regia gibt Knoch immerhin eine Heizfähigkeit von etwa 12 Grad über die Temperatur der umgebenden Luft hinaus an. Diese höchste Erwärmung ist an die Anhängsel der Fruchtblätter gebunden, die Staubblätter erwärmen sich um höchstens 6 Grad und die Schließzapfen um etwa ebensoviel.Jene beschriebenen sigmaförmigen Anhängsel der Fruchtblätter sind also die hauptsächlichsten Heizapparate der Blüthe, wie übrigens auch die allgemeinen Erzeuger ihres Riechstoffes. Der Duft der Victoria regia ist in seiner Entstehung abhängig von dem Zutritt freien Sauerstoffes aus der umgebenden Luft, und seine Entwickelung beginnt gleichzeitig mit der Erwärmung des Blütheninnern. Der Riechstoff ist ein eigentliches Gas, und Knoch betont besonders, daß derselbe den ersten bekannten Fall darstellt, in dem außer Kohlensäure von einer höheren Pflanze bei der Athmung noch ein anderes Gas ausgeschieden wird. Gleichzeitig vollzieht sich in dem eigentlichen Körper der Blüthentheile noch eine wichtige physiologische Veränderung. Vor der Heizung besteht der Zelleninhalt zum größten Theile aus Stärke, neben der sich einige Tropfen eines fettartigen Körpers befinden. 24 Stunden nach Entfaltung der Blüthe zeigen sich die Zellen beinahe ganz frei von Stärke, während jener fettartige Körper auffallend an Menge zugenommen hat. Nach abermals 24 Stunden, etwa zu der Zeit, da die Blüthe wieder in's Wasser taucht, hat sich die Stärke völlig in den Zellen gelöst, und nur die stark lichtbrechenden Fetttropfen sind in reichlicher Menge vorhanden, außerdem noch eine gerbstoffartige Substanz, die schon vorher in kleinen Mengen anwesend ist und sich anscheinend während der Blüthezeit nicht verändert. Aus dieser anziehenden Beschreibung der Vorgänge, die sich in dem Zeitraule von zweimal 24 Stunden in der Blüthe der Victoria regia vollziehen, zeigt sich in schönster Form, wie sich die Energie eines Pflanzenlebens steigern kann, um in einer kurzen Zeit alles für die Erhaltung der Art Unentbehrliche zu leisten. Aus der Kürze der Blüthezeit erklärt sich zwanglos auch die starke Wärme- und Duftentwickelung der Blüthe, denn sie hat keine Zeit zu verlieren, und muß zu den wirksamsten Mitteln greifen, um die zur Vornahme der Befruchtung unentbehrlichen Insekten in ihren Kelch zu locken.

Größenwahn.

ist die Krankheit unseres Jahrhunderts, die dasselbe ebenso heimsucht, wie in früheren Jahrhunderten der Geißelfanatismus, die Tanzwuth, der Veitstanz epidemisch aufgetreten sind. Die geistige Epidemie des Größenwahnes steht, was die Zahl ihrer Opfer anbelangt, hinter den hier geschilderten durchaus nicht zurück, ja sie überbietet sie noch. Aber wer wagt es, festzusetzen, bis zu welchem Grade die Denkkraft einer Persönlichkeit getrübt sein muß, um sie als von einer geistigen Epidemie ergriffen bezeichnen zu können? Nur die krassen Fälle, welche ins Irrenhaus oder zum Selbstmorde führen, fordern unsere Aufmerksamkeit heraus, und diese sind zahlreich genug, zahlreicher denn je. Es ist statistisch nachgewiesen, daß die Zahl der Geisteskranken und Selbstmörder von Jahr zu Jahr steigt, und diese Erscheinung hätte uns aufmerksam machen sollen, daß wir es nicht mit sporadischen Erkrankungen, sondern mit einer Epidemie zu thun haben. Man gelangt ins Irrenhaus, man tödtet sich aus Liebe, aus Noth, aus Lebensüberdruß. Haben denn diese Kalamitäten nicht seit jeher existirt? Wurde Liebe früher häufiger erwidert, als es gegenwärtig der Fall ist? Hat der Krach Anno 1873 ärgere materielle Verluste geschaffen, als seiner Zeit die Franzosen-Kriege? In vielen Bureaus und Aemtern wird, wenn der Chef am Größenwahn leidet, das ganze Personal bis zum letzten Diener herab davon ergriffen. Wer vor vier Nullen steht, dünkt sich gleich 10,000, und seine letzte Null dünkt sich ebenso viel wie er. Alle diese Einser und Nullen sind aber mit sich und ihrer ganzen Umgebung im höchsten Grade unzufrieden. Jede Stellung, die sie einnehmen, wird den vom Größenwahn Verblendeten zu gering erscheinen, und das Ziel, das sie sich in Folge unlogischer Anschauungen stecken, werden sie nie erreichen. Der Größenwahn, welcher eine Ueberschätzung der Persönlichkeit, der Kraft, der Leistungen, des Vermögens, der Ehre, der Liebe u. s. w. heranbildtet, schlägt dann in sein Extrem um, in den Kleinmuth, bei dem der Kranke wähnt, daß alle diese Tugenden vernichtet und unwiederbringlich verloren seien. War beim Größenwahn die abnorme Idee, daß man würdig sei eines unendlichen, ewig währenden Glückes, so wird der absolute Nachweis der Unerreichbarkeit, der Undurchführbarkeit, der übertriebenen Hoffnungen den Erkrankten dahin bringen, daß er sich vergiftet, erschießt, ja selbst diejenigen ermordet, die er liebte.

Robert Wilhelm Bunsen †.

Robert Wilhelm Bunsen, der am 16. August in Heidelberg hingeschieden ist, zählte zu den Fürsten der deutschen Naturwissenschaften. Eine ganze Gruppe von Wissenszweigen, deren jede ihn zu den ihrigen rechnete, steht trauernd an seiner Bahre. Physik, Chemie, Mineralogie und Geologie, Astronomie und Medizin haben aus seiner Arbeit Nutzen gezogen. Zu den Pflegern der verschiedenen Wissenszweige gesellt sich aber noch die Allgemeinheit, der die technische Bewerthung der wissenschaftlichen Funde Bunsens zu gute gekommen ist. Es ist nämlich eine hervorstechende Eigenheit der wissenschaftlichen Erfindungen und Entdeckungen Bunsens, daß sie in ganz hervorragendem Grade die Technik beeinflußt haben.Es sei nur als ein geläufigesBeispiel an die Umwälzung erinnert, die der Bunsen'sche Brenner in der Heiztechnik und im Beleuchtungswesen herbeigeführt hat. Wer auf die praktischen Fortschritte vor allem Gewicht legt, wird bei der Schätzung der Lebensarbeit Bunsens besonders auf diese Seite seines Schaffens Gewicht legen. Andere hingegen, die den Fortschritt in der Kultur mehr in der Erweiterung der Kenntniß von dem Zusammenhange der Erscheinungen im Weltall sehen, werden an erster Stelle auf die Entdeckung der Spektralanalyse, an der Bunsen Theil hat, hinweisen. Ein Zeugniß für die universelle Art Bunsens ist es, daß er beiden Gruppen von Beurtheilern vollauf gerecht wird.

Mit der Entdeckung der Spektralanalyse hat Bunsen derTheorie und der Praxis einen Dienst von noch nicht absehbarer Tragweite erwiesen. Sie ist die allgemeinste der wissenschaftlichen Thaten, mit denen Bunsen seinen Namen verknüpft hat. Es muß hier gesagt werden, „seinen Namen verknüpft hat.“ Denn der Hauptantheil an der Entdeckung — über ihre Geschichte liegen genaue Nachrichten vor — kommt Gustav Kirchhoff zu. Aber es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der Kernversuch allein ausführbar war, mit Hilfe des nicht leuchtenden Brenners, der Erfindung Bunsens. Aber auch sonst hat er sicher viel aus dem reichen Schatze seines chemischen Wissens und seiner chemischen Erfahrung zu der grundlegenden gemeinsamen Arbeit beigesteuert. Fraunhofer hatte im Sonnenspektrum die dunklen Linien entdeckt und am Spektrum derTalgkerzenflamme eine bezeichnende Linie aufgefunden. Diese Versuche hatte Kirchhoff in der Erinnerung, als er Bunsen mit Versuchen über Flammenfärbungen beschäftigt fand. Bunsen studirte die Flammenfärbungen verschiedener Metalle, um daraus Sätze zur Ausmittelung von Metallen mit Hilfe der Farbenerscheinungen bei der Verbrennung abzuleiten. Dabei betrachtete er zur Ausschaltung von Farben aus den Gemischten die Flammenfärbungen mit farbigen Gläsern und Lösungen. Kirchhoff schlug Bunsen vor, anstatt derGläser und Lösungen das Spektrum anzuwenden. Sie bauten einen besonderen Apparat, das erste Spektroskop und stellten mit Hilfe der nicht leuchtenden Flamme desBunsen'schen Brenners die Spektren der einzelnen Metalle genau fest. Dabei erwies sich von besonderem Interesse das Natrium-Spektrum, insofern dessen gelbe Linie mit der D-Linie des Sonnenspektrums zusammenfällt. Diese Koinzidenz der Natriumlinie mit der D-Linie hatte schon Fraunhofer beobachtet, er hatte sie aber nicht sonderlich beachtet. DieselbeWahrnehmung aber war fürKirchhoff der leitende Faden zu einem entscheidenden Versuche. Das Drummond'sche Kaltlicht lieferte ein kontinuirliches Spektrum, d. h. ein solches, das keine dunklen Linien enthält. Kirhoff ließ das Drummond'sche Kaltlicht zuerst durch eine Natriumflamme und dann durch das Prisma fallen. Dann befand sich an der Stelle der gelben Linie eine dunkle. Das Absorptionsgesetz Kirchhoffs erklärt diese Erscheinung. Es besagt, daß eine Substanz diejenigen Strahlen vorzugsweise absorbirt, die sie, in glühenden Zustand versetzt, selbst aussendet. Jetzt war mit Hilfe der von Bunsen und Kirchhoff zwar aufgenommenen Metallspektren die Erklärung der Frauenhofer'schen Linien des Sonnenspektrums gegeben.Sie deuteten offenbar auf Dämpfe hin, die den glühenden Zentralkörper umgeben und das von ihm ausgehende Licht der Absorption unterwerfen.

Mit ihrer Entdeckung eroberten Kirchhoff und Bunsen' der Naturerkenntniß eine gewaltige neue Provinz. Sie gaben ein Mittel an die Hand, die materielle Beschaffenheit der Sonne und der fernen Weltkörper zu erkennen. Um richtig zu schätzen, was die Kirchhoff-Bunsen'sche Entdeckung bedeutet, braucht man nur an ein Wort Alexander v. Humboldts zu erinnern. Er sagt, sich bescheidend im „Kosmos“, für unsere Erkenntniß seien die Weltkörper nur gravitirende Materie ohne elementare Verschiedenheit der Stoffe. Jenes Humboldt'sche Wort machten Kirchhoff und Bunsen zu Schanden. Sie zeigten sogar, daß aus chemischen Zeichen von den Fixsternen her Schlüsse auf ihre Bewegungsrichtung sich ziehen lassen. Auf dem Grunde der Kirchhoff-Bunsenschen Entdeckung ruht zu einem guten Theile das Gebäude des jüngsten Zweiges der Astronomie, die Astrophysik. Aber die Astronomie ist nur eine der Disziplinen, die aus der Spektralanalyse Nutzen gezogen hat. Was die Spektralanalyse für die Chemie ist, das zeigen Bunsen und Kirchhoff durch die Entdeckung zweier neuer Elemente, des Rubidiums und Caesiums, mit ihrer Hilfe. Ueberdies wurde die Spektralanalyse zu einem der wichtigsten Hilfsmittel des analytischen Chemikers. Von ihm entlehnte es der Arzt und der Techniker, der eine zur Analyse des Blutes, der andere z. B. zur Beobachtung des Bessemer-Prozesses.

Reich und groß ist, was Bunsen in der Wissenschaft für sich allein sein eigen nennen konnte: es sind Funde, Beobachtungen, Neuerungen auf ganz verschiedenen Gebieten. Auf dem Arbeitsfelde, das Bunsen zu lehren hatte, in der Chemie sind vor allem seine Studien über die Doppel-Cyanüre, über die Kakodylreihe, über die chemische Verwandtschaft, über das Schießpulver zu nennen. Mit Vorliebe studirte Bunsen Fragen aus dem Grenzgebiete der Physik und der Chemie. Er lieferte Beiträge zur Kenntniß der Abhängigkeit des Schmelzpunktes vom Druck, des spezifischen Gewichtes von Dämpfen, der Verbrennungserscheinungen der Gase, der Diffussion u. a. m. Für die Lichtmesseung stellte er den nach ihm benannten Photometer her. Eine Vorrichtung, die auf keinem chemischen Arbeitstische fehlt, ist der Bunsen'sche Brenner. Ihn hat in den letzten Jahren die Heiztechnik ausgenutzt, um die Verwendung von Leuchtgas in Haus und Gewerbe zu Heizzwecken zu verallgemeinern. Ohne den Bunsen'schen Brenner würde es kein Gasglühlicht und keine Nernst'sche Lampe geben. Gewichtig sind die Neuerungen, die Bunsen in der Elektrizitätslehre herbeiführte. Er gab ein neues galvanisches Element und gestaltete wesentlich die Methoden der elektrolytischen Gewinnung der Alkali- und Erdmetalle aus, bereicherte die Kenntniß von der Thermoelektrizität und von der Theorie der galvanischen Kette. Zu vermerken sind weiterhin Studien über das Gesetz der Gasabsorption und photo-chemische Untersuchungen, die wichtige Aufschlüsse über die vulkanischen Erscheinungen gewähren. Der Heilkunde sind Bunsens Studien über die Mengenbestimmung des Harnstoffs und vor allem die Entdeckung der Eigenschaft des Eisenoxydhydrats, die giftige arsenike Säure im menschlichen Magen zu binden, zu gute gekommen.

Hand in Hand mit der erfolgreichen Arbeit als Forscher ging bei Bunsen eine ergiebige Lehrthätigkeit, die sich zeitlich über viel mehr als ein halbes Jahrhundert erstreckte. Er begann sie mit 22 Jahren 1833 an der Universität seines Geburtsortes Göttingen. 1836 wurde er Professor an der polytechnischen Schule in Kassel und 1838 außerordentlicher Professor in Marburg. Als ordentlicher Professor und Direktor des chemischen Instituts wirkte Bunsen in Marburg (1841—1851), in Breslau (1851—1852) und in Heidelberg (1852—1889).

Ein gesegnetes Jahr.

Der Andrang im Berner Oberland ist, wie das Berner Tagblatt mittheilt, fortwährend ein enormer, nie dagewesener. Die Verkehrsanstalten haben Mühe, ihn zu bewältigen; die Gasthöfe können nicht mehr alle Gäste unterbringen. Von Wengen z. B. wird gemeldet, die circa 2000 Fremdenbetten daselbst seien allabendlich voll besetzt. Passanten finden kaum mehr Aufnahme. So ist es fast auf allen Punkten des Oberlandes. Die Zahl der Gäste aller Nationen hat zugenommen, am meisten jedoch die der Deutschen. In Wengen machen sie vier Fünftheile aller Pensionäre aus. Auch die hochgelegenen Berghotels arbeiten dieses Jahr ausgezeichnet. — Aus Graubünden wird berichtet: Noch nie hatten die Hochthäler Graubündens einen so kolossalen Besuch aufzuweisen, wie diese Saison. Schon seit einigen Wochen erscheint das Engadiner Fremdenblatt in St. Moritz 16 Seiten, das Allgemeine Fremdenblatt in Chur 10 Seiten stark, was noch in keinem Jahre so anhaltend der Fall war. — Einen außerordentlich großen Verkehr hatte, wie das Luzerner Tageblatt mittheilt, die Vitznau-Rigibahn am 11. August zu bewältigen. Es wurden von Vitznau nach Rigikulm 1080 und von Rigikulm nach Vitznau 1004, zusammen 2084 Personen, befördert.

Ein Tagelöhner der Roulette.

Herr Laurent hatte drei Stunden am Roulettetisch gesessen. Jetzt schob er die Silberstücke, die in Reihen vor ihm lagen, mit einer Spielharke dem Croupier hinüber. Dieser zählte sie durch und schob ihm den Betrag in Papier und Gold ungewechselt zurück. Herr Laurent steckte sein Geld ein und stand auf.

„Spielen Sie heute nicht mehr weiter?“ fragte ihn Beatrice. Dabei zwinkerte sie mir zu, als wollte sie sagen: Jetzt gib einmal ordentlich Acht. Der Angeredete sah sie mitleidig an. „Sie wissen, Madame, daß ich seit Jahren in Montecarlo nichts anders spiele als Schach.“

War er plötzlich verrückt geworden oder wollte er sich über uns lustig machen? Wir hatten ihm doch eben zugesehen, wie er bei jedem Rollen der kleinen Kugel seine Fünffrankenstücke auf den Tisch setzte.

„Der Herr kennt mich noch nicht“, fuhr er, zu meiner Freundin gewendet, fort, „denn ich sehe, daß er sich über meine Antwort wundert. Glauben Sie, weil ich sitze und setze, um täglich 40 Franken nach Hause zu tragen, daß ich hier spiele? Früher habe ich auch einmal gespielt, und die Tausende flogen hin und her, und bald war ich Krösus und bald Kirchenmaus. Dann aber habe ich das aufgegeben. Jetzt arbeite ich an der Roulette, ich arbeite so lange, bis ich zwei Goldstücke an jedem Tage fortschleppen kann.“

„Gelingt Ihnen das immer?“

„Unter zehn Malen neunmal. Nehmen Sie irgend ein Spiel der Welt und besetzen Sie immer dieselbe Change mit demselben Betragen, so wird der Moment eintreten, wo Ihr Gegner vier Einsätze mehr gewonnen hat, als Sie, und dann wird aber auch der Augenblick sich zeigen, in welchem Sie wiederum Ihrem Gegner vier Punkte vorgekommen sind. In diesem Moment höre ich auf. Mein Tagwerk ist beendet. Manchmal dauert es nur wenige Minuten, manchmal muß ich zehn Stunden arbeiten, ehe es dahin kommt. Durchschnittlich dreimal im Monat gelingt es gar nicht, und ich verlasse nach elfstündiger Anstrengung den Saal mit einem Verlust, der etwa fünf Einsätze ausmacht. Ich kann also, da es für mich keinen Rasttag gibt, meinen Monat auf 24 volle Lohntage berechnen. Das macht ein Jahreseinkommen von 11,500 Franken.

„Sie sind also ein Rentner der Roulette?“

Herr Laurent seufzte. „Ein Tagelöhner, bester Herr, aber kein Rentner. Rente bedeutet Mühelosigkeit des Lebens, während ich schwer arbeiten muß, schwerer oft, als der Mann am Webstuhl oder am Pfluge, der doch wenigstens eine Pause zum Essen und zum Trinken machen kann. Ich kann das nicht, ich muß auf dem Posten bleiben, denn gerade während ich mich fortrühre, könnte jener Augenblick des Uebergewichts meiner Chancen eintreten, und ich wäre um alle Mühe gebracht. ach, es ist ein elendes Leben!“

Er schien sich wirklich für einen geplagten Proletarier zu halten. Ich konnte nicht umhin, ihm zu bemerken, daß an den Tagen, an welchen er nach seiner eigenen Angabe sein Ziel schon in wenigen Minuten erreicht hätte, seine Existenz eigentlich eine recht bequeme sein müßte. Da kam ich aber schön an.

„Das ist ja gerade das Schlimmste!“ fuhr er auf. „Bis 12 Uhr wartet man auf den Beginn des Tagewerkes, und 10 Minuten später steht man da und weiß nicht mehr, was man machen soll. Ich beneide dann beinahe einen Spieler, während ich diese Leute sonst verachte. Denn sie sind dumm, weil sie zwar gewinnen wollen, aber sich auch dem Verlieren aussetzen. Indessen haben sie wenigstens eine Zerstreuung, und ich, der blos 40 Franken erarbeiten muß, habe keine.“

„Also Sie verachten die Spieler?“

Er sah sich scheu um und sagte ein wenig leiser: „Ich habe mich wohl etwas hinreißen lassen. Man soll seine Brotherrn nicht verachten. Denn am letzten Ende lebe ich doch von ihrer Dummheit und ihren Leidenschaften. Der Bank, der ich meine zwei Louis täglich abnehme, ist doch nur die Vermittlerin. Wenn es blos solche Leute gäbe, wie ich es bin, könnte sie nicht existiren, und ich müßte verhungern. Wir Tagelöhner und ein paar große und glückliche Spieler gewinnen etwa 20 Millionen im Jahre. Wo sollte die Bank sie hernehmen? Das Vergnügen wäre bald aus. Aber sie selbst gewinnt etwa noch dreißig und leitet außerdem die zwanzig weiteren Millionen aus den Taschen der Spieler in die unserigen über. Woher kommen diese gewaltigen Summen? Etwa von ein paar großen Vermögen, die hier angeblich ruinirt werden? Nein, bester Herr, nur von den vielen Tausenden, und Abertausenden von Vergnügungsreisenden, die hier ihre 200 und 300 Franken riskiren wollen. Die verlieren.“

„Weshalb?“

„Das ist doch sehr einfach. Weil sie Narren sind. Die Bank und wir Arbeiter begnügen uns mit einer täglichen Verzinsung von noch nicht einmal 10 Prozent unseres Anlagekapitals. Wer aber mit 200 Franken hierherkommt, will nicht blos 20 gewinnen. Er will mindestens 100, auch 200, ja 1000 haben, womöglich überhaupt die Bank sprengen. Natürlich verliert er Alles, weil er Unsinniges verlangt. Die Leute kommen mir vor wie Alchymisten im Zeitalter der genau rechnenden Ingenieure. Die Weiber sind darin am schlimmsten. Die werden dann nervös, und einzelne, besonders hysterische, reden sich ein, sie werden betrogen, wenn sie ihre Goldstücke verschwinden sehen. Betrogen! Als ob die Bank auch nur einen Monat länger existiren könnte, wenn eine einzige Unregelmäßigkeit vorkäme und nicht ausschließlich der Zufall waltete!“

„Warum unterstützen aber die Croupiers diese Wahnvorstellung? Ich habe erst vorhin gehört, wie Einer der pikanten Italienerin dort sagte, wohin sie setzen sollte.“

„Weil sie auch nur Tagelöhner sind und einen kleinen Nebenverdienst haben wollen, außerdem sich aber amüsiren möchten. Gewinnt die Kleine auf der ihr bezeichneten Chance, dann bekommen sie ein gutes Trinkgeld, manchmal aber auch etwas Anderes, falls sie recht hübsche Kerle sind. Verliert sie aber, dann haben sie sich eben geirrt, haben jedoch Gelegenheit gehabt, mit einem schönen und eleganten Weibe ein bischen zu plaudern, was niemals zu verachten ist. Diese Leute sind doch schließlich Menschen, die auch Blut in den Adern haben, und wenn sie immer inmitten einer Atmosphäre von Gold und Parfüm, einer Phantasmagorie von Reichthum und Sinnenrausch sitzen und an ihre einfache Stube daheim denken, dann möchten sie auch gern etwas von dem rollenden Metall und von den Gluthblicken der brillantenschimmernden Mädels für sich einheimsen. Und sie sind Menschenkenner genug, um sich zu sagen, daß die von ihnen berathene Blanche oder Ersilietta nicht für einen Pfennig Grips besitzt. Denn sonst würde sie sich doch Folgendes klar machen: Könnte ein Kroupier auch nur einen Coup vorherbestimmen oder herbeiführen oder durch irgend einen Betrug ermöglichen, so würde er einen Helfershelfer im Saale haben, dem er durch irgend ein unmerkliches Augenzwinkern einen Wink gäbe, damit dieser für ihn selbst spielt und gewänne. Nach einigen Wochen könnten sich dann alle Croupiers als reiche Leute zur Ruhe setzen. Denn wenn überhaupt betrogen werden sollte, wäre es doch selbstredend, daß die Angestellten der Bank ein solches Manöver nicht zur Vergrößerung der Dividende der Aktionäre, sondern für ihren Privatgebrauch ausführen würden. Der heilige Krispin hat gestohlen, um nicht für sich, sondern für arme Leute Schuhe anfertigen zu können. Daß man aber die Croupiers von Monte Carlo für Heilige hält, welche betrügen würden, damit die armen Aktionäre bessere Dividenben bekämen, ist doch wirklich erzdumm.“

Wir waren, während er so sprach, auf den Balkon hinausgetreten, unter dem sich die Terrasse mit dem Musikpavillon ausbreitet. Von dem in's Meer vorspringenden Rasenplatz, welcher dem greulichen Sport des Taubenschießens dient, tönte der kurze Knall eines Flintenschusses herüber. Eine ältere Dame neben uns zuckte zusammen. „Oh, der Unglückliche!“ sagte sie halblaut. Herr Laurent hatte die Schreckensbewegung gesehen und die Worte gehört.

„Die hält den Schuß, der einer Taube galt, für einen Selbstmord. Das ist ja auch so eine Legende, die von hysterischen Frauenzimmern aufgebracht wurde“, sagte er ärgerlich.

„Sie wollen doch nicht leugnen, daß hier Leute sich erschieeßn oder von einer der Vorgebirgsklippen in's Meer springen?“

„Natürlich gibt es hier wie anderwärts Menschen, die sich den Tod geben. Aber weniger als in irgend einem sonstigen Zentrum des europäischen Lebens. Vor Allem nicht Solche, die es thun, weil sie hier ihr Geld verloren haben. Es bringt sich selten Jemand um, weil er sein Geld, sondern fast immer, weil er das Geld anderer Leute durchgebracht hat. Die Verpflichtungen, die er nicht erfüllen kann, die Furcht vor der Aufdeckung seines Bankerotts, vielleicht gar vor dem Strafrichter, treiben den Menschen in den Tod. Der Mann, der seine Börsendifferenzen nicht bezahlen, der Offizier, der einen Ehrenschein nicht einlösen kann, das sind Kandidaten für den Selbstmord. Monte Carlo erzeugt keine derartigen Situationen. In den Spielsälen drin können Sie nur verlieren, was sie bei sich haben. Daran stirbt Niemand. Ich möchte diesen Ort hier im Gegentheil als ein Institut zur Rettung vor dem Selbstmorde bezeichnen.“

Es schien ihm mit diesem Ausspruch ernst zu sein, und ich war deshalb auf die Begründung der paradoxen Behauptung gespannt.

„Die paar Leute, die hier wirklich einmal ihrem Leben ein Ende machen“, fuhr er fort, „hätten dies in Paris, London, Berlin, oder wo sie sonst herkamen, ebenfalls gethan. Sie sind daheim finanziell ruinirt, haben Hunderttausende zu zahlen und besitzen vielleicht noch Zehntausend. Es gibt keine Rettung, nur den Revolver. Da fällt ihnen ein, daß doch vielleicht noch eine existirt: die Spielbank. Sie reisen mit dem Rest ihres Vermögens hierher. Einigen gelingt es zu gewinnen. Sie reisen wieder ab, und Niemand ahnt, wie es um sie gestanden hat. Anderen gelingt es nicht, und sie werden Selbstmörder. Sie wären es ebenso geworden, wenn sie nicht erst hergekommen wären. Sie haben sich nicht ruinirt, weil sie in Monte Carlo waren, sondern sie sind nach Monte Carlo gepilgert, weil sie ruinirt waren.“

Herr Laurent brach ab. „Ach, reden wir von etwas Lustigerem. Ich persönlich bin nämlich auch ein ehemaliger Selbstmörder“, sagte er.

Beatrice lachte. „Es ist Ihnen augenscheinlich recht gut bekommen“, erwiederte sie.

„Wie man's nimmt. Bis zur Ausführung habe ich's ja nicht kommen lassen. Vielleicht wäre mir heute wohler, wenn ich's gethan hätte. Es war in meiner ersten Zeit, als ich noch ein Spieler war. Du kannst also doch keine Millionen gewinnen, sagte ich mir. Dein Geld ist zum größten Theil fort. Das bischen, was Du noch hast, ist nicht genug, um von den Zinsen leben zu können. Also Schluß! Aber da war der Himel über der Turbie oben so blau, und die Rosen dufteten so sanft, und die einsame Palme auf dem Hügel von Monaco sah so aus, als wollte sie noch etwas erzählen, und die Brandung an den Klippen kam und ging mit so viel Lebenslust, daß ich mir sagte: Nein, heute nicht, morgen. Und am anderen Tag fand ich, es wäre albern, schon so früh ein Ende zu machen. Ich nahm den Rest meines Geldes, verzichtete auf die Erfüllung meiner Träume von Reichthum und wurde der Tagelöhner, der nichts weiter verlangte, als bei dem Moloch der Bank zwei Goldstücke täglich zu ergattern. Aber es ist ein erbärmliches Dasein. Für mich sind heute Himmel und Meer, Blumen und Palmen nichts mehr; alles nur Staffage für meine elende Arbeit. Spielen ohne Leidenschaft ist eine Höllenqual. Ich hätte doch ein anderes Geschäft anfangen sollen.“

Plötzlich aber blitzten seine Augen auf. „Nur spät in der Nacht, wenn ich einen Schachpartner gefunden habe, lebe ich noch. Da fühle ich wieder Leidenschaft. Da arbeite ich nicht, wie an der Roulette, da spiele ich!“

„Andere Leute finden aber gerade, daß man beim Schach arbeitet.“

„Mag sein. Die empfinden auch nicht, was ich dabei empfinde. Wenn die Figuren so vor mir stehen, da sehe ich in dem feindlichen König die Bank. Und nun rücke ich ihr auf den Leib. Meine Bauern sind Silberstücke, Springer, Läufer und Thürme sind Goldfüchse und die Dame ein Tausendfrankenbillet. Immer mehr treiben meine Mannschaften den Gegner in die Enge, bis er nicht mehr aus noch ein weiß. Und endlich ist er matt — die Bank kann sich nicht mehr rühren — sie ist mir auf Gnade und Ungnade verfallen — matt!“

Er ballte die Hand zusammen, als ob er das Kasino und alles, was darin war, zermalmen wollte. Wie geistesabwesend starrte er in die blaue Luft. Und da sah ich ihm an, daß trotz all' seiner Theorie von der Tagelöhnerei auch ihn früher oder später die Leidenschaft wieder packen mußte.

Kate Livingstone.

Eine Kousine des bekannten Forschers Livingstone, Kate Livingstone-Queeny, die auf der Insel Mull wohnt, hat eben ihren 102. Geburtstag gefeiert. Sie hat über 70 Jahre ihres Lebens auf der Insel verbracht. Mit 35 Jahren heirathete sie einen irischen Sodalten, weigerte sich aber später, ihn zu seinem Regimente zu begleiten, da ihr das unruhige Soldatenleben nicht sympathisch war. Vier Jahre nach ihrer Hochzeit starb ihr Gatte in Irland. Ihre einzige Tochter ist in Glasgow verheirathet. Später trat sie in das Haus eines wohlhabenden Irländers als Bedienerin ein. Die Wittwe dieses Irländers hat nun dafür gesorgt, daß Kate Livingstone einen ruhigen Lebensabend hat.

— Die Süßen und die Feinen sind giftiger als sie scheinen.

Heiteres aus dem österreichischen Gerichtssaal.

Im Wiener Extrablatt veröffentlicht Eduard Seidel eine neue Serie heiterer Aussprüche, die er in den Gerichtssälen Wiens gesammelt hat. Wir theilen daraus die folgenden mit:

* * *

„Ich will, meine Herren Geschworenen,“ sagte ein Vertheidiger in einem Schwurgerichtsprozesse, „Sie nicht mit juridischen Erörterungen langweilen, da ja das der Herr Vorsitzende in seinem Resumé ohnehin besorgen wird.“

* * *

Ein anderer Vertheidiger sagte in seinem Plaidoyer: „Dem Angeklagten ist leider keine energische Hand zur Seite gestanden, die ihn vom Abgrunde weggezogen und ihm zugerufen hätte: „Bis hierher und nicht weiter!“

* * *

„Es ist nicht zu verkennen,“ plaidirte ein Advokat, „daß die Stellung eines Angeklagten ihre Schwierigkeiten hat. Stiehlt er bei Tag, so wird ihm die größere Frechheit, die er dadurch bekundet hat, als erschwerend zur Last gelegt. Stiehlt er bei Nacht, dann ist wieder die größere Gefährlichkeit erschwerend. Ja, wann soll dann eigentlich Einer stehlen?“

* * *

Einem Angeklagten, welcher der Kurpfuscherei beschuldigt wurde, hielt der Vorsitzende strenge vor, daß er es gewagt habe, ohne ärztliches Diplom Kranke zu behandeln. Der Angeklagte bat sodann um Geheimerklärung der Verhandlung, da er zu seiner Rechtfertigung etwas vorzubringen habe, was er nur dem Gerichtshofe anvertrauen könne. Nachdem die Verhandlung für geheim erklärt worden, sagte der Angeklagte: „Hier, Herr Präsident, ist mein Diplom; ich bin ja Arzt, aber meine Patienten dürfen es nicht erfahren, sonst haben sie kein Vertrauen mehr zu mir!“

* * *

Vorsitzender: „Angeklagter, Sie sind zu lebenslänglichem schwerem Kerker verurtheilt. Wenn Sie die Strafe gleich antreten, zählt Ihnen schon der heutige Tag.“

* * *

„Die Zunge sträubt sich, es auszusprechen,“ sagte ein stark „in Rührung arbeitender“ Vertheidiger, „in welch' schwieriger Lage sich der Angeklagte befand. Er nagte am Hungertuch und hätte auch dieses verpfändet, wenn man ihm im Leihhause etwas darauf gegeben hätte.“

* * *

In einer Verhandlung, in der Dinge zur Erörterung kamen, welche eigentlich unter Ausschluß der Oeffentlichkeit hätten besprochen werden sollen, sagte der Vorsitzende: „Ich werde eine kleine Pause eintreten lassen, damit jene Damen, welche die weiteren Erörterungen nicht mit anhören wollen, sich entfernen können.“ Keine einzige Zuhörerin verließ den Saal. „Nun,“ fuhr dann der Vorsitzende fort, „nachdem sich die anständigen Damen entfernt haben, brauchen wir uns keine Reserve mehr aufzuerlegen.“

* * *

„Wenn Sie nicht binnen drei Tagen,“ schrieb ein Advokat an einen säumigen Schuldner, „die Forderung meines Klienten sammt Zinsen und Kosten begleichen, werde ich Sie zu Lande und Wasser verfolgen und dem Erdboden gleichmachen.“

* * *

Richter: „Angeklagter, Sie sind freigesprochen.“ — Angeklagter: „Ich rekurrire.“ — Richter: „Sie sind ja freigesprochen, wozu wollen Sie rekurriren?“ — Angeklagter: „Das Obergericht soll auch sehen, daß ich unschuldig bin.“

* * *

Ein berühmter Vertheidiger reiste nach Iglau zu einem Prozesse, für den er ein großes Honorar erhalten hatte. Gleich zu Beginn der Verhandlung zog der Staatsanwalt die Anklage zurück und der Angeklagte wurde freigesprochen. Er forderte nun den Vertheidiger auf, ihm wenigstens einen Theil des Honorars zurückzugeben, da er dieses doch nur für seine Rede beanspruchen könne. „Sie haben nicht Unrecht,“ entgegnete der Vertheidiger. „Kommen Sie mit mir in mein Hotel, ich werde Ihnen dort die Rede halten. Das Geld gebe ich aber keinesfalls zurück!“

* * *

Vorsitzender (zu einem angeklagten Cridatar): „Sie könnten nur dann freigesprochen werden, wenn Sie Ihr Defizit durch Unglücksfälle, Krankheiten oder Todesfälle in Ihrer Familie rechtfertigen könnten.“ — Angeklagter: „Unglücksfälle habe ich leider keine gehabt.“

* * *

Der kleine Sohn eines bekannten Anwaltes wurde gefragt, was sein Papa sei. „Ein Vertheidiger,“ entgegnete der Knabe. „Und was ist ein Vertheidiger?“ fragte man ihn. „Ein Vertheidiger,“ lautete die Antwort, „ist Derjenige, welcher Einem, der Etwas angestellt hat, Recht gibt.“

Der bekannte Stock.

Der Stock der Aerzte, welcher früher gewöhnlich einen goldenen Knopf haben mußte, kommt jetzt immer mehr ab. Die Sitte dieses Stockes hatte aber eine sehr vernünftige Begründung. Die Gewohnheit der Aerzte, ihren Stock an die Nase zu halten, welche auf fast allen Bildern zu Tage tritt, wo Aerzte gemalt werden, ist historisch motivirt. In früheren Jahrhunderten war nämlich der Stockknopf der Aerzte hohl und mit feinen Oeffnungen wie ein Sandfaß versehen. In der Höhlung befanden sich stark riechende Substanzen, an welchen die Aerzte, wenn sie ansteckende oder schlecht riechende Patienten behandelten, rochen, um sich zu schützen oder den schlechten Geruch zu überwinden.

Seite 9—16.

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 3. September 1899.

Für die „Sonntagpost.“

Der Philippinen-Rekrut.

(Novellette von A. Weiße.)

Karl Wielandt war ein idealer Junggeselle. Lachen Sie mich nicht aus, meine verehrten Damen, daß ich einen Vertreter einer Menschenklasse „ideal“ nenne, deren Angehörige sammt und sonders verfehlt haben, ihr Ideal zu finden. — Ja, meine Damen, es gibt i d e a l e Junggesellen, aber wahrscheinlich haben Sie nie das Glück gehabt, sich über einen solchen ärgern zu können, denn die wirklich echten von dieser Sorte sind sehr, sehr selten. Sie kennen wahrscheinlich bloß die zwei anderen Spielarten — nämlich den Unglücks- und den Verzweiflungs-Junggesellen. Ersterer konnte wegen mißlicher Verhältnisse, wegen Krankheit oder sonst aus anderen Gründen nicht unter die Haube — oder besser gesagt — unter den Pantoffel kommen; Letzterer glaubt, daß eine unglückliche Liebe ihm das Herz gebrochen. Beide sind nicht waschecht. Aendern sich die Verhältnisse beim Junggesellen No. 1 zum Bessern, und vernarbt die Wunde bei No. 2, so werden sie fahnenflüchtig und — heirathen. Nichts Echtes, keine Rasse. Aber die dritte Sorte, das ist mein idealer Junggeselle; das sind Junggesellen aus Liebe zum Stand, aus angeborener Freiheitsliebe — aus Ueberzeugungstreue. Einen solchen einzufangen, zu bändigen und in das Ehejoch zu spannen, gelingt sehr selten und dann meistens nur einer erfahrenen Wittwe.

Die Schöpfung hat mit der Erschaffung von Mann und Weib ein großes Fiasko gemacht — der Mann sollte des Weibes Herr sein, aber schon der erste Mann war des Weibes Sklave. Um ihren Fehler gut zu machen, erschuf sie deshalb den idealen Junggesellen.

Wie ein Fels im Meer soll er dastehen, der Boreas der wildstürmenden Leidenschaften und der sanft schmeichelnde Zephyr des süßen Liebesgeflüsters sollen an ihm zerschellen! —

Die Hessen sind ein gutmüthiges, geduldiges Völkchen. Ihre Fürsten haben von jeher viel Geld gebraucht, aber wacker haben die Hessen Steuern bezahlt — ihre zweite Bürgerpflicht — erfüllt, ohne ihre Ruhe — die erste — zu verlieren. — Aber diese idyllische Zeit des Steuerzahlens und Maulhaltens — pardon für den kräftigen Ausdruck — ist vorbei. In den Parlamenten — auf der Rednerbühne und der Bierbank — wird seit diesem Winter gekämpft — für und wider die Junggesellensteuer. — Vorkämpfer in dieser Schlacht war der Junggesellen-Verein in Mainz, und in diesem that sich wieder ganz besonders Karl Wielandt hervor. — Er hatte nicht geruht in Wort und Schrift die von der Regierung gewünschte Vorlage anzugreifen und lächerlich zu machen: er hatte die Behauptung aufgestellt, daß die Vorfahren, die nach England verkauft wurden, um gegen Amerika zu kämpfen, besser daran gewesen seien, als sie. Auf Kommando sich todtschießen zu lassen sei zwar auch nicht angenehm, aber immerhin noch besser, als zwangsweise in das Ehejoch geschmiedet zu werden, oder immer und immer wieder gezwungen zu sein, mit dem sauer verdienten Groschen Ablaß zu kaufen für die Sünde der Ehelosigkeit von diesem modernen Tetzel, dem Gerichtsvollzieher. Die hessische Regierung hatte ihm darauf den bekannten, zarten landesväterlichen Wink zukommen lassen, als vaterlands- und eheloser Geselle den hessischen Staub von seinen Füßen zu schütteln, widrigenfalls und so weiter.

Karl Wielandt hatte den zarten Wink verstanden. Er gab seine Stellung als Buchhalter bei der Boden-Kredit-Anstalt in Mainz auf und ging nach Amerika. —

Wenn nach beschwerlicher Reise und allerlei Mühseligkeiten der Einwanderer endlich in New York ans Land steigt, da jubelt er laut auf. Er hat das lang ersehnte Ziel erreicht. Alles, was ihn bedrückt, hat er weit hinter sich gelassen. Die Brücken sind abgebrannt. Ein neues Leben thut sich für ihn auf. Aber dieser Freudenrausch verfliegt allmählig, wenn er weiter in die große Stadt eindringt, wenn er die volksbelebten Gassen sieht, auf denen sich Alles in großer Hast schiebt, stößt, drängt — Alles auf der Jagd nach dem allmächtigen Dollar. —

Sein erstes Ziel, das Land seiner Zukunft hatte er erreicht. Aber was nun? So fragte sich auch Wielandt. Seine Mittel waren nur gering. Sparen war niemals seine Kardinal-Tugend gewesen. — Also frisch drauf los, arbeiten. Ja, aber was? Ganz gleichgiltig; kommt man nach Amerika, packt man irgend Etwas an, das ist das feststehende Glaubensbekenntniß aller Eingewanderten. — Aber zunächst kommt das Suchen nach Arbeit. Wielandt suchte, suchte, suchte — aber er fand nichts. — Wir kennen das Alle. Versprechungen, Tröstungen, keine Arbeit. — Das sind bittere Tage. An jedem Morgen zieht man mit neubelebter Hoffnung auf die Suche und an jedem Abend kehrt man müde, enttäuscht, verzweifelnd zurück. — Nach vierzehn Tagen war er überzeugt, daß er in New York keine Arbeit finden könne; kein Wunder, denn nach hier ströme die ganze Einwanderung und die meisten Einwanderer blieben hier kleben. Aber im Westen wäre es noch anders! Also aufgemacht nach Chicago, der wunderbaren Stadt, die, einem Phoenix vergleichbar, schöner und herrlicher erstanden, und in unglaublich kurzer Zeit eine Metropole ersten Ranges geworden. — Als er in Chicago ankam, hatte er bereits die Entdeckung gemacht, daß der amerikanische Dollar viel leichter und schneller zerschmelze, als eine Mark in Deutschland. Seine Baarschaft ging bedenklich zur Neige — bis er Arbeit gefunden, müsse er sich sehr einschränken. — Seine nächste Sorge war ein billiges Unterkommen. Er sah die Zeitungen durch. Unter den Tausenden von Annoncen fiel ihm eine besonders auf: „Ein kleines Zimmer und einfache Beköstigung, billig bei Mrs. Wielandt, nahe am Union Depot, Straße — No. —“ What is in a name? aber wenn auch, man kann es sich ja 'mal ansehen — nahe am Depot, also keine Unkosten für Straßenbahn. Straße und Nummer waren bald gefunden. Mrs. Wielandt war ausgegangen, aber eine gefällige Nachbarin hatte die Verpflichtung übernommen, das Zimmer an etwaige Reflektanten zu vermiethen. Das Zimmer war klein, aber hell und so sauber, wie ein Schmuckkästchen. Es gefiel ihm ausnehmend. Man wurde einig über den mäßigen Preis, auch für die „Board“. Dann empfahl sich Wielandt, um seinen Koffer vom Depot herüber zu schicken und einen Landsmann aus Mainz aufzusuchen. —

Lassen wir jetzt unseren Freund sich mit dem Expreßmann herumschlagen, der ihn über's Ohr hauen will, und dann auf eine “wild goose chase” nach seinem Landsmann aus Mainz gehen; wir besuchen indessen Mrs. Wielandt.

Sie kehrt soeben von einer Einkaufstour zurück. — Ein Mann müßte sechs Hände haben, um alle die kleinen Packetchen zu tragen, die eine Frau in ihren zwei Händen, und an und um sich unterzubringen weiß. — Aber trotz ihrer Last eilt die kleine, lebhafte Frau behende die Treppe hinauf. Die Nachbarin nimmt ihr einen Theil der Last ab und erzählt ihr mit berechtigtem Selbstbewußtsein, daß sie das Zimmer vermiethet habe.

Dann beschreibt sie den neuen Miether. Es sei ein äußerst feiner Mann, aber er sehe aus seinen schönen, großen Augen so traurig in die Welt, daß es ihr ordentlich in's Herz geschnitten hatte. — „Gerade wie mein Seliger,“ seufzte die kleine Frau. —

Mittlerweile hat der Expreßmann den Koffer gebracht. — Auf der Eisenbahn wird Alles so staubig! Sie stäubt den Koffer ab, da schreit sie mit einmal auf. Sie hat das aufgenagelte Plakat gelesen: „Carl Wielandt aus Mainz.“

„Carl Wielandt,“ sagt sie dann feierlich, „gerade wie mein Seliger.“

„Carl Wielandt,“ wiederholt die Nachbarin mit Andacht, „gerade wie Ihr Seliger.“

Ist das Zufall? Ist das ein Wink des Schicksals? —Zum zweiten Mal kreuzt ein Carl Wielandt ihren Lebensweg. Well, dies ist ja nur ihr Boarder — — „Aber merkwürdig, sehr merkwürdig ist das doch,“ meint die Nachbarin, „man kann nicht wissen —“

Carl! Carl! Du bist in die Höhle des Löwen gerathen. Beherzige Wellers Warnung: “Beware of widders!”

Du Märtyrer einer heiligen Sache, werde aus keinem Paulus ein Saulus! “Beware of widders!” —

Acht Tage sind seit seiner Ankunft vergangen. Alle Bemühungen haben dasselbe Resultat gehabt, wie in New York — keine Arbeit. Er zählt seine Baarschaft — es reicht noch für acht Tage „Board“. Was dann? Dann muß der Entschluß, zu dem die Verzweiflung treibt, ausgeführt werden — dann wird er sich als Rekrut für die Philippinen anwerben lassen. Ihm schaudert davor — als Söldling ein freiheitsliebendes Volk unterjochen zu helfen — und noch dazu im Dienste des Landes, das er früher als Zufluchtsort aller Unterdrückten, als das Dorado der wahren Freiheit verehrt hatte. Er hatte schon auf dem Werbebüreau Erkundigungen eingezogen und man hat ihm, obschon er die Altersgrenze ein wenig überschritten hat, seine Annahme zugesichert. Seiner Wirthin gegenüber glaubte er sich vollkommen incommunicando gestellt und alle Annäherungsversuche der liebenswürdigen Wittwe erfolgreich abgewiesen zu haben. — Sie war eine sehr tüchtige Frau, nun ja, sie that, was sie ihm an den Augen absehen konnte, gewiß, ein Juwel von einer „Boardinghausfrau“, unstreitig, aber was kümmerten ihn die Frauen als solche; nur in der Zusammensetzung als Speise-, Scheuer- und Waschfrau haben sie Bedeutung für den Hagestolz. Aber er hatte doch wohl seine Stärke überschätzt. Wenn die kleine Wittib ihn in ihrer theilnehmenden Weise nach diesem und Jenem gefragt hatte, da war ihm doch ab und zu ein Wörtchen entfallen, und wenn sie ihn dann so herzinnig, wie bis in die Seele, angeschaut, so klang dieses Wörtchen doch ein Bischen anders, als der trockene Ton, mit dem er eigentlich antworten wollte.

Aus den hingeworfenen Worten hatte die kluge Frau seine ganze Lage erkannt. Sie wußte, wo ihn der Schuh drückte. Als er ihr heute das Geld geben wollte, da wußte sie, es war sein letztes. Sie bat ihn, es doch zu behalten, bis er Arbeit gefunden — er hatte es auf den Tisch gelegt und war gegangen. Sie weinte — noch 8 Tage — und dann würde er fortgehen, auf immer —nach den Philippinen — (auch das hatte sie herauszulocken gewußt). Dort werden sie ihn todtschießen — oder er wird am Fieber sterben — ach Gott, dies darf nicht sein. —

Sie liebte diesen Carl Wielandt II., wie einst den Carl Wielandt I. Aber die Liebe einer Wittwe ist zielbewußter, thatkräftiger, als die eines jungen Mädchens. Letzteres steht verlegen vor dem verschleierten Bilde in Saïs; mit kräftigem Ruck reißt die Wittwe den Schleier weg. Einer Wittwe, die zum zweiten Male liebt, ist Nichts unmöglich: sie kann die Eise des Nordpols schmelzen und die Feuer des Aetna damit löschen. —

Ein großer Gedanke steigt in ihr auf. „Er ist mein,“ jubelt sie. Dann schreitet sie feierlichst auf die Wand zu, nimmt ihren Heirathsschein mit Carl Wielandt I. aus dem Rahmen und fährt zum Werbebüreau. Dort hat sie eine lange Unterredung mit dem Kapitän. „Also Donnerstag,“ sagte dieser, „seien Sie hier. Er könnte leugnen.“ Und zum Sergeanten brummt er. „Wieder Eine. Diese verheiratheten Weiber jagen uns die besten Kerls wieder ab.“

Der Donnerstag ist gekommen. Die tauglich Befundenen stehen zur Vereidigung aufmarschirt. — „Carl Wielandt.“ Wielandt ritt vor. „Sie sind verheirathet?“ fragt der Kapitain. „Nein.“ „Ich habe Ihren Heirathsschein gelesen!“ schreit der Kapitain. „Ich bin n i ch t verheirathet.“ „Holen Sie Mrs. Wielandt aus meiner Privat-Office.“ Mrs. Wieland erscheint. „Ist das Ihre Frau?“ Er schaut auf. Da trifft ihn ihr Blick. Und der Blick sagt: ich liebe Dich, wie nur ein Weib lieben kann, Deinetwegen opfere ich Alles, ich schwöre hier falsch, um Dich zu retten. Willst Du mich zertreten? „Zum Donnerwetter,“ brüllt der Kapitain, „ist das Ihre Frau?“ „Ja.“ „Scheeren Sie sich zum —

Schweigend verlassen sie die Office. Er will sprechen. Er kann nicht. Sie gelangen auf die Straße. Sie sind vor dem Courthause. „Wohin gehen wir?“ fragt sie „Dorthin.“ Er zeigt auf ein Schild: “Marriage License Office” .... Sie nickt ihm selig zu ...

* * *

Wenn Herr Carl Wielandt II. nach Hessen kommt, Junggesellensteuer braucht er nicht zu bezahlen und wenn die Vorlage auch zehnmal Gesetz wird.

Regen und Sonnenschein!

Aus der Geschichte einer jungen Ehe.

Von O. v. Reinsberg.

„Ich kümmere mich nicht um das, was Du sagst! — Ich habe mein neues Kleid an, und nun will ich gehen!“

„Du trotzest mir also?“ Seine Stimme klang merklich schroff.

„Ja!“ — Sie warf ihr hübsches Köpfchen zurück, verzog ihre Lippen zum Schmollen und setzte ihren kleinen Fuß, der aus dem mit Spitzen besetzten, seidenen Unterrocke hervorsah, fest vor sich auf den Boden — ein verwöhntes, trotziges Kind, zitternd vor Erregung, mit dem Ausdrucke des Muthwillens und Triumphes in ihren dunklen Augen.

Sein Gesicht verfinsterte sich. Er kannte zwar noch von der Schule her das Wort „gehorchen,“ allein in der Ehe dachte er sich doch nur von den Worten „Liebe“ und „Ehre“ leiten zu lassen, überdies war es sein erster ernster Konflikt mit seiner schönen, jungen Frau.

„Gut,“ entgegnete er finster, „dann gehst Du ohne mich!“

Ihre rothen Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln. „Es wird mir nur ein Vergnügen sein, mein Herr!“ sagte sie herausfordernd.

Und es war doch ein so lächerliches Nichts, um dessen Willen sie in Streit gerathen waren! Ein Ball — nichts als ein Ball in dem Hause von Bekannten, die ihm persönlich nicht sympathisch waren.

Sie war schnell bereit gewesen, auf das Vergnügen zu verzichten, doch seine plötzliche, schroffe Entscheidung verletzte ihren Stolz, und es überkam sie das Gefühl der Opposition um jeden Preis.

„Es wird ein außerordentlich hübscher Ball werden,“ fing sie wie sich vertheidigend auf's Neue an. „Du weißt, daß alle unsere Bekannten anwesend sein werden; und die Ballsoupers bei Bornhausens sind zu nett!“

Er verfluchte im Stillen sämmtliche Bälle, dann aber machte er einen Versuch, sein verlorenes Gleichgewicht wiederzufinden und entgegnete: „Ich habe Dir meine Antwort gegeben, Wally!“

Sie drehte sich mit einem Achselzucken um, raffte die Falten ihres Kleides zusammen, indem sie kurz, im geheuchelten Uebermuthe sagte: „Und ich bleibe dabei!“ —

Er ergriff die Klingel und schellte.

„Gustav,“ befahl er dem eintretenden Diener, „packen Sie mir gleich meinen Handkoffer!“

„Sofort, Herr Dannenberg.“ Die Thüre schloß sich.

Sie summte ein kleines Lied vor sich hin, während sie Rosen in einer Vase ordnete.

„Du gehst?!“ fragte sie leichthin, dann aber schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf. —

„Wohin soll ich Dir Deine Briefe senden?“ —

Er wartete einen Augenblick höflich an der Thürschwelle: „Ich möchte Dich nicht gern belästigen!“ bemerkte er zuvorkommend — „ich werde Gustav selbst instruiren!“ Dann schloß er die Thür hinter sich zu.

Sie war starr — dann im Gefühle ihres Elends warf sie sich, ohne auf ihr neues Kleid zu achten, auf's Sopha.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Wie schändlich! Von mir zu gehen, mich allein zu lassen, trotzdem wir erst sechs Monate verheirathet sind!“ Sie zog ihr feines mit Spitzen besetztes Mousselintaschentuch und trocknete ihre Thränen, dann stand sie auf, ging zur Thüre. „Nein, daran werde ich mich niemals gewöhnen!“ sagte sie entschlossen zu sich selbst.

„Albertine! Albertine!“

Eine Stimme außerhalb antwortete: „Ja, gnädige Frau, ich komme sofort!“ Wenige Minuten darauf befand sich Frau Wally mit ihrer Kammerzofe in ernstem Gespräche vertieft in ihrem rosaweißen Boudoir.

In seinem Zimmer saß indessen Ewald Dannenberg, eine Zigarre rauchend, in einem Eisenbahn-Kursbuch blätternd; er gratulirte sich zu seiner energischen Haltung. Dennoch war er etwas in Unruhe über den nächsten Schachzug, den er nun machen wollte und mußte. Fortgehen, unbedingt fortgehen, selbst wenn es nur für eine Nacht war, mußte er nach diesem Auftritte im Salon. Aber wohin? — Das war die Frage! —

Er erinnerte sich, daß einer seiner Klubbekannten begeistert von den Reizen des Harzes im Winter gesprochen hatte. Jetzt war es kurz vor dem Frühling, da mußte es ja eine ganz hübsche Abwechselung sein, in den Bergen seinen Aerger zu verlaufen. Er blätterte im Kursbuch und sah nach der Uhr. In einer halben Stunde ging der Zug. Er klingelte dem Diener, dann trat er in den Korridor und blieb dort einen Moment unschlüssig stehen.

Plötzlich drang das silberhelle Lachen seiner Frau zu ihm. — „Sie ist herzlos!“ murmelte er vor sich hin, dann sprang er rasch in seinen Wagen. Der Diener reichte ihm den Koffer. „Falls Briefe kommen, senden Sie sie mir nach dem Wilhelm-Hotel in Eichenrode im Herz. Haben Sie mich verstanden, Gustav?“

„Ja wohl, Herr Dannenberg! — Angenehme Reise wünsche ich,“ antwortete sein Diener, der, als der Wagen außer Sehweite war, langsam in's Haus zurückschlenderte.

„Es ist merkwürdig! Was nur mit ihm los sein mag,“ dachte Gustav, „niemals vorher verließ er so rasch das Haus! — Na, die Zeiten ändern sich!“ In diesen philosophischen Betrachtungen versunken, wurde er durch die Zofe seiner Herrin gestört.

„Ach, lieber Gustav,“ sagte sie mit einem freundlich koketten Lächeln, „die Gnädige hat den Namen des Hotels vergessen, wo der Herr logiren will. Wie heißt es doch schnell? — Ich glaube, es ist der Rothe Löwe. —“

Der Diener lächelte väterlich. „Nein Albertinchen, es ist das Wilhelm-Hotel in Eichenrode im Harz,“ sagte er freundlich, ihr das weiche Kinn streichelnd.

„Danke Ihnen, Gustav! — Ich brauche nicht mehr als nur den Namen des Hotels!“ sagte sie vergnügt vor sich hinlächelnd und trippelte davon.

Ein kalter Wind blies von den Bergen und bahnte sich heftig durch alle Ritzen und Fugen in Thür und Thor seine Wege.

Niemand benutzte das Lesezimmer des Hotels, nur Ewald Dannenberg allein hatte sich dorthin zurückgezogen, als er sah, daß das Wetter so ungemüthlich war.

Plötzlich sprang er auf, warf die Zeitung fort und ging nach dem Portierzimmer.

„Haben Sie Briefe für mich?“ fragte er den Portier — zum zehnten Male an diesem Morgen.

Der Mann griff nach dem Briefkasten.

„Einen, mein Herr,“ bemerkte er, während er den Brief überreichte.

Dannenbergs Gesicht, welches sich aufgeheitert hatte, wurde sichtlich länger, als er sah, daß es kein Schreiben von Wally war. — Er hatte es sehnlich erhofft. Dann blätterte er nachlässig im Fremdenbuche des Hotels.

„Bin ich der einzige Gast hier?“

„Allerdings mein Herr. Sie sind der einzige; denn die Saison hat noch nicht begonnen, und dann sind wir nie übervoll,“ gab der Portier zur Antwort. „Aber soeben erhielt ich ein Telegramm aus Berlin, zwei Zimmer und ein Mädchenzimmer in der ersten Etage für eine Dame zu reserviren!“

Dannenberg seufzte unwillkürlich auf. — Diese schrecklich langweilige Table d'hote am vergangenen Abend mit drei Honorationen des Städtchens und einer alten verknöcherten Dame, die an die Zeit der Pharaonen erinnerte, hätte ihn beinahe nach Berlin zurückgetrieben. Er mußte an sein reizendes Speisezimer, den aufmerksamen Gustav, die Fülle von Blumen und vor allen Dingen an das entzückende Gesichtchen seiner Frau denken, deren Lächeln ihn so bezauberte.

In seiner Verzweiflung setzte er den Hut auf und ging aus. Seinen Ueberrock hatte er in der Eile, mit der er von Hause abgereist war, vergessen und im Verlaufe von einer halben Stunde war er bis auf die Haut vom Regen durchnäßt.

Keine Seele war auf der Straße zu sehen, das Städtchen schien ausgestorben, auch kein Riß in den Wolken war zu erblicken, aus dem ein Stückchen blauer Himel durchscheinen konnte, nur der graue düstere Tag — Regen, nichts als Regen.

Seine Zähne begannen vor Kälte aufeinander zu schlagen. Er verwünschte seine Idee, hierher zu fahren, wo er doch so ein schönes Heim und ein so reizendes Weib sein eigen nannte.

Zu Hause angekommen wechselte er seine Kleider, und als er Stück für Stück zum Trocknen aufhing, hörte er auf dem Korridor einen fremden Schritt und das Aufschlagen von Gepäckstücken.

„Dank dem Himel! — Die Dame von der ersten Etage scheint angekommen zu sein!“ dachte er. „Ich hoffe, sie wird im Speisesaale zu sehen sein.“ Er begann, sich mit altgewohnter Sorgfalt anzukleiden.

* * *

Dannenberg's Hoffnung wurde enttäuscht; die mysteriöse Dame von der ersten Etage speiste auf ihrem Zimmer, und der Regen floß in Strömen weiter.

Es war nach 5 Uhr am Nachmittag. Dannenberg hatte sich eingeredet, daß alle Umstände, die ihm den Aufenthalt im Hotel verleideten, ein Fingerzeig es Schicksals wärell, nach seiner Pflicht zu sehen und nach Hause zu fahren.

Nach seiner Meinung hatte er vollkommen korrekt gehandelt. Wally würde ihn am Abend mit Freuden begrüßen und er — er würde mit gnädiger Miene ihr ihr unweibliches Betragen verzeihen. Er wollte ihr ein Bild entwerfen von dem traurigen und mühseligen Tag, den er verlebt hatte — dann würden sie einen reizenden Abend verleben, und er, nobel, wie immer, wolle alle Anspielungen auf den Ball von gestern vermeiden.

„Was für ein Dummkopf war ich!“ apostrophirte er sich selber, indem er seinem Spiegelbilde einen verächtlichen Blick zuwarf.

Er legte den Kamm, den er eben zur Vollendung seiner Frisur zur Hand genommen hatte, mit einem Seufzer nieder. Das Bild seiner Frau stand greifbar vor seinem geistigen Auge — seiner Frau! — seiner reizenden kleinen Frau, mit den großen dunklen Augen, der lieben Stimme und ihrer entzückenden Toilette.

„Nein kein Dummkopf, ein Tyrann war ich!“ — — Er überdachte, daß er kaum sechs Monate verheirathet war und ihr aus bloßem Egoismus ein Vergnügen, ein so harmloses Vergnügen verweigerte. — Und so hätte er das Vergnügen gehabt, mit ihr zu gehen, zu sehen, wie sie bewundert wurde.

„Nun aber schnell fertig!“ So kommandirte er sich selbst, mit einem strahlenden Gesicht, wie es eben seine impulsive Natur mit sich brachte.

Er lief an's Ende des Zimmers, öffnete mit einem Ruck seinen Koffer, um einzupacken und mit dem nächsten Zuge nach Hause zu fahren.

Als er in das Speisezimer kam, um ein Glas Sherry zu trinken, nahm er mechanisch eine Berliner Abendzeitung vom Tisch. Da blieb sein Auge auf einer Stelle des Blattes haften.

Im lokalen Theil der Zeitung las er, während ein jäher Schreck ihn durchfuhr, die Worte: Feuer auf einem Balle. Ein schreckliches Unglück hat ein Vergnügen in einer Familie des Westens zur Trauerstätte verwandelt. Auf einem Balle beim Kommerzienrath Bornhausen sind durch ein plötzlich ausgebrochenes Feuer zehn Personen verunglückt. Zwei Damen sind todt, acht Gäste schwer verletzt.

Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Er stöhnte laut auf. — Es war also richtig! — Das war das Unglückshaus, das er so gern vermieden hätte! — Seine Hand zitterte derart, daß er kaum lesen konnte.

Eine Thräne fiel auf das Zeitungsblatt nieder. Eine dumpfe Betäubung kam über ihn. Schaudernd stellte er sich vor, daß seine geliebte Wally unter den Verunglückten sein konnte.

Er sah nach der Uhr. „Mein Gott!“ sagte er entsetzt, als er bemerkte, daß der letzte Zug bereits abgegangen war. — Er mußte also bis zum komenden Morgen warten, denn der nächste Zug ing erst um 7 Uhr 15 Minuten früh.

Er eilte zur Post um ein Telegramm nach Hause aufzugeben, das ihn aus einer schrecklichen Ungewißheit reißen sollte. Dann ging er auf sein Zimmer, aber die Unruhe trieb ihn bald hinaus. Er rannte den Korridor auf und ab. —

Eine Thür am Ende des Korridors ward geöffnet, aus dem Zimmer drang ein silberhelles Lachen. Ewald Dannenberg durchschauerte es — es erinnerte ihn an Wally.

Warum war er nicht mit zum Balle gegangen? Er hätte sie vielleicht retten können. Er schauderte bei dem Gedanken an die Szenen des Brandes. Aber mußte denn gerade sie unter den Opfern sein? —

Aus der offenen Thüre kam ein weibliches Wesen, das er in Folge der Dunkelheit nicht erkennen konnte.

„Aber kommen Sie bald zurück. Albertine!“ rief eine Stimme der sich Entfernenden nach.

Er stand still, wie versteinert. Dann stürzte er ans Ende des Korridors. Ohne Klopfen trat er in das Zimmer, dessen Thür noch offen war.

Auf dem Sopha im Abenddämmerlichte lag eine Dame in einem Rosanegligé, den dunklen Lockenkopf im weichen Kissen vergraben.

„Wally, Wally!“ — Ein Schrei entrang sich seiner Brust, und im nächsten Augenblick kniete er an ihrer Seite, sie mit seinen Armen leidenschaftlich umschlingend.

„Du zerknitterst mir ja meinen neuen Rock!“ sagte sie mit einem Versuche, würdevoll zu bleiben. Dann lachte sie wieder so fröhlich und silberhell wie immer. „So, Du vermißt mich doch noch trotz alledem?“ fragte sie triumphirend. Dann aber faßte sie ihn, als sie seine Erregung sah, um den Nacken und flüsterte ihm in's Ohr: „Ich war nicht zum Ball gegangen, ich konnte nicht ohne Dich gehen; ich blieb zu Hause und langweilte mich. Und so kam ich hierher.“ Sie setzte sich auf, ihre Augen lachten ihn zärtlich an — sie dachte nicht mehr an die Gefahr, der sie entgangen war.

Ewald Dannenberg erwiderte nichts; aber er schloß den kleinen Mund seiner jungen Frau mit einem langen, langen Kusse.

Der Pächter.

Bob, mein alter Freund Bob hatte kein Glück gehabt. Nach einem vielversprechenden Anfang in der Konsular-Karriere hatte er das Unglück, einem Chef zugetheilt zu werden, der aus irgend einem Grunde, den wir nicht erörtern wollen, die Laufbahn seines wehrlosen Untergebenen ruinirte.

Mein armer Freund — erbittert und trotz seiner Fähigkeiten höchst naiv — versuchte auf alle mögliche Weise wegen des ihm angethanen Unrechts sich Genugthuung zu verschaffen. Alles vergebens; er war protektionslos, sein Chef hatte mächtige Gönner . . . Bobs Bitten um Gerechtigkeit — mehr verlangte er nicht — blieben ungehört!

Disgustirt, angeekelt, ein Unzufriedener geworden, nahm Bob seinen Abschied. Er kämpfte sich ehrlich, aber sehr schwach durch, da Freunde und Verwandte den „Gefallenen“, „Stellungslosen“ verlassen, verstoßen hatten.

Und doch gelang es ihm, mit seinem eisernen Willen sich durchzukämpfen, und nach vielen Jahren mühsamer, harter Arbeit ward aus Bob, dem Protektionslosen, dem Gefallenen, dem Verstoßenen, wieder „Jemand“ geworden!

Bob, der zivilisirten Welt und deren „geordneten Verhältnissen“ überdrüssig, verließ Europa und siedelte sich auf einer kleinen, zum Glück noch fast gänzlich unbesuchten Südsee-Insel an, die er von einem chokoladefarbigen Häuptling pachtete.

Statt, wie er es früher als Konsularbeamter gethan hatte, Menschen zu hüten, hütete er Schafe, später ließ er sie hüten und befand sich viel besser dabei; er hatte weniger Mühe und besonders ..... weniger Undank! Später ließ er Kaffee- und Cacao-Pflanzungen anlegen, und es ging ihm so ziemlich gut.

Nach vielen Jahren wurde es mir nach langen Fahrten und vielen Umschiffungen möglich meinen alten Freund und ehemaligen Kollegen zu besuchen, ihn wieder zu sehen. Nach vielen Jahren! Beide waren wir nicht grau, sonder weiß geworden, schneeweiß.

Groß war Beider Freude!

Bobs Heim war reizend gelegen; es erhob sich auf einer kleinen Anhöhe, nicht unweit des Meeresstrandes, inmitten schlanker Palmen und breitblätteriger Bananen, weiter ins Land hinein sah man neu angelegte Kaffee- und Cacao-Pflanzungen, und weiter noch, auf einer kleinen, gegen Norden ziehenden Hügelkette mit Schafen besetzte Weidegründe.

Seine „Unterthanen“ und „Schutzbefohlenen“ waren durch Sonnenstrahlen und salzige Seeluft goldig braun gefärbt und — glücklicherweise — noch unzivilisirt.

Diese sogenannten Heiden, Söhne und Töchter des Unglaubens, erfreuten sich ungestört ihrer Religion, Freiheit und Unzivilisation; Körper und Geist entwickelten sich frei, frisch, fromm, wenigstens in ihrer eigenen Art, und die Körper waren schlank und kräftig, und der Geist blies unverdorben, gesund!

Die kleine Insel war, wie schon früher erwähnt, beinahe unbekannt; zwei mächtige Korallenriffe umgürteten sie und erschwerten das Landen, ja, machten es für andere Fahrzeuge als die eigenartigen der Eingeborenen ganz und gar unmöglich. Jedes Jahr kam zweimal ein kleiner, von Bob gecharterter Dampfer an, brachte die nothwendigen Zivilationserzeugnisse mit und nahm die — wenn auch langsam und piroguenmäßig — vom Lande gebrachten, zum Verkaufe bestimmten Produkte der Insel mit: Kaffee, Cacao, Kopra, Wolle, Schafe. . . . .

Von weiterer Kultur verschont, erfreuten sich Land und Leute der goldenen Freiheit in freier, gottgesegneter Natur.

Wochen hindurch verweilte ich in diesem kleinen Eden und lebte das idyllische Leben meines Freundes mit; treuherzig, den Anderen gegenüber mild und sanft, wirkte er praktisch segensreich auf die Mitbewohner der kleinen Insel ein — theoretisch dagegen — das heißt, sofern er über die Menschen, die Welt im Allgemeinen „sprach“ — nicht handelte, war er ein ganz anderer Mensch.

In seinem Herzen verbittert, im Innern tief verletzt, gedachte er noch immer des ihm angethanen Unrechts, und beging dann den großen Fehler, die „Zivilisation im Allgemeinen“ für „einzelne Fälle“ verantwortlich zu machen!

Welch ein Unterschied gegenüber meinem früheren jungen Amtskollegen, der — damals — mit offener Hand, mit warmem Herzen für seine Mitmenschen sich so gerne opferte! Tiefe Wunden hatten die harten Schicksalsschläge in das vielleicht für unsere jetzige Zeit des „struggle of life“, des Kampfes ums Leben, zu weich gewordene Gemüth des damaligen Konsularbeamten geschlagen und selbst nach so langer Zeit war die Wunde noch nicht vernarbt.

Religiös in seiner tiefempfundenen, ernsten Art, schätzte er, besser verurtheilte er die „äußerliche“ Religion, Familienbande, Freundschaft, Zivilisation — nach ihren Früchten, nach ihren Thaten . . . . und die Früchte, die er gepflückt, die er gekostet, waren bitter und wurmig faul gewesen . . . . und für ihn, den Enttäuschten, waren Freundschafts- und Familienbande, Religion, Zivilisation und irdische Gerechtigkeit, nur mehr . . . prahlerische Ausdrücke, Humbug!

Deswegen hatte er Europa verlassen. Er fürchttete sich vor sich selber.

Zum Unzufriedenen gemacht, wollte er sich der immer größer und gefährlicher werdenden Legion der Grollenden nicht anschließen, dieselbe nicht vergrößern . . . befürchtend, sich nicht beherrschen zu können, war er von dannen gezogen. . . .

War mein armer Freund, der wahrlich ein besseres Loos verdient hatt, in seinem Dorado, im Grunde des Herzens zufrieden, glücklich?

Nein, leider nein!

Er handelte seinen neuen Landsleuten gegenüber herzlich und gut, er „dachte“ aber über die Menschen und Welt schlecht.

Er war ein Philanthrop der That, ein Misanthrop des Denkens geworden. An ihm hat die Welt . . . Manches verloren, und zwar durch die Ungerechtigkeit Einzelner. Fritz Robert.

Zukunft und Vergangenheit des Schleiers.

Der Schleier ist neuerdings in seiner Bedeutung, als unentbehrliche Toilettenzuthat bedroht! Man spricht davon, daß er aus der Mode kommen werde, und es heißt, daß die Frauen von nun an mit ihren „wirklichen“ Gesichtern herumgehen wollen. Bei dieser Lage der Sache versucht nun ein englisches Blatt eine Ehrenrettung des Schleiers. Das kleine Gewebe von Tüll oder Gaze bildet ein mächtiges Wappen in der Ausrüstung der Frauen und verfehlt nicht, den erwünschten Eindruck hervorzurufen, wenn seine Farbe und Mode der Gelegenheit entsprechend gewählt werden. Mit Grazie getragen, erhöht er die Reize eines hübschen Gesichtes und mildert die Mängel eines Antlitzes, das weniger vollkommen oder angenehm erscheint. Im Dunkeln sind ja bekanntlich alle Katzen grau, und warum sollte schließlich nicht auch ein anmuthig und diskret verschleiertes Gesicht Erfolg haben? Dieser Thatsache vielleicht, daß der Schleier fast alle Frauen gleich gut kleidet, verdankt er einen großen Theil seiner Popularität. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat er mannigfache Wandlungen der Mode durchgemacht. Er hat die Farbe, das Gewebe und Material fast ebenso häufig geändert, wie andere wesentlichere Theile der Kleidung. Die Zahl, die Größe und die Vertheilung der Punkte im Schleier hat fortwährend gewechselt. Erst in jüngster Zeit wieder wurde der Versuch gemacht, eine absurde, aber unleugbar pikante Mode wieder aufzunehmen, indem man die Punkte des Schleiers von derselben Gestalt, Größe und Farbe machen ließ, wie die Schönheitspflästerchen, die unsere Urgroßmütter mit so viel Anmuth trugen . . . Unzweifelhaft sind die Schleier ein so unentbehrlicher Bestandtheil der modernen weiblichen Toilette geworden, daß man es sich kaum denken kann, daß sie in Ungnade fallen sollten. Wann die Schleier zuerst als dekoratives Toilettenstück aufzukommen begannen, ist schwer zu bestimmen. Wir finden sie in der Kopfbekleidung des Jahrhunderts und in dem extravaganten „Kirchthurm“, bei dem der Schleier hinten, ausgehend von der Höhe des Tempels, fast bis zum Knie herunterwallt, dann aufgerafft und am Ende des monströsen Thurmbaues befestigt wird. Im Mittelalter wurde der Schleier fast unverändert im Rücken getragen. Von diesen primitiven Anfängen der Schleiermoden bis zum Anfang unseres Jahrhunderts ist ein weiter Schritt. In den früheren Tagen unseres Jahrhunderts waren die Schleier fast ebenso beliebt wie bei der letzten Generation. Man hört hier auch von Brautschleiern aus weißen Spitzen. Sie hingen lose vom Rande des Huts herab, gleichsam wie ein Vorhang. Die jetzige Methode Schleier zu tragen ist sicher praktischer und gewährt größeren Schutz gegen Sonne und Wind. Aber nicht so niedrigen, praktischen Motiven verdankt der Schleier seinen Ursprung. Er ist verführerisch — und das genügt!

— Besserungsunfähig ist nur der, der seine Schuld bereut; die meisten aber bereuen nur deren Folgen.

Der Prokurist.

Roman von **K. Orth.**

(2. Fortsetzung.)

„Täglich?" lächelte Rodewaldt. „Dürfte das Ihrem Herrn Vater nicht bei all' seiner Liebenswürdigkeit doch als etwas zu viel erscheinen?"

Mit großer Bestimmtheit schüttelte Isabella das Köpfchen. „Sie kennen unsere Landessitte noch nicht, wenn Sie das für möglich halten. Man nimmt es bei uns vielmehr als eine kränkende Zurücksetzung auf, wenn einer unserer Freunde ohne zwingendsten Grund von der Tertulia fortbleibt."

„Aber Sie müssen bereits bemerkt haben, Sennorita, daß ich für diese glänzenden Gesellschaften nur wenig geeignet bin."

„O, wenn nur das Ihre Sorge ist, dürfen Sie ganz beruhigt sein. So glänzend wie heute geht es auf unserer Tertulia nicht immer zu. Dies ist eine Ausnahme zu Ehren des Präsidenten, und vielleicht auch ein wenig Ihnen zu Ehren. Sonst sitzen wir in der Dämmerung draußen im Garten oder auf dem Patio, wo es so wundervoll luftig ist, und wo es sich so traulich plaudert beim Rauschen des Springbrunnens. Da haben wir keine anderen Lichter als die funkelnden Sterne über uns, da giebt es keine großen Toiletten und keine steifen Förmlichkeiten. Jeder thut, was ihm beliebt. Man sitzt zu vieren, zu dreien oder auch zu zweien bei einander und plaudert oder schweigt, wie es einem eben um's Herz ist. Sie dürfen die Art unserer Geselligkeit wahrlich nicht nach dem beurtheilen, was Sie heute sehen. Erst wenn Sie einmal an einem unserer gewöhnlichen Abende bei uns gewesen sind, werden Sie sie wirklich kennen gelernt haben, und dann" — wieder umspielte das Nixenlächeln ihre Lippen — „ich bin dessen ganz sicher, dann werden Sie gewiß gern wiederkommen."

Rodewaldt wollte antworten, aber da wurden die Portieren zurückgeschlagen, und Donna Marias königliche Gestalt wurde am Arm des Präsidenten sichtbar.

Sie schien nicht im mindesten überrascht, ihr Töchterchen mit dem jungen Deutschen allein zu finden; sie nickte ihm vielmehr freundlich herablassend zu, wie wenn sie ihn durch dies Zeichen ihrer Huld für die unwillkommene Störung schadlos halten wollte und sagte: „Seine Excellenz möchte etwas von deinen Zeichnungen sehen, liebste Isa! Ich denke, es wird dir Vergnügen machen, seinen Wunsch zu erfüllen."

Die Sennorita schürzte ein wenig die Oberlippe, wie um anzudeuten, daß dies Vergnügen keineswegs ein sehr lebhaftes sei; aber sie erhob keinen Widerspruch und legte dem Präsidenten einige von den Blättern vor, die Rodewaldt vorhin als die bestgelungenen bezeichnet hatte. Den jungen Deutschen aber litt es jetzt nicht länger in dem kleinen, von einem feinen Veilchengeruch erfüllten Raume, in dem er soeben die glücklichste halbe Stunde seines Lebens zugebracht hatte. Als Seine Excellenz sich in wortreichen Aeußerungen der Bewunderung erging, nahm er eine günstige Gelegenheit wahr, sich hinaus zu stehlen, und da er gewahrte, daß die beiden an der Längsseite des Musiksaales befindlichen großen Flügelthüren geöffnet waren, trat er durch eine von ihnen hinaus in's Freie.

5. Capitel.

Die dämmerige Helligkeit der lauen südlichen Nacht ließ ihn erkennen, daß er sich in einem Hofraum befand, der vielleicht auch gegründeten Anspruch darauf gehabt hätte, ein Garten genannt zu werden. Rings von einem offenen Säulengang umschlossen, zeigte er in seinem mittleren Theile prächtige Gruppen von Palmen-, Orangen- und Pfirsichbäumen, die in üppigster Lebensfülle zu gedeihen scheinen. Einzig das leise, eintönige Plätschern eines Springbrunnens unterbrach die hier herrschende friedvolle Stille, und Rodewaldt begriff, wie lieb und heimlich es sich da zwischen dem schirmenden, verschwiegenen Laubwerk mit einem theuren Wesen plaudern lassen müsse. Langsam und noch ganz in dem Bann seiner Märchenstimmung befangen, durchschritt er den Garten, um sich neben einer laubenartig angeordneten Pflanzengruppe auf einem Ruhesitz niederzulassen. Er hatte von hier aus durch die offenen Flügelthüren ungehinderten Einblick in den hell erleuchteten Saal mit seiner Fülle froh bewegter und festlich gekleideter Menschengestalten. Und es schien ihm um vieles unterhaltender, das Treiben da drinnen unbemerkt aus der Ferne zu beobachten, als daran theilzunehmen.

Auf's höchste überrascht, vielleicht sogar ein wenig erschreckt, wandte er den Kopf, als er plötzlich eine Stimme in seiner unmittelbaren Nähe sagen hörte: „Ein schöner Abend, Sennor, und ein schönes Land, nicht wahr?"

Von dem Hintergrunde der Pflanzengruppe an seiner Seite hoben sich ihm jetzt, da er schärfer hinsah, deutlich die Umrisse einer dunklen Frauengestalt ab, deren Gesichtszüge er indessen ebensowenig erkennen konnte, als die Einzelheiten ihrer Kleidung. Er zweifelte nicht, daß es eine Dame aus der Gesellschaft sei, die gleich ihm die Einsamkeit gesucht hatte und ihm jetzt ihre Anwesenheit wohl nur verrieth, um ihn zu verscheuchen.

„Ich bitte um Verzeihung, Sennora, wenn ich Sie gestört habe," wollte er eine Entschuldigung beginnen, aber sie fiel ihm abwehrend in die Rede.

„Sie störten mich nicht, und am wenigsten haben Sie einen Anlaß, mich deshalb um Verzeihung zu bitten. Dieser Patio steht allen Gästen des Hauses offen, und ich habe es lediglich als einen günstigen Zufall zu betrachten, wenn sie ihn heute nicht aufsuchen."

„Also doch für einen günstigen Zufall," sagte Rodewaldt lächelnd. „Ich irrte mich danach nicht, wenn ich annahm, daß Sie, Sennora, sich aus dem lauten Treiben da drinnen geflüchtet hätten, um hier allein zu sein."

„Das Treiben da drinnen kümmert mich nicht, denn ich gehöre nicht zu jener Gesellschaft. Aber Sie sind mir noch immer die Antwort schuldig geblieben auf meine erste Frage. Finden Sie nicht, Senor, daß es ein schönes Land ist, unser Argentinien?"

Auch sie wußte also offenbar nicht nur, daß er ein Fremder war, sondern auch, daß er erst seit sehr kurzer Zeit hier verweilte. Aber das war am Ende nicht sehr verwunderlich, da ja in diesem Hause ohne Zweifel bereits von ihm gesprochen worden war, und da sie, wie er nach ihrer letzten Aeußerung vermuthete, wohl eine Gesellschafterin oder dergleichen in der Familie del Vasco war. Und es machte ihm Freude, dem Entzücken seines Herzens gegen einen Menschen Ausdruck geben zu dürfen.

„Wenn ich nach den Eindrücken urtheilen darf, die ich in diesem Hause empfangen, so ist es ohne allen Zweifel das herrlichste Land der Welt," rief er mit Wärme. „Aber ich fürchte freilich, daß ich das Schönste zuerst kennen gelernt habe, und daß es von nun an nur noch Enttäuschungen geben wird."

„Wenn Sie dieses Haus erst wirklich kennen," tönte es merkwürdig ernst aus dem dunklen Blattwerk zurück, „so kennen Sie auch das ganze Land. Und ich vermuthe, daß Sie alsdann aufgehört haben, es für das herrlichste der Welt zu halten."

Klang das nicht wieder wie ein warnender Zuruf — wie eine Mahnung zu Mißtrauen und Vorsicht? Rodewaldt dachte an die Worte Don Josés und an das geheimnißvolle Briefchen vom gestrigen Abend. Die Häufigkeit dieser Warnungen aber, mit denen man ihn, den Fremden, so freigebig bedachte, fing nachgerade an, ihn zu belustigen.

„Und weshalb sollte es mir dann anders erscheinen, Sennora?" fragte er. „Kann eine Nation liebenswürdigere Eigenschaften und bestechendere Vorzüge haben, als sie sich hier so herzerfreuend offenbaren?"

„Es ist nicht meine Sache, Ihnen darauf zu antworten, Sennor! Soviel nur lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Argentinien ein gefährliches Land ist für Träumer und Idealisten. Aber," fuhr sie, noch ehe er antworten konnte, in einem ganz veränderten Tone fort, „entschuldigen Sie meine Unwissenheit — ist das nicht Chopin, was man da drinnen spielt?"

Seit einer Minute drangen durch die offenen Flügelthüren die vollen weichen Klänge des Flügels zu ihnen heraus, und Rodewaldt sah mit einigem Erstaunen, daß der musicirende Künstler ein allerdings wie die anderen Gäste tadellos elegant gekleideter wollköpfiger Neger war.

Er lauschte eine kleine Weile, um dann zu antworten: „Allerdings, Sennora, es ist ein Nocturno von Chopin. Und dieser dunkelfarbige Herr da drinnen ist allem Anschein nach ein Virtuose von nicht geringer Begabung — wahrscheinlich ein bekannter und geschätzter Künstler?"

Statt der Erwiderung vernahm er nur ein halblautes, spöttisch klingendes Lachen.

„Habe ich da etwas Thörichtes geäußert?" fragte er. Ich glaubte annehmen zu dürfen, daß ein Sennor von der Hautfarbe dieses Musikers immerhin schon eine hervorragende Persönlichkeit sein müsse, wenn man ihm Zutritt in eine so vornehme Gesellschaft gewährt."

In der dunklen Pflanzengruppe knisterte und raschelte es wie von seidenen Gewändern, und eine Sekunde später stand die Unbekannte, von der Rodewaldt bis dahin nicht mehr als die unbestimmten Umrißlinien ihrer Figur gesehen hatte, dicht an seiner Seite. Er erkannte jetzt, daß sie nicht, wie er vermuthet hatte, eine Frau, sondern ein junges Mädchen von höchstens siebzehn Jahren war. Ihre zierliche, in ein Kleid von schimmerndem schwarzem Atlas gehüllte Gestalt war beinahe noch kinderhaft zart und zierlich. Sie hatte die Mantilla, die ihren Kopf verhüllte, weit über das Gesicht herabgezogen, und eine schmale, wunderfein geformte bräunliche Hand, an deren Ringfinger ein Brillant funkelte, hielt das duftige Spitzengewebe unter dem Kinn zusammen, wie wenn sie dem jungen Manne den Anblick ihres Gesichts nicht ängstlich genug entziehen könnte.

„Um des Himmels willen, mein Herr, lassen Sie sich's nicht beifallen, eine derartige Aeußerung vor irgend einem Caballero aus unvermischtem spanischem Blute zu wiederholen! Sie würden ihm damit die schwerste Beleidigung zufügen, und alles andere könnte er Ihnen leichter verzeihen als die Vermuthung, daß er mit einem Farbigen auf dem Fuße gesellschaftlicher Gleichberechtigung verkehrt habe. Dieser Neger ist nichts als ein bezahlter Clavierspieler, ein verachteter Paria, dessen Talent man sich zu Nutzen macht, wie etwa die körperlichen Kräfte eines indianischen Tagelöhners, und den man dabei noch tiefer verachtet als jenen. Wenn Sie es nicht ein für allemal mit Ihren Freunden verderben wollen, Sennor, so nehmen Sie vor allem Rücksicht auf ihren Rassenstolz! Ein menschliches Wesen, das ihrer Meinung nach nicht völlig zweifelloser Abstammung ist, sei es Mann oder Weib, schön oder häßlich, arm oder reich, und wäre auch nur von irgend einem fernen Vorfahren her ein Tropfen von Neger- oder Indianerblut in seinen Adern, ist für jeden Nachkömmling der tapferen spanischen Eroberer nur mulatto y canalla (Mulatte und Gesindel). Man mag sich seiner bedienen, wenn die Umstände es so mit sich bringen, man mag es mißbrauchen oder bestehlen, aber man wird doch niemals aufhören, es als ein Geschöpf niederer Gattung anzusehen und es gleich etwas Unreinem mit dem Fuße beiseite zu stoßen, wenn man seiner nicht mehr bedarf."

Wenn sie anfangs in gleichmüthigem Tone, mit einem kleinen sarkastischen Anfluge gesprochen hatte, so hatte sich der Ausdruck ihrer Worte zuletzt bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigert; etwas wie glühender Zorn, wie wilder, unversöhnlicher Haß schien sich darin zu offenbaren, und als Rodewaldt erstaunt auf die zierliche Gestalt hinabsah, die er fast um Hauptеslänge überragte, glaubte er deutlich wahrzunehmen, wie die kleine bronzefarbige Hand, die den Spitzenschleier zusammenhielt, in nervöser Erregung zitterte.

Die temperamentvolle Unbekannte fing jetzt an, ihn lebhafter zu interessiren. Eine Dienerin niederen Ranges war sie jedenfalls nicht. Dagegen sprach ihre Ausdrucksweise noch mehr als der kostbare Edelstein an ihrem Finger. Wenn sie trotzdem ihrer eigenen Erklärung nach nicht zu der vornehmen Gesellschaft da drinnen gehörte, so mußte es eine ganz eigene Bewandtniß mit ihrer Person haben.

Er war eben im Begriff, eine Frage an sie zu richten, die ihm Aufklärung darüber verschaffen sollte, als sie in ganz verändertem, spöttisch-kühlen Tone fortfuhr: „Uebrigens empfehle ich Ihnen dringend, Sennor, sich zu der Gesellschaft da drinnen zurückzubegeben, wenn Sie nicht um den köstlichsten Genuß des Abends kommen wollen."

„Sie schicken mich fort, und ich werde natürlich gehen. Aber darf ich vielleicht zuvor fragen, worin dieser köstlichste Genuß bestehen wird?"

„In dem Glück, Isabella del Vasco die Habanera tanzen zu sehen. Das ist eine Auszeichnung, die den Gästen dieses Hauses nur in besonderen Fällen zu theil wird, und Ihnen am wenigsten würde man es vergeben, wenn Sie sie nicht ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen wüßten."

„Weshalb mir am wenigsten? Mir scheint doch, daß ich eine sehr unbedeutende Persönlichkeit bin neben all' diesen hochgestellten Herren und politischen Größen."

„Man bemißt die Bedeutung Jemandes hier in der Regel nach der Größe des Nutzens, den man von ihm erwartet. Und es könnte darum recht wohl sein, daß Sie für den Augenblick gewissen Personen wichtiger erscheinen als selbst Seine Excellenz der Herr Präsident. Aber nun ist es wirklich Zeit, daß Sie gehen. Das Vorspiel zur Habanera hat bereits begonnen."

„Und ich darf Sie nicht bitten, Sennorita, mich zu dem, wie Sie sagen, so interessanten Schauspiel zu begleiten?"

Mit einer ungestüm verneinenden Gebärde fiel sie ihm in die Rede, noch ehe er das letzte Wort gesprochen. „Sagte ich Ihnen nicht bereits, daß ich nicht zu jener Gesellschaft gehöre, daß ich nichts mit ihr zu schaffen hab. und nichts mit ihr zu schaffen haben will? Gehen Sie, Sennor, und vergessen Sie all' die thörichten Dinge, die Sie von mir gehört haben."

„Ich habe nichts Thörichtes darin finden können, Sennorita, wenn ich auch gestehen muß, daß mir noch nicht alles ganz verständlich geworden ist. Vielleicht aber darf ich hoffen, daß diese unsere erste Unterhaltung nicht auch zugleich die letzte gewesen sei."

Sie ließ ein paar Sekunden verstreichen, ehe sie antwortete, und auch dann klang es zögernd und unentschlossen, da sie sagte: „Ich weiß nicht, ob wir uns noch einmal begegnen werden. Es wird von mancherlei Umständen abhängen, zumeist aber davon, ob ich Ihrer Ehrenhaftigkeit und Verschwiegenheit gewiß sein darf."

Das war eine Wendung, wie sie Rodewaldt gewiß am wenigsten erwartet hatte. „Es kann wohl nicht meine Sache sein, Sennorita, Ihnen von meiner Ehrenhaftigkeit zu sprechen," erwiderte er. „Was aber meine Verschwiegenheit betrifft, so mögen Sie sich derselben unter allen Umständen versichert halten."

„Gut, lassen Sie mich eine Probe darauf machen, indem Sie mir versprechen, keinem Menschen von unserem Zusammentreffen und von unserem Gespräch zu erzählen, Niemanden nach mir zu fragen und auch sonst keinen Versuch zu machen, der Ihnen Aufklärung über meine Person und meinen Namen verschaffen soll. Geben Sie mir Ihr Wort darauf, Sennor Rodewaldt?"

Es überraschte ihn jetzt nicht mehr zu hören, daß sie wußte, wer er sei. Und auch ihre sonderbare Zumuthung hatte nach allem Vorhergegangenen eigentlich nichts mehr, das ihn in Erstaunen setzte.

„Mein Wort darauf, Sennorita!" erklärte er ohne Besinnen, „ich werde geduldig warten, bis Sie selbst den rechten Augenblick für meine Aufklärung gekommen glauben."

„Wohl — wir werden sehen!" entgegnete sie kurz, um dann beinahe ungeduldig drängend hinzuzufügen: „Und nun gehen Sie endlich. Ich will nicht, daß Sie das göttliche Schauspiel versäumen."

Sie hatte sich abgewendet und war rasch in das schützende Dunkel der Pflanzengruppe zurückgetreten. Rodewaldt fühlte, daß es eine Aufdringlichkeit gewesen wäre, länger zu bleiben, und schritt deshalb nach einem höflichen Abschiedsgruße, auf den die Unbekannte indessen keine Erwiderung hatte, der Thür des Musiksaales zu.

Auf der Schwelle der offenen Flügelthür kam ihm Manuel del Vasco entgegen. „Ah, finde ich Sie endlich, mein theurer junger Freund? In allen Winkeln des Hauses habe ich bereits vergeblich nach Ihnen gesucht. Isabella wird auf die dringende Bitte des Präsidenten die Habanera tanzen, und ich glaubte, daß es Sie interessiren würde, zuzusehen."

Werner gab natürlich eine artige Antwort, aber es setzte ihn in Erstaunen, so schnell eine Bestätigung für die Richtigkeit dessen zu erhalten, was die seltsame Unbekannte ihm prophezeit hatte.

6. Capitel.

Der Tanz hatte bereits begonnen, als Don Manuels liebenswürdige Bemühungen dem jungen Deutschen endlich einen bevorzugten Platz in der Nähe des Flügels zu verschaffen vermochten. Eine seltsame, unbehagliche Empfindung regte sich in Werner Rodewaldts Brust, als er wahrnahm, daß Isabellas Partner der hübscheste und eleganteste von jenen jungen Herren war, die er ihr vorhin so eifrig hatte den Hof machen sehen. Nun aber hatte auch sie ihn gewahrt und ihre schönen Augen richteten sich auf ihn mit einem langen Blicke, dessen Sprache er sehr wohl zu verstehen glaubte. Es war, als hätte sie auf seinem Antlitz lesen können, was in seinem Innern vorging, und als wäre es ihr darum zu thun gewesen, ihn von seinen peinigenden Zweifeln zu befreien. Und diese wundersamen Augen, die ihm noch deutlicher zulächelten als die rothen, schwellenden Lippen, hatten ihn in der That ganz beruhigt. Die eifersüchtige Aufwallung war gleichsam im ersten Keime erstickt, und er durfte sich ohne jede fatale Nebenempfindung dem Genusse des Schauspiels hingeben, das ihm die Tanzenden boten.

Und ein Genuß war es in der That. Er hatte bisher die Worte der leidenschaftlichen Unbekannten, die ihn so ungestüm gedrängt hatte, Isabellas Tanz nicht zu versäumen, nur für Spott genommen, jetzt aber war er sehr geneigt zu glauben, daß sie aufrichtig gemeint gewesen seien, denn er fühlte sich überzeugt, nie etwas Schöneres und Gefälligeres gesehen zu haben. Die begleitende Musik mit ihren schwermüthigen Mollakkorden und ihrem melancholischen Rhythmus glich freilich eher einem Trauermarsch als einer Tanzweise; aber keiner von den mehr oder minder feurigen Nationaltänzen, die er bisher kennen gelernt, hätte die Anmuth und den Liebreiz schöner menschlicher Gestalten selbst bei der vollendetsten Ausführung so augenfällig zur Geltung bringen können, als diese durch den eigenartigen Rhythmus der Habanera gebotenen, langsamen und fast feierlich abgemessenen Bewegungen. Wie bewunderungswürdig ihm auch Isabella in dem tadellosen Ebenmaß der Formen und der weichen Grazie der Linien schon vorhin erschienen war, erst jetzt offenbarte sich ihm doch ihre ganze Holdseligkeit.

Jetzt verstand er, daß diese Habanera nur der Nationaltanz einer Rasse sein konnte, deren Frauen die südliche Schönheit der Creolinnen haben, und jetzt lernte er auch begreifen, daß Isabella del Vasco ihn vollkommener als irgend eine ihrer Landsmänninnen tanzen mußte. Unverwandt hing sein Blick an ihr. Er achtete seiner übrigen Umgebung nicht und würde sie ohne Zweifel völlig vergessen haben, wenn ihn nicht die bewundernden Zurufe, die fortwährend in dem dicht geschlossenen Zuschauerkreise laut wurden, zu seinem Unbehagen immer wieder an die Gegenwart dieser Menschen erinnert hatten. Er hätte ihnen zurufen mögen zu schweigen; denn die banalen Alltagsphrasen, die er da vernahm, dünkten ihn fast eine Entweihung. Er selbst wäre gewiß außer Stande gewesen, auch nur ein einziges lautes Wort des Entzückens über die Lippen zu bringen. Und er dachte nicht entfernt daran, daß man etwas derartiges gar von ihm erwarten könne. Er fühlte nichts, als daß er dem Zauberbanne von Isabellas Schönheit mit Leib und Seele verfallen sei — nicht nur für die Dauer dieses Schauspiels, sondern für alle Zukunft. Und so glücklich machte ihn dies Bewußtsein, daß ihm nicht für einen Moment der Wunsch kam, sich aus der holden Gefangenschaft zu befreien.

Ob es Minuten oder Viertelstunden gewesen waren, die er in seinem wonnigen Rausch verbracht, er hätte es nimmermehr zu sagen vermocht. Aber als sich Isabella nun mit einer reizenden Gebärde der Erschöpfung in einen Sessel sinken ließ, als alles sie applaudirend und huldigend umdrängte, stand er allein noch immer wie festgewurzelt auf seinem Platze.

Gleich einem unsanft aus seligem Traume Erweckten fuhr er empor, da er eine Stimme neben sich sagen hörte: „Nun, Herr Director, habe ich Ihnen zu viel verheißen, als ich Ihnen sagte, daß Sie das angenehmste Haus von Buenos Aires kennen lernen würden?"

Es war Henninger, der an seiner Seite stand, den leisen Anflug eines Lächelns auf dem wächsernen Gesicht. Der Prokurist war ihm nicht sehr sympathisch, in diesem Augenblick aber sah Werner in ihm doch nur den Landsmann, dem er in der geliebten Muttersprache rückhaltloser die Begeisterung seines Herzens kundgeben konnte, als irgend einem anderen in den Lauten des fremden Idioms. Seine gehobene Stimmung verlieh ihm eine fast poetische Beredtsamkeit und Henninger brauchte kein tiefer Menschenkenner zu sein, um dem Entzücken, mit dem sein Vorgesetzter von der vornehmen Gastlichkeit dieses Hauses und von dem Tanze Isabellas sprach, die rechte Deutung zu geben. Sein Mienenspiel und seine hie und da eingeworfenen nichtssagenden Aeußerungen bekundeten freilich nicht, ob er sie errieth. Rodewaldt dachte kaum noch daran, zu wem er sprach. Es war lediglich ein Bedürfniß nach Mittheilung, dem er folgte, und der andere war der geduldigste Zuhörer, den er sich nur wünschen konnte.

Isabella del Vasco ruhte noch immer anmuthig hingegossen in ihrem Sessel, umgeben von jungen und alten Cavalieren, die anscheinend unerschöpflich waren in den Kundgebungen ihres Enthusiasmus. Rodewaldt sah, daß der eifrigste von allen wieder jener hübsche junge Mann war, der ihren Partner beim Tanze gemacht hatte. Und er unterbrach sich selbst mit der an Henninger gerichteten hastigen Frage, ob dieser elegante Portenno vielleicht ein bevorzugter Bewerber um die Gunst der Sennorita sei.

„Er so wenig als irgend einer dieser einheimischen Caballeros," lautete die Auskunft des Prokuristen. „Die junge Dame hat einen so scharfen Blick für die Schwächen ihrer Landsleute, und sie ist den meisten von ihnen an Geist so weit überlegen, daß sie sich schwerlich jemals entschließen wird, einem Portenno ihre Hand zu reichen."

Eine Welt beglückender Hoffnungen war es, welche diese mit vollkommenster Gleichgültigkeit gesprochenen Worte in Rodewaldts Herzen wachriefen. „Und Sie halten es für möglich," fragte er nach einigem Zaudern unsicher und zaghaft, „daß Sennor del Vasco sein einziges Kind einem Fremden zur Gattin geben könne?"

„Wenn dieser Fremde sich seine Freundschaft zu gewinnen weiß — warum nicht? Man hegt hier nach dieser Richtung hin keine besonderen Vorurtheile und huldigt auch darin dem Grundsatz, daß Leistung und Gegenleistung einander an Werth gleich sein müssen. Don Manuel wird sicherlich nur den als Schwiegersohn willkommen heißen, der es verstanden hat, sich ihm zu verpflichten. Ein solcher Bewerber aber wird dann auch um so gewisser auf seine väterliche Fürsprache bei der Sennorita Isabella rechnen dürfen."

Eine Bewegung in der Gesellschaft unterbrach das Gespräch. Der Präsident hatte sich empfohlen, und der Aufbruch des vornehmsten Gastes war auch für die anderen das Zeichen, sich von ihren liebenswürdigen Wirthen zu verabschieden. Henninger schickte sich sogleich an, dem allgemeinen Beispiel zu folgen; Rodewaldt aber näherte sich Isabella erst, als die meisten anderen Cavaliere nach gnädig gestattetem Handkuß von ihr entlassen worden waren.

Sie empfing ihn lächelnd, und freundlich kam sie seiner Anrede zuvor: „Wissen Sie auch, daß ich eigentlich sehr böse auf Sie bin? Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie sich so lange fern hielten? Wenn Ihnen daran gelegen ist, mich zu versöhnen, müssen Sie mir wenigstens jetzt ganz aufrichtig sagen, wo Sie inzwischen gesteckt haben."

„Ich war draußen im Patio, dessen Reize Sie mir vorhin so beredt und verlockend geschildert hatten."

„Und Sie haben dort eine interessante Bekanntschaft gemacht, die Ihnen das Fortgehen erschwerte, nicht wahr?"

Rodewaldt fühlte sich ein wenig betroffen und zögerte mit der Antwort. Gewiß würde er unter anderen Umständen nicht das mindeste Bedürfniß gefühlt haben, aus seiner Begegnung mit der Unbekannten ein Geheimniß zu machen. Aber sie hatte es als einen Beweis seiner Verschwiegenheit von ihm gefordert, und sie besaß sein Versprechen. Es half ihm nichts, daß er sich sagte, er würde es ihr wahrscheinlich niemals gegeben haben, wenn er hätte voraussehen können, daß es ihn zu einer Unwahrheit gegen Isabella del Vasco zwingen würde. Durch sein einmal verpfändetes Wort war er jetzt unter allen Umständen gebunden.

„Nein, Sennorita," sagte er, „es war allein der poetische Zauber dieses reizenden Winkels, der mich fesselte. Und wie hätte ich auch verwegen genug sein können, zu hoffen, daß Sie meine Abwesenheit überhaupt bemerken würden?"

„Nun, Sie haben also jetzt den Beweis, daß gar nichts besonders Verwegenes in solcher Annahme gewesen wäre," lachte sie, „und ich hoffe, Sie werden sich künftig danach richten."

Der Klang ihrer Stimme und das süße Locken ihrer Augen berauschten ihn auf's neue. Er zog ihre Hand an seine Lippen und hielt sie lange dort fest, überglücklich, daß sie sie ihm nicht entzog. Erst als andere herzutraten, gab er sie frei.

„Auf morgen also, Don Werner!" sagte sie mit einer allerliebsten Aussprache des für sie so widerspenstig harten, deutschen Namens, und mit einem letzten lächelnden Neigen des schönen Kopfes, ehe sie sich wieder den anderen zuwandte.

Mit halbem Ohr nur vernahm Rodewaldt, was jetzt noch weiter zu ihm gesprochen wurde — die südlichen lebhaften, fast überschwänglichen Freundschaftsversicherungen Don Manuels und die gütige Aufforderung seiner stolzen Gemahlin, sich fortan als ein stets willkommenes Mitglied der Familie zu betrachten.

Es war ihm lieb, daß er den Weg nach seinem Hotel allein zurücklegen konnte, denn die Eindrücke der letzten Stunde hatten sein Blut in so ungestüme Wallung versetzt, daß er der Einsamkeit bedurfte, es zu beruhigen. Daß der heutige Abend einen Wendepunkt in seinem Leben bedeute, und daß mit ihm die Entscheidung über sein künftiges Schicksal gefallen sei, schien ihm in seinem augenblicklichen erregten Gemüthszustande außer allem Zweifel. Es war gewiß keine eitle Täuschung, wenn er Isabellas Benehmen eine Deutung gab, die ihn zu den verwegensten Hoffnungen berechtigte. Und die Anspielungen des Prokuristen, der die Gesinnungen ihres Vaters aus einem langen geschäftlichen Verkehr sehr wohl kennen mußte, hatten ihn das lockende Ziel, auf dessen Erreichung in diesem Moment alle seine Wünsche gerichtet waren, als ein keineswegs unerreichbares erscheinen lassen. Schon die Interessen der Bank, zu deren Wahrnehmung man ihn hierher geschickt, machten es ihm ja zur Pflicht, sich die Freundschaft del Vascos zu erwerben. Welche Hindernisse also konnten sich der Verwirklichung seiner Hoffnungen noch entgegenstellen, wenn es ihm gelang, Isabellas Liebe zu gewinnen!

Wohl ging ihm flüchtig die Erinnerung an sein Gespräch mit der geheimnißvollen jungen Unbekannten durch den Sinn und an ihre sarkastischen Aeußerungen über das Haus, dessen Gastfreundschaft sie doch allem Anschein nach gleich ihm genossen. Aber er war unter dem frischen Eindrucke des Erlebten nicht geneigt, ihren Worten eine größere Bedeutung beizulegen als den unbestimmten Warnungen, die ihm vorher zu theil geworden waren. Und es wollte ihm fast wie eine Versündigung gegen seine neuen Freunde erscheinen, daß sich im Grunde seines Herzens doch das lebhafte Verlangen nach einer Wiederbegegnung mit diesem seltsamen weiblichen Wesen regte, dessen feurige Augen er so leidenschaftlich wild unter dem Gewebe des Spitzenschleiers hatte blitzen sehen, und dessen dunkle, melodische Stimme ihm noch immer im Ohre nachklang.

7. Capitel.

Neben der Kirche Santa Catalina am Ende der Calle San Martin erhebt sich das stattliche Gebäude des Klosters der Dominikanerinnen. Die frommen Schwestern dieses Ordens befassen sich in Buenos Aires nicht nur mit der Erziehung von Kindern aus den vornehmeren Familien, sondern sie haben in ihrem Kloster auch ein Pensionat für reiche junge Damen eingerichtet, und es gehört in den höheren Gesellschaftskreisen der argentinischen Hauptstadt zum guten Ton, die heranwachsenden Töchter für eine gewisse Zeit ihrer Obhut anzuvertrauen.

Am Morgen nach jener glänzenden Tertulia, die der Präsident mit seinem Besuche beehrt hatte, zog Sennor Manuel del Vasco die Glocke am Eingangsthor dieses Klosters. Die Pförtnerin schien ihn zu kennen, denn sie begrüßte ihn sehr ehrerbietig und ließ ihn ohne weiteres in das zu ebener Erde gelegene Sprechzimmer eintreten. Wenige Minuten später erschien die Oberin, eine stattliche Matrone, die in ihrem weißem Ordenskleide mit der schwarzen Mantilla und dem großen goldenen Kreuz auf der Brust sehr ehrwürdig und achtunggebietend aussah. Sennor del Vasco machte ihr eine tiefe Verbeugung und küßte nach der Sitte des Landes demüthig die dargereichte Hand.

„Ich bitte um Verzeihung, ehrwürdigste Mutter, wenn ich meine Nichte Conchita zu dieser etwas ungewöhnlichen Stunde zu sprechen begehre. Aber es handelt sich um die Unterzeichnung einiger wichtiger Documente, deren ich dringend bedarf!"

„Ihrem Oheim und Vormunde steht es natürlich jederzeit frei, die Sennorita zu sehen," erwiderte die Oberin freundlich, „und es trifft sich gut, daß sie bereits aus der Messe zurück ist. Ich werde sie sogleich rufen lassen."

Sie setzte einen Glockenzug in Bewegung und ertheilte der eintretenden dienenden Schwester den erforderlichen Auftrag.

Als sie wieder allein miteinander waren, fragte del Vasco: „Haben Sie noch immer über die Launenhaftigkeit und das Ungestüm Conchitas zu klagen, ehrwürdige Mutter? Ich fürchte freilich, daß diese üblen Eigenschaften zu tief in ihrer Natur begründet sind, als daß es selbst dem segensreichen Einfluß dieses Hauses gelingen könnte, sie zu beseitigen."

„Die Sennorita ist allerdings ein seltsames und zuweilen schwer zu behandelndes Wesen. Aber es ist leicht, Nachsicht mit ihr zu haben, denn sie hat im Grunde das weichste, gütigste Herz, und sie ist von einer unbestechlichen Wahrheitsliebe, die wohl mit ihrem aufbrausenden und leidenschaftlichen Temperament versöhnen kann. Es giebt hier im Kloster Niemand, der sie nicht aufrichtig lieb hätte, und es kommt mir darum gewiß nicht in den Sinn, mich über sie zu beklagen."

Sennor Manuel schien diese letzten Worte nicht gehört zu haben. Er seufzte tief auf und strich sich mit einer sorgenvollen Gebärde über die Stirn, als hätte er etwas sehr Schmerzliches vernehmen müssen.

„Es ist das Erbtheil ihres Blutes, ehrwürdige Mutter, dieses Blutes, das durch die unselige Heirath meiner Schwester in unsere Familie gekommen ist. Ich will der Dahingeschiedenen gewiß keine Vorwürfe mehr machen — nein, bei Gott, das sei ferne von mir — aber diese Herzensverirrung war ein Unglück. Wir, die wir unseren Stammbaum bis auf Cortez selbst zurückführen, wir mußten einen Menschen in unsere Familie aufnehmen, dessen Mutter eine Farbige gewesen war! Es war unmöglich, meine arme Schwester von ihrer Verblendung zu heilen, obwohl wir es an Versuchen dazu wahrlich nicht fehlen ließen. Ich glaube, sie hätte sich von diesem Ortegas eines Tages sogar entführen lassen, wenn meine tiefgebeugten Eltern nicht endlich schweren Herzens ihre Einwilligung zu der Verbindung gegeben hätten."

„Und sie hatten es doch wohl kaum zu bereuen, Don Manuel," sagte die Oberin milde. „Sennor Ruiz Ortegas starb nicht nur als ein sehr reicher, sondern auch als ein sehr angesehener und hochgeachteter Mann. Man sagt, daß es der Gram über den Verlust seiner heißgeliebten Gemahlin gewesen sei, der ihm das Herz gebrochen."

„Gewiß, er war ein ehrenwerther Mann, der alles that, was in seinen Kräften stand, um meine Schwester das ungeheure Opfer vergessen zu lassen, das sie ihm mit dieser Heirath gebracht. Aber seine trefflichen Eigenschaften wie seine Millionen konnten doch die traurige Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß in seinen Adern — — doch da ist Conchita! Sie darf kein Wort von diesen Dingen hören."

In der That war die Gerufene soeben auf der Schwelle erschienen, ein junges Mädchen von vielleicht siebzehn Jahren. Ihre schlanke und geschmeidige Gestalt, die eben im Begriff schien, sich zu voller Schönheit zu entwickeln, wurde von einem glatten, knapp anliegenden schwarzen Atlaskleide umschlossen. Der Rock fiel nur bis auf die Knöchel nieder und ließ die Füße frei, die klein und fein geformt waren, wie die der meisten Argentinerinnen. Eine Fülle wirrer schwarzer Locken drängte sich unter der Mantilla hervor um die hohe, edel gebildete Stirn, die wie das ganze Antlitz, der lange biegsame Hals und die auffallend schönen Hände von lichtbräunlicher Farbe waren — von einem warmen, beinahe goldigen Bronzeton, wie ihn zuweilen die Haut in voller Gesundheit und Jugendfülle prangender Sicilianerinnen aufzuweisen hat. Die Züge des länglichen Gesichtchens mit der leicht gebogenen, schmalen Nase, dem rundlichen Kinn und den anmuthig geschwungenen Lippen waren nicht regelmäßig genug, um es zu einem Typus vollkommener Frauenschönheit zu machen, aber selbst in diesem Moment, wo sie einen trotzig finsteren Ausdruck angenommen hatten, waren sie von einem seltsamen, schwer zu beschreibenden fremdartigen Reiz. Das junge Mädchen trug keinen Schmuck; nur an dem Ringfinger ihrer linken Hand, mit der sie in einer ungeduldigen Bewegung die widerspenstigen Löckchen von der Stirn zurückstrich, funkelte ein Brillant.

„Ah, Sie sind es, Oheim, der mich zu sprechen verlangte! — Nun wohl, ich bin zu Ihren Diensten."

Das war in keineswegs liebenswürdigem Tone gesprochen, und die kleine Falte zwischen den dunklen, über der Nasenwurzel fast zusammenstoßenden Brauen verschwand auch nicht, als Sennor Manuel del Vasco mit all' der warmen, überströmenden Herzlichkeit, die ihm so trefflich anstand, auf sie zutrat.

„Ja, meine liebe Conchita, ich bin es. Es drängte mich zu erfahren, wie dir der gestrige Abend bekommen ist."

„Ausgezeichnet, wie Sie sehen. Ich war bereits in der Kirche, um mir Vergebung für all' die Sünden zu holen, die ich gestern begangen."

Manuel del Vasco lächelte. „Ich denke, für die Sünden, die unter dem Dache meines Hauses begangen werden, läßt sich leicht genug Absolution erhalten. Aber es war auch nicht das allein, das mich so früh hierher geführt hat. Du wirst die Güte haben, liebe Conchita, einige Schriftstücke zu unterzeichnen, die ich für den nächsten Termin in unserem Proceß aufgesetzt habe, und die noch heute an das Gericht abgesandt werden müssen."

„Ah, dieser Proceß! Wird er in jenem Termin nun endlich zur Entscheidung gelangen?"

„Darauf ist leider nicht zu hoffen," erwiderte del Vasco mit einer Miene schmerzlichen Bedauerns. „Es sind die geschicktesten Anwälte von Buenos Aires, die unseren Gegnern zur Seite stehen, und sie werden gewiß kein Mittel unversucht lassen, ehe sie sich für besiegt erklären."

„Aber sie werden doch endlich dazu gezwungen sein? Das ist doch Ihre feste Ueberzeugung, Oheim?"

Don Manuel wiegte das Haupt. „Ich hoffe es, mein Kind — ich hoffe es zuversichtlich. Würde dich doch ein Sieg unserer Gegner mehr als die Hälfte deines Vermögens kosten. Aber eine Bürgschaft für den glücklichen Ausgang der Sache — wer vermöchte sie zu übernehmen? Es ist ein großes Unglück, daß sich unter den nachgelassenen Papieren deines Vaters keine unanfechtbare Bestätigung dafür hat entdecken lassen, daß sein ehemaliger Theilhaber durch die Auszahlung seines Antheils von ihm vollständig abgefunden worden war. Wären wir im Besitz dieser Beweise, so müßten die Nachkommen jenes Mannes natürlich ohne weiteres mit den Ansprüchen abgewiesen werden, die sie nach deines Vaters Tode geltend gemacht haben. Aber sie wissen, daß die Documente, auf die es ankommt, sich nicht in unseren Händen befinden, und bedenken sich deshalb nicht, die Hälfte jener ausgedehnten Ländereien in der Provinz Tucuman zu beanspruchen, die vor zwanzig Jahren nur eine nahezu werthlose Wildniß waren, während sie heute auf mehrere Millionen zu schätzen sind."

„Und wenn es uns nun auch künftig nicht gelingt, die auf so unbegreifliche Weise verschwundenen Documente herbeizuschaffen?" beharrte Conchita. „Werde ich dann den Proceß verlieren?"

„Das möge Gott verhüten, mein Kind," rief del Vasco mit einer Handbewegung, welche die ganze Größe seines Entsetzens bei solcher Vorstellung ausdrücken sollte. „Es wäre ein schreckliches Unglück, und wir wollen nicht daran denken, solange wir noch eine Hoffnung haben, es zu verhüten."

„Das klingt wesentlich anders als die Sprache, die Sie noch vor einem halben Jahre führten, Oheim! Damals waren Sie Ihres Erfolges ganz gewiß."

„Soll das ein Vorwurf sein, Conchita? Du würdest mir damit bitteres Unrecht thun. Ich lebe ja beinahe nur noch für diesen Proceß. Alle meine Gedanken sind auf ihn gerichtet, und du würdest mich bemitleiden, wenn du die Zahl der schlaflosen Nächte wüßtest, die er mich bereits gekostet. Sollte es uns vom Himmel beschieden sein, den Ränken der Gegenpartei trotz all' meiner Anstrengungen zu unterliegen, so dürfte ich mir doch guten Gewissens das Zeugniß ausstellen, nicht nur als der Bruder deiner edlen, unvergeßlichen Mutter und als dein Vormund, sondern auch als dein Sachwalter und Rechtsbeistand meine volle Schuldigkeit gethan zu haben."

Seine klangvolle Stimme hatte sich zuletzt bis zu feierlichem Pathos erhoben und mit einer ausdrucksvollen Gebärde hatte er die Hand auf das Herz gelegt.

In Conchitas Gesicht offenbarte sich nicht die allerkleinste Gemüthsbewegung. „Wir werden diesen Proceß gewinnen, Oheim!" erklärte sie kurz

und hart, in einem beinahe befehlendem Tone. „Ihn verlieren, hieße ja die Ehre meines Vaters preisgeben — hieße, den edelsten, rechtschaffensten Menschen als einen Betrüger gebrandmarkt zu sehen. Und so lange noch ein Tropfen Blut in mir ist, wird das nimmermehr geschehen! — Geben Sie mir die Schriftstücke, ich werde sie unterschreiben."

Del Vasco entnahm der ledernen Mappe, die er mitgebracht hatte, einige Actenstücke, um sie seinem Mündel zu überreichen. Diese trat an den Tisch, auf dem sich das nöthige Schreibgeräth befand, und vollzog rasch die Unterschriften, ohne den Inhalt der Documente auch nur eines Blickes zu würdigen.

Unmuthig warf sie dann die Feder fort und sagte: „Das wäre also erledigt. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen, Oheim?"

„Allerdings, mein Kind. Deine Tante und Isabella haben sich bei mir über dich beschwert."

„Haben sie das wirklich? Und was ist es, das ich verbrochen habe?"

„O, von einem Verbrechen ist da natürlich nicht die Rede. Aber es hat sie sehr schmerzlich berührt, daß du dich auch gestern wieder hartnäckig von der Gesellschaft ferngehalten hast. Isabella behauptet, sie sei deiner während des ganzen Abends nicht ein einziges Mal ansichtig geworden."

„Damit mag sie wohl einmal die Wahrheit gesagt haben. Ich zog es vor, mich im Patio aufzuhalten."

„Und darf ich fragen, weshalb?"

„Weshalb? Ah, weil es dort kühler war, oder weil mir die Gesellschaft der schweigsamen Blätter und Blumen lieber ist als die mancher Menschen, oder weil — — aber weshalb sollen wir davon sprechen? Was ich da sagen müßte, könnte Ihnen ja doch unmöglich gefallen."

„Du bist ein seltsames Wesen, Conchita! Auch wenn man sich bemüht, dir eine Freude zu machen, muß man in beständiger Furcht sein, dich zu kränken. Ich selbst habe mich ja nun schon hinlänglich an deine Launen und Sonderbarkeiten gewöhnt. Aber es darf dich nicht wundernehmen, wenn deine Tante und Isabella sich davon immer auf's neue verletzt fühlen. Und sie haben es nicht um dich verdient, daß du dich bei jeder Gelegenheit so lieblos und undankbar — —"

Sie sah ihn an und es schien, als seien ihre schwarzen Augen noch dunkler geworden. Manuel del Vasco verstummte unwillkürlich unter diesem funkelnden Blick.

„Lieblos?" wiederholte sie, „undankbar? Nun wohl, wenn man mir mit solchen Vorwürfen kommt, muß ich wohl aufrichtig sein. Wodurch denn haben sich Ihre Gattin und Ihre Tochter einen Anspruch auf meine Liebe und Dankbarkeit erworben? Dadurch etwa, daß sie mich trotz ihres inneren Widerwillens in ihrem Hause dulden? Dadurch, daß sie sich den Anschein zu geben bemühen, mich als ein ebenbürtiges Geschöpf anzusehen, obgleich sie mich in Wahrheit als den Abkömmling einer tiefer stehenden Rasse verachten? In der That, ich bin schlecht genug, mich ihnen für diese Großmuth nicht im Geringsten verpflichtet zu fühlen."

„Conchita! Um des Himmels willen, Kind, ich beschwöre Sie —" fiel die Oberin, von dem leidenschaftlichen Zornesausbruch des jungen Mädchens auf's äußerste betroffen, mahnend ein.

Doch Conchita hörte nicht auf sie, und fuhr gegen Don Manuel gewendet noch heftiger fort: „Sie brauchen mich nicht so entsetzt und mitleidig anzusehen, Oheim! Ich weiß sehr wohl, was ich sage. Und nun, da es einmal heraus ist, nun werden Sie mich, wie ich hoffe, für alle Zukunft von der Verpflichtung entbinden, Ihr Haus zu besuchen."

Sennor del Vasco hatte sie mit der Miene eines Mannes angehört, der sich nicht entschließen kann, an die Wirklichkeit dessen zu glauben, was er hört und sieht. Nun aber trat er einen Schritt näher auf sie zu und sagte in dem mildesten, väterlichsten Tone, dessen sein ausdrucksvolles Organ fähig war: „Nein, meine liebe Conchita, das werde ich gewiß nicht — jetzt noch weniger als zuvor. Denn von all' deinen unbegreiflichen Launen war noch keine so thöricht als diese. Was in aller Welt konnte dich auf den seltsamen Gedanken bringen, dem du soeben zu meinem grenzenlosen Erstaunen Worte gegeben! Leben wir denn nicht in einer Zeit der Aufklärung, die keinen Raum mehr hat für mittelalterliche Vorurtheile? Und leben wir nicht in einem freien Lande, das keine Unterschiede der Geburt und der Kaste kennt? Allein der persönliche Werth eines Menschen ist es, nach dem sich in unserer glorreichen Republik seine Schätzung bestimmt — nicht die Farbe seiner Haut und die Reinheit seines Blutes. Und du, das Kind meiner geliebten, unvergeßlichen Schwester — die einzige Erinnerung, die mir an sie geblieben ist — du solltest in meinen oder meiner Angehörigen Augen der Abkömmling einer tiefer stehenden Rasse sein? Wahrlich, Conchita, von allen schmerzlichen Kränkungen, die du mir bereits zugefügt, und die ich um meiner Liebe zu dir und um meiner heiligen Pflichten gegen die Verstorbene geduldig hingenommen, war noch keine so grausam und ungerecht wie diese."

Seine Stimme zitterte ein wenig, und obwohl er mit seiner stattlichen Gestalt das zierliche Geschöpfchen da vor ihm um ein Beträchtliches überragte, hatte er doch ganz das Aussehen eines unglücklichen, mißhandelten Dulders.

Die Oberin war aufrichtig gerührt und ließ ihre Augen mit mildem Vorwurf auf Conchita ruhen. Diese aber zeigte sich ganz unbewegt und statt der reuigen Antwort, die del Vasco vielleicht erwartet, hatte sie nur ein trotziges Schweigen.

Sennor del Vasco wartete ein paar Sekunden lang, dann fuhr er noch weicher und eindringlicher fort: „Nein, ich entbinde dich nicht von deiner verwandtschaftlichen Pflicht, uns zu besuchen. Die ehrwürdige Mutter wird vielmehr, wie ich hoffe, nichts dagegen einzuwenden haben, wenn du dich jetzt noch häufiger als bisher in meinem Hause aufhältst. Wir wollen dich zwingen, an die Aufrichtigkeit unserer Liebe zu glauben, und mit Beschämung wirst du erkennen, einem wie falschen und unsinnigen Verdacht du in deinem Herzen Raum gegeben. Ah, wenn deine arme Mutter solche Worte hätte hören können — sie, die bis zum letzten Augenblick ihres Lebens durch das Band innigster geschwisterlicher Liebe mit mir verknüpft war!"

Conchita athmete rascher. Sie sah zu der Oberin hinüber, und es war, als müsse sie einen schweren Kampf bestehen, ehe sie sich zu einer Erwiderung entschloß. Als sie aber den ernsten Vorwurf in den sonst so gütigen Zügen der Aebtissin las, war unverkennbar auch ihr letztes Bedenken geschwunden.

„Wenn sie es hätte hören können — sagen Sie? Gut denn, lassen Sie mich Ihnen darauf antworten, damit es endlich ganz klar werde zwischen uns. Vielleicht war ich Ihrer Meinung nach noch ein unwissendes Kind, als ich meine Mutter verlor, und Sie hielten es nicht für möglich, daß sie mich zur Vertrauten ihrer Kümmernisse und ihrer bitteren Erfahrungen hätte machen können. Aber ich muß Ihnen diesen Glauben nehmen. Wie in einer Vorahnung ihres nahen Hinscheidens hat sie mir noch wenige Wochen vor ihrem Tode die ganze Geschichte ihrer Heirath erzählt: was sie um der Liebe zu meinem Vater willen von ihren Eltern und von Ihnen habe leiden müssen; welcher grausamen Mittel man sich bedient habe, sie dem Manne ihrer Wahl abwendig zu machen; welche Ränke man gegen ihn geschmiedet; wie man ihn verleumdet und beschimpft. Sie hat mir auch erzählt, wie eifrig gerade Sie alle ihre Bemühungen vereitelt haben, sich mit den zürnenden Eltern auszusöhnen, und sie hat mir den lieblosen, verächtlichen Brief gezeigt, den Ihre Gemahlin ihr aus Anlaß eines solchen Versuches geschrieben hat. Jahrelang war sie Ihnen nur eine Ausgestoßene, eine Verlorene gewesen. Meine Großeltern mußten sterben, ohne daß es meiner armen Mutter vergönnt gewesen wäre, ihren letzten Segen zu empfangen. Dann aber, als unermüdlicher Fleiß und glückliche Fügungen meinen Vater in den Besitz eines großen Vermögens gebracht hatten — dann besannen Sie und die Ihrigen sich plötzlich auf Ihre verwandtschaftlichen Gefühle. Jetzt waren Sie es, die eine Annäherung suchten, und meine Eltern dachten zu hochsinnig, um sie zurückzuweisen, obwohl sie nach allem Vorhergegangenen über den Werth dieser geschwisterlichen Liebe wahrlich nicht im Ungewissen sein konnten."

Vergebens hatte Don Manuel wiederholt versucht, sie zu unterbrechen. Nun, da sie für einen Moment athemschöpfend innehielt, rief er, die bisher noch immer festgehaltene Maske väterlich gütiger Nachsicht abwerfend, mit drohend erhobener Stimme: „Kein Wort mehr von dieser Art, Conchita! Du weißt nicht, was du sprichst, und wie schwer du mich in deinem kindischen Unverstand beleidigst."

Aber sie ließ sich durch den gebieterischen Ton so wenig einschüchtern, als sie sich vorhin durch seine gefühlvolle Rede hatte rühren lassen. „Sie haben mich gezwungen zu sprechen, Oheim, und es ist gut, daß ich endlich die Last vom Herzen habe, die mich in dieser letzten Zeit fast zu ersticken drohte. Das Gesetz hat Sie zu meinem Vormunde wie zum Verwalter meines Besitzthums gemacht. Ich mußte mich fügen, als Sie darauf bestanden, daß ich hierher nach Buenos Aires käme, obwohl ich wahrlich viel lieber dort geblieben wäre, wo ich im Hause meiner Eltern eine so glückliche Kindheit verlebt hatte. Ihre Gattin und Ihre Tochter gaben sich alle erdenkliche Mühe, die zärtlichen Verwandten zu spielen — ich will ihnen dieses Zeugniß gern ausstellen. Aber meine Base Isabella ist in der Kunst, ihre wahren Empfindungen zu verbergen, doch noch nicht Meisterin genug, als daß sie im Stande gewesen wäre, mich auf die Dauer zu täuschen. Und alle liebevollen Umarmungen, alle gütigen Worte meiner Tante konnten mich den abscheulichen Brief nicht vergessen machen, den sie einst meiner Mutter geschrieben hat. Weshalb sollten wir da dies heuchlerische Spiel noch länger fortsetzen? Wie viel oder wie wenig Aufrichtigkeit in der verwandtschaftlichen Zuneigung sein mag, die man für mich zu hegen vorgiebt, ich bekenne offen, daß ich sie nicht erwidern kann, daß ich niemals etwas wie Liebe für Sie und die Ihrigen empfunden habe und daß es auch in Zukunft nicht der Fall sein wird — nie — nie! Ich werde deshalb auch nicht mehr zu Ihnen kommen, Sie mögen es wünschen oder nicht. Wollen Sie trotz dieser offenen Erklärung noch weiter mein Vormund und mein Rechtsbeistand bleiben, so kann ich es ja nicht hindern. Sie mögen sich dann für Ihre Mühewaltungen bezahlt machen, wie wenn ich Ihnen eine Fremde wäre. Auf einen anderen Dank aber werden Sie bei mir niemals zu rechnen haben — niemals! Und nun habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen."

„Conchita!" rief del Vasco, den die wild über ihn hereinbrechende Fluth leidenschaftlicher Worte für den Moment doch um seine würdevolle und imponirende Haltung gebracht hatte, der Davoneilenden nach. Aber er vermochte sie damit nicht mehr zurückzuhalten, und mit lautem Dröhnen fiel die Thür hinter ihr in's Schloß. Don Manuel mußte ein paar Sekunden verstreichen lassen, ehe er sein Antlitz mit dem gewöhnlichen liebenswürdigen und gewinnenden Ausdruck der Oberin wieder zuwenden konnte.

„Was sagen Sie nun, ehrwürdige Mutter? Ist dies nicht das Temperament einer Wildkatze — echtes und rechtes Indianerblut? Bei Gott, man muß die Geduld eines Engels haben, um sich durch solche himmelschreiende Undankbarkeit nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Eine wie traurige Erziehung muß es gewesen sein, die ein so herzloses und unbändiges Geschöpf aus diesem Mädchen machen konnte!"

Die Aebtissin schüttelte den Kopf. „Unbändig — das muß ich wohl zugeben nach dem, was ich soeben zu meinem tiefen Schmerze gehört habe; aber herzlos — nein, Don Manuel, für herzlos halte ich Conchita trotz alledem nicht. Sie hat uns während ihres Aufenthalts in diesem Hause schon zu viele Beweise vom Gegentheil gegeben. Sie müssen darum auch weiter Nachsicht mit ihr haben und dürfen dem armen Kinde Ihren väterlichen Beistand nicht entziehen. Das unglückliche Mißverständniß wird sich ja aufklären, und Conchita wird es bereuen, Sie so tief gekränkt zu haben."

Sennor Manuel del Vascos Stolz schien einen harten Kampf mit seinem guten Herzen bestehen zu müssen, ehe er sich besiegt gab; denn es verging eine geraume Zeit, ehe der treffliche Mann der Oberin erklärte, daß er auf ihre Fürsprache hin und um seiner armen todten Schwester willen die schwere Bürde dieses so verantwortlichen und undankbaren Amtes denn in Gottes Namen noch weiter tragen wolle. Wieder küßte er der Matrone demüthig die Hand und nickte der Pförtnerin gütig lächelnd zu, als er das Kloster verließ. Aber seine Stirn war finster umwölkt, und ein Schatten ernster Sorge lag auf seinem Gesicht, als er eine halbe Stunde später im Congreßgebäude einen der Parlamentsdiener mit seiner Visitenkarte in den Sitzungssaal schickte, damit er einen der Deputirten, den Rechtsanwalt Doctor Juan Martinez, herausrufe. Schon nach Verlauf weniger Minuten war der Abgeordnete zur Stelle, und in leisem, eifrigem Gespräch schritten die beiden Männer zwischen den Säulen des zufällig ganz leeren Wandelganges auf und nieder.

„Wir müssen also die Entscheidung unbedingt noch um einige Zeit hinauszögern," schloß del Vasco eine längere hastige Auseinandersetzung. „Ich selbst wünsche ja sehr lebhaft, daß wir die Sache so bald als möglich zum Abschluß bringen könnten; aber es liegen eben sehr triftige Gründe vor, die es unmöglich machen."

Der andere, ein eleganter, hagerer Herr mit einem wahren Raubvogelgesicht, verzog ein wenig die Lippen. „Was Sie mir jetzt vorschlagen, verehrter Herr College, ist gegen unsere Abrede. Und ich denke, auch Sie hätten ein Interesse daran, daß es bei unserem letzten Uebereinkommen bleibe."

„Ich wiederhole Ihnen, Martinez, daß es unmöglich ist. Wohl waren wir übereingekommen, daß ich nur noch solche Einwendungen erheben würde, die zu widerlegen Ihnen ein Leichtes sei. Sie hätten dann entweder ein obsiegendes Erkenntniß für Ihre Partei erstritten, oder ich wäre in der Lage gewesen, einen für Sie vortheilhaften Vergleich mit Ihnen abzuschließen —"

„Vortheilhaft nicht nur für uns, Sennor del Vasco," fiel ihm der Deputirte mit sarkastischem Lächeln in die Rede. „An dem Tage, da wir den Proceß gegen die Sennorita Conchita Ortegas gewinnen oder ihn durch einen Vergleich beenden, der den Wünschen meiner Mandaten entspricht — an demselben Tage wird Ihnen durch mich als Entschädigung für Ihre Bemühungen eine halbe Million in Gold ausgezahlt werden. Ich meine also, der Vortheil läge da auf beiden Seiten."

„Natürlich! Das ist die selbstverständliche Voraussetzung für jedes Geschäft. Käme es nur auf mich an, so könnte der Vergleich noch heute abgeschlossen werden. Aber ich muß vorsichtig zu Werke gehen, damit auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf mich fallen kann. Meine Nichte glaubt felsenfest an einen glücklichen Ausgang des Processes und ist leider ein sehr mißtrauisches Geschöpf. Ich muß sie ganz allmälig vorbereiten, wenn sie uns bei ihrer Unberechenbarkeit nicht noch im letzten Augenblick einen schlimmen Streich spielen und den ganzen Plan zerstören soll."

„Sie hätten dazu meiner Ansicht nach Zeit genug gehabt, Herr College! Da man uns keine Beweise entgegenstellen kann, und die Lage des Processes für uns deshalb die denkbar günstigste ist, sehe ich in der That keinen Grund, die Entscheidung, die nur nach unseren Wünschen ausfallen kann, durch irgendwelche Winkelzüge zu verzögern. Ich hoffe vielmehr zuversichtlich, daß schon im nächsten Termin das Urtheil gesprochen werden wird."

In Manuel del Vascos stieg die Zornesröthe auf. „Sie glauben also, meiner nicht mehr zu bedürfen und sich bereits über meine Wünsche hinwegsetzen zu können! Sie befinden sich da in einem Irrthum, Sennor Martinez! Es könnte leicht geschehen, daß gewisse Documente, die man jetzt für verloren oder nie vorhanden gewesen hält, plötzlich und zu sehr ungelegener Stunde zum Vorschein kommen, wenn — nun, wenn man mich zwänge, etwas eifriger als bisher nach ihnen zu suchen."

Auf dem hageren Gesicht des anderen lag noch immer das ironische Lächeln. „Wir sind unter vier Augen, Don Manuel — weshalb sollten wir uns also da eine Comödie vorspielen? Es war kein übler Schachzug, daß Sie Ihre Proceßgegner an das Vorhandensein jener Documente glauben machten und sie dadurch bewogen, Ihnen für die Unterdrückung derselben eine so bedeutende Belohnung zuzusichern. Ich habe Ihnen das Spiel nicht verdorben, denn wir Menschen sind darauf angewiesen, uns gegenseitig gefällig zu sein. Aber ich muß darum noch nicht naiv genug sein, auch für meine Person an die Existenz dieser Quittungen zu glauben, die allerdings jeden Anspruch meiner Mandanten hinfällig machen würden."

„Und wenn ich Ihnen mein Ehrenwort dafür verpfände, daß ich sie besitze?" fragte del Vasco, indem er seine Stimme vorsichtig bis zu leisem Flüstern dämpfte, „werden Sie auch dann noch an der Wahrheit meiner Worte zweifeln?"

„Ihr Ehrenwort, Don Manuel — ah, das ist freilich etwas anderes! Nach einer solchen Versicherung nehme ich alles zurück und erkläre, daß ich von dem Vorhandensein der Schriftstücke nunmehr felsenfest überzeugt bin."

Der Ausdruck seines Gesichts und der spöttische Klang seiner Worte mußten für del Vasco den Werth dieser Erklärung allerdings einigermaßen beeinträchtigen. Er gab sich indessen den Anschein, von dem beleidigenden Gebärdenspiel nichts zu bemerken und fuhr hastig fort: „Lassen Sie uns zu Ende kommen, denn ich kann nicht wünschen, daß man mich mit einem politischen Gegner so lange verhandeln sieht. Wir werden den Proceß also noch eine Weile hinziehen — etwa fünf oder sechs Monate — sagen wir bis nach den Gerichtsferien! Nur unter dieser Voraussetzung halte ich unser Uebereinkommen aufrecht. Sind Sie damit einverstanden?"

„Wenn dies nun wirklich das letzte Wort in der Angelegenheit ist, meinetwegen! Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, Don Manuel, daß wir uns zu einem weiteren Aufschub unter keiner Bedingung bewegen lassen werden."

„Es wird dessen nicht bedürfen," erklärte del Vasco kurz. „Und Sie verbürgen sich auch weiterhin für die Verschwiegenheit meiner Gegner?"

„Man pflegt solche Dinge nicht an die große Glocke zu hängen, wenn man selbst irgendwie an ihnen betheiligt ist," erwiderte Sennor Juan Martinez. „Und in der vorliegenden Angelegenheit vollends dürfte wohl jeder von uns den anderen so ziemlich in der Hand haben. Ich habe Sie immer als einen vollkommen ebenbürtigen Gegner geschätzt und bewundert, verehrter Herr College!"

Sie reichten einander nicht die Hand zum Abschied, aber als sie sich nun in die Augen sahen, lächelten beide, und Sennor Manuel del Vasco athmete erleichtert auf, als er das Congreßgebäude verließ.

8. Capitel.

Drei Wochen waren bereits seit seiner Ankunft in Buenos Aires verstrichen, und noch immer lebte Rodewaldt dahin wie in einem schönen Traume. Schien es doch, als ob sich in diesem herrlichen Erdenwinkel alles auf eine geradezu wunderbare Weise nach seinen Wünschen gestalte. Er hatte erwartet, eine überaus schwierige und verdrießliche Aufgabe vorzufinden, aber er war zu seiner angenehmen Ueberraschung sehr bald inne geworden, daß die Angelegenheiten der Bank in bester Ordnung waren. Mit Gewissenhaftigkeit hatte er die Verhältnisse geprüft, und es war ihm nicht gelungen, irgend eine Unregelmäßigkeit oder Nachlässigkeit in der Geschäftsführung seines Vorgängers zu entdecken.

Freilich wäre er wohl kaum so schnell und so sicher zu diesem günstigen Ergebniß gekommen, wenn ihm nicht Henningers gründliche Sachkenntniß und geschäftliche Erfahrung über die Schwierigkeiten hinweggeholfen hätte, die sich ihm trotz seiner eigenen kaufmännischen Tüchtigkeit hie und da entgegenstellten. Täglich fand er auf's neue Gelegenheit, die ruhige Umsicht und den Scharfblick des Prokuristen zu bewundern. Und wenn auch ihr persönliches Verhältniß trotz des regen Verkehrs bei der immer gleichen, höflich kühlen Zurückhaltung Henningers noch keine herzlicheren Formen angenommen hatte, so hielt sich der junge Director doch überzeugt, daß die beinahe instinctive Abneigung, die er im Anfang gegen seinen Mitarbeiter empfunden, nichts als ein höchst ungerechtes Vorurtheil gewesen sei.

Seine Abende hatte er bisher stets in Sennor del Vascos Hause zugebracht, und gerade diese köstlichen Abende waren es, die ihm Argentinien noch immer wie ein Märchenland erscheinen ließen. Die heitere, zwanglose, von allen lästigen conventionellen Fesseln befreite Geselligkeit, wie sie in diesen abendlichen Zusammenkünften gepflegt wurde, entsprach seinen eigenen Neigungen viel mehr als die zwar freigebige, doch steife und ceremoniöse Gastlichkeit, an die er in Hamburg gewöhnt worden war. Und Doctor José Vidal hatte nicht übertrieben, wenn er den Portenno von Buenos Aires den liebenswürdigsten und verbindlichsten Menschen der Welt genannt hatte. Alle diese eleganten Herren, die in Donna Marias Hause mit der Ungenirtheit von Familienmitgliedern ein und aus gingen, behandelten den neuen Ankömmling wie einen vertrauten Freund; sie wurden nicht müde, ihm ihre Dienste anzubieten und sich ihm mit allem, was sie besaßen und vermochten, zur Verfügung zu stellen. Wohl mochte nach Rodewaldts Meinung das meiste davon nur höfliche Form und artige Phrase sein, aber der Verkehr mit diesen immer heiteren und immer zuvorkommenden Menschen hatte doch etwas sehr Angenehmes und Wohlthuendes.

Das Geheimniß der unwiderstehlichen Anziehung, welche Donna Marias abendliche Empfänge auf ihn ausübten, war durch sein Wohlgefallen an den neuen Bekannten freilich noch nicht vollständig erklärt. Den süßesten Reiz der traulichen Stunden, die er nach rechtschaffen erfülltem Tagewerk verbrachte, bildete nicht das muntere Geplauder der nach der neuesten Pariser Mode gekleideten Caballeros, sondern Sennorita Isabellas Persönlichkeit. An ihrer Seite oder doch in ihrer Nähe in dem dämmerigen, von Blüthenduft erfüllten Patio zu sitzen, ihrer melodischen Stimme, ihrem silberhellen Lachen zu lauschen und sich an dem Anblick ihrer Schönheit zu erfreuen, bedeutete für Rodewaldt ein täglich sich erneuerndes Glück, nach dem er sich während des ganzen Tages sehnte, und das in den Träumen der Nacht oft genug seine liebliche Fortsetzung fand.

Und doch war er seltsamerweise heute nicht mehr so fest wie an jenem ersten Abend davon überzeugt, daß es wirklich Liebe sei, was er für Isabella del Vasco fühlte — jene tiefe, echte, wahrhaftige Liebe, die Noth und Tod überdauert und jede andere Empfindung in dem von ihr erfüllten Herzen ausschließt.

Er bewunderte sie, wie man ein herrliches Kunstwerk von Menschenhand bewundert, er fühlte sein Herz in rascheren Schlägen klopfen, wenn im traulichen Gespräch der warme Hauch ihres Athems seine Wange streifte, aber es regte sich nicht mehr wie Eifersucht in ihm, wenn er wahrnahm, daß dieselben Gunstbeweise, die sie ihm vergönnte, auch anderen zu theil wurden, und mehr als einmal hatte er sich auf dem Gedanken ertappt, daß die in dieser schönen Hülle wohnende Seele doch wohl nicht seinem Ideal entspreche. Nicht daß er etwas eigentlich Tadelnswerthes an ihr wahrgenommen hätte. Aber er fühlte sich zuweilen von einem leisen Mißtrauen beschlichen, daß nicht alles, was ihn anfänglich an ihr entzückt hatte, echt und aufrichtig gewesen sei. Irgend eine unbedachte Aeußerung, die ihr im tändelnden Geplauder mit einem jungen Portenno entschlüpfte, verletzte mitunter sein feines Empfinden und wurde ihm zum Beweise einer Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, die er bis dahin nicht vermuthet hatte. Wohl zeigte sie sich ihm gegenüber noch immer voll warmherziger Begeisterung für alles Große und Schöne, voll feuriger Liebe für die Kunst und voll lebhaften Interesses selbst für die ernsthaftesten Fragen des Lebens; aber er wurde bei all' seiner Arglosigkeit und bei all' seiner glühenden Bewunderung den Verdacht nicht mehr los, daß ein gut Theil Schauspielerei bei dem allen sei, und so geschah es, daß er in seinem Benehmen gegen sie eine beinahe ängstliche Zurückhaltung beobachtete, daß er jeden seiner Blicke, jedes seiner Worte sorgsam bewachte und sich niemals die kleinste Freiheit gegen Isabella gestattete, wie groß und wie lockend oft auch die Versuchung dazu sein mochte.

Denn nicht nur die Sennorita selbst, sondern auch ihre Angehörigen thaten absichtlich oder unabsichtlich alles, was dazu geeignet sein konnte, einer in seinem Herzen keimenden Leidenschaft Vorschub zu leisten. Weder Manuel del Vasco noch seine Gemahlin schienen es zu bemerken, wenn die beiden jungen Leute abseits von den anderen in irgend einem traulichen Winkel des Patio miteinander plauderten, oder wenn sie gar auf Viertelstunden im Innern des Hauses verschwanden, weil Isabella ihrem deutschen Lehrmeister, wie sie ihn scherzend zu nennen pflegte, dieses oder jenes zeigen wollte. Dann konnte die Sennorita in ihrem Eifer manchmal vollständig vergessen, daß der, zu dem sie sprach, ein Bekannter von wenig Tagen und ein junger Mann war. Sie legte in ihren Worten wie in ihrem Benehmen eine Vertraulichkeit an den Tag, die nur ein Ausfluß unschuldigster Naivität oder sehr klug berechneter Coketterie sein konnte. Und die Anforderungen, welche solche Situationen an Rodewaldts Selbstbeherrschung stellten, waren zuweilen nicht gering.

Aber nach seinen Ehrbegriffen durfte kein Wort, das sich als eine Liebeserklärung hätte deuten lassen, über seine Lippen kommen, ehe er nicht über die Natur seiner Empfindungen ganz mit sich selbst im Reinen war, und ehe er sich nicht entschlossen hatte, der Tochter Manuel del Vascos seine Hand anzutragen. Er würde sich selbst verachtet haben, wenn er hätte vergessen können, daß er die Gastfreundschaft dieses Hauses genoß, und daß es seine Pflicht sein müsse, sich des Vertrauens würdig zu zeigen, das man ihm hier so offenkundig entgegenbrachte.

Die angestrengte Arbeit des Tages und die heiteren Zerstreuungen der Abendstunden hatten ihn bis jetzt verhindert, seinen liebenswürdigen Reisegefährten von der „Italia", den Doctor José Vidal, aufzusuchen, obwohl er ein lebhaftes Verlangen fühlte, den ausgezeichneten Mann wiederzusehen. Von dem Prokuristen Henninger hatte er auf eine gelegentliche Frage erfahren, daß Doctor Vidal der meist beschäftigte Arzt von Buenos Aires sei, und daß seine Praxis ihm nicht nur ein großes Vermögen, sondern auch ein so hohes gesellschaftliches Ansehen eingetragen habe, wie es sich in europäischen Ländern ein Arzt nur unter ganz außergewöhnlichen Umständen zu erwerben vermag. Aber der Prokurist hatte dieser Auskunft zu Rodewaldts Ueberraschung auch die Mahnung hinzugefügt, den Namen des Doctors in Manuel del Vascos Hause so wenig als möglich zu erwähnen.

„Donna Maria würdigt ihn ihrer ganz besonderen Feindschaft," hatte er gesagt. „Ich weiß nicht, ob sie einen triftigen Grund dafür hat, aber bei Frauen bedarf es ja zumeist der stichhaltigen Gründe so wenig für den Haß als für die Liebe. Und wenn Ihnen daran gelegen ist, sich die Gunst der Sennora zu erhalten, werden Sie gut thun, ihrer sehr stark ausgeprägten Abneigung gegen jenen Doctor Vidal Rechnung zu tragen."

Rodewaldt hatte diese Warnung denn auch bisher beherzigt, obwohl er sich im Stillen wegen seines Verhaltens gegen den Reisegefährten unhöflich und undankbar schalt. Als er sich nun heute auf seiner Promenade nach dem im Nordosten der Stadt gelegenen Parke Belgrano, die er täglich nach Beendigung der Comptoirstunden zu machen pflegte, bei seinem Namen angerufen hörte, und als er, sich umwendend, das liebenswürdig lächelnde, kluge Antlitz des Arztes vor sich sah, war denn auch sein erstes Gefühl das einer aufrichtigen Beschämung, und er zögerte nicht, sich in seiner Erwiderung auf den herzlichen Gruß des Arztes mit lebhaften Worten der begangenen Unterlassung anzuklagen.

Doctor Vidal aber wußte ihn durch sein liebenswürdiges Benehmen sehr bald davon zu überzeugen, daß er ihm wegen seines Verstoßes gegen die Pflichten der Höflichkeit nicht zürne, und bald befanden sie sich, Seite an Seite durch das dichte Straßengewühl dahinschreitend, in angeregter und munterer Unterhaltung. Der Arzt wünschte zu erfahren, wie es seinem jungen Freunde in Buenos Aires gefalle, und lauschte lächelnd den begeisterten Schilderungen, die ihm Rodewaldt von den Freuden und Annehmlichkeiten seines hiesigen Lebens entwarf. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß dabei auch Manuel del Vascos und seines gastfreundlichen Hauses Erwähnung geschah. Mit einigem Befremden nahm der junge Bankdirector wahr, daß die Miene des Arztes sich verfinsterte, sobald jener Name genannt worden war.

„Sennor del Vasco steht, wenn ich nicht irre, in sehr nahen Beziehungen zu Ihrer Bank?" fragte er.

„Ja, er ist unser Gerant, und man sagt mir, daß kein fremdländisches Bankinstitut in Buenos Aires ohne den Beistand eines mit den hiesigen Verhältnissen vollkommen vertrauten und politisch einflußreichen Portenno auskommen könne. Der politische Einfluß del Vascos aber ist wohl außer Zweifel. Ich höre, daß er Aussicht hat, einen Ministerposten zu erhalten."

„O, er könnte vielleicht schon heute Minister sein. Aber er ist ein kluger und vorsichtiger Mann, der nicht leicht alles auf eine einzige Karte setzt, und es liegt seit einiger Zeit wieder etwas wie eine Revolution in der Luft."

„Eine Revolution?" fragte Rodewaldt erstaunt. „Man ist also mit der gegenwärtigen Regierung nicht zufrieden?"

„Man ist in Argentinien niemals mit der Regierung zufrieden. Im Genuß der Macht sein, heißt hier nichts als ein Privilegium auf die Beraubung des Staatsvermögens besitzen. Jeder Präsident, er möge heißen wie er wolle, ist einzig darauf bedacht, sich und seine Freunde zu bereichern, und es ist bei dem allgemeinen Golddurst, von dem hier beinahe schon jedes Kind ergriffen ist, nur selbstverständlich, daß alle, denen man den Zutritt zu den unerschöpflichen Quellen des Nationalvermögens versperrt, von grimmigem Haß gegen die glücklichen Gewalthaber erfüllt sind."

„Aber man kann aus solchen Beweggründen doch keine Revolution anzetteln. Die große Masse des Volkes hätte ja, wenn Ihre Schilderung zutrifft, nicht das geringste Interesse daran, eine diebische Regierung zu stürzen, um sie durch eine ebenso spitzbübische zu ersetzen."

„Und doch ist die Triebfeder bei all den großen und kleinen Aufständen, deren es mindestens einen im Jahre gibt, immer nur die Ungeduld einiger ehrgeiziger Politiker, die sich zu lange von den wohlgefüllten Kassen des Staates ferngehalten sehen. Was die große Masse des Volkes betrifft, so steht sie diesen Umwälzungen im Allgemeinen sehr gleichgiltig gegenüber. Aber es fehlt niemals an einigen Hunderten oder Tausenden, denen die Lust am Demonstriren und Revoltiren sozusagen im Blute liegt, und die bei jeder gewaltsamen Umgestaltung der Dinge immer noch mehr zu gewinnen als zu verlieren haben. Gewöhnlich hängt alles nur davon ab, ob dieser oder jener einflußreiche General auf die Seite der Empörer steht."

„Und Sie halten es für möglich, daß eine solche Revolution gerade jetzt bevorsteht?"

Vidal zuckte mit den Achseln. „Man kann bezüglich des möglichen Ausbruchs einer Revolution nichts prophezeien. Der jetzige Präsident ist ein tüchtiger Mann, der die Augen offen hält, und dem es auch nicht an der nöthigen Rücksichtslosigkeit fehlt, um gefährliche Gegner rechtzeitig unschädlich zu machen. Aber auch unter seinen Feinden gibt es kluge und energische Köpfe. Wer wollte da voraussagen, was sich morgen oder in einem Monat ereignen kann!"

„Wenn ich Sie recht verstanden habe," entgegnete Rodewaldt, „läßt sich Senor del Vasco also nur deshalb nicht zu einem Mitglied der gegenwärtigen Regierung machen, um es nicht mit den kommenden Männern zu verderben. Es wäre dies allerdings ein nicht gerade glänzendes Zeugniß für seine Gesinnungstüchtigkeit."

„Sie werden das nicht mehr befremdlich finden, wenn Sie erst einige Zeit an den Ufern des „Silbernen Stromes" gelebt haben. Das, was man drüben in Europa politische Ueberzeugung nennt, gibt es hier überhaupt nicht. Es handelt sich stets nur um Fragen persönlicher Natur, und um die beste Lösung des großen Problems, rasch zu einem beträchtlichen Vermögen zu gelangen. Ich empfehle Ihnen, alle die schönen Phrasen von Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität, mit denen unsere Politiker so freigebig um sich zu werfen pflegen, immer nur unter diesem Vorbehalt hinzunehmen. Sie werden sich dann nicht mehr allzusehr enttäuscht fühlen, wenn Sie eines Tages die Entdeckung machen, daß alle diese herrlichen Schlagworte nur eine Umschreibung sind für die eigentliche Losung, die einzig „Geld" und immer wieder „Geld" lautet."

Ein Auflauf, der an der Kreuzung der Straßen Santa Fe und Montevideo entstanden war, lenkte in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit der beiden Spaziergänger auf sich. Die Ursache war eines jener widerwärtigen Vorkommnisse, wie sie im Straßenleben von Buenos Aires nicht zu den Seltenheiten gehören. Ein betrunkener Soldat hatte seinem Abscheu gegen die Nachkommen der Ureinwohner des Landes dadurch Ausdruck gegeben, daß er einem harmlos seines Weges gehenden zerlumpten Indianer ohne jede äußere Veranlassung mit der Faust in's Gesicht geschlagen hatte. Der Mißhandelte hatte nicht daran gedacht, den Schlag zurückzugeben, denn in dieser heruntergekommenen, rettungslos dem Untergange geweihten Rasse lebt seit langem nichts mehr von dem Muthe und dem kriegerischen Geiste ihrer Vorfahren. Er war nur scheu zur Seite gewichen und hatte etwas vor sich hingemurmelt, das wohl eher eine Entschuldigung als ein Schimpfwort war. Aber der berauschte Soldat verstand die Sprache nicht oder wollte sie nicht verstehen. Indem er sich den Anschein gab, als hätte er das Gemurmel für eine Schmähung gehalten, drang er unter wüstem Geschrei mit gezücktem Seitengewehr auf den Unglücklichen ein und versetzte ihm einen Stich in die Schulter, der den schwächlich gebauten Indianer wehklagend gegen die Mauer eines Hauses taumeln ließ.

Von den zahlreichen Augenzeugen dieses brutalen Auftritts machte kein einziger Miene, dem Bedrängten gegen seinen Peiniger beizustehen, und eben holte der rohe Mensch in sinnloser Wuth zu einem neuen Schlage aus, als ein vornehm gekleidetes junges Mädchen sich, unbekümmert um die drohende Gefahr, zwischen ihn und den Angegriffenen warf. Mit einem zornig befehlenden Wort rief sie den Rasenden zur Vernunft, und für einen Moment machte die unerwartete Einmischung den Soldaten wirklich so betroffen, daß er den erhobenen Arm sinken ließ.

Aber die Geister des Branntweins, die ihn beherrschten, ließen ihn nicht zur Besinnung kommen und erstickten jede Regung von Ritterlichkeit, wie sie sonst auch dem Argentinier aus den unteren Ständen eigenthümlich ist. Er stieß ein rohes Schimpfwort aus, und würde die zierliche Mädchengestalt ohne Zweifel im nächsten Augenblick zur Seite geschleudert haben, wenn nicht gerade jetzt Doctor Jose Vidal und sein Begleiter den Schauplatz erreicht hätten.

Sobald er wahrgenommen, was hier vorging, hatte Rodewaldt sich rücksichtslos Bahn durch den Haufen der unthätigen Gaffer gebrochen. Und nun packte er mit starker Faust den Soldaten, um ihn mit einem Stoß fast über die ganze Breite des Fahrdammes zu befördern. Ein Murren des Unwillens erhob sich ringsum, denn trotz aller Höflichkeit, die der Argentinier im Verkehr mit den Fremden an den Tag legt, hegt er doch eine tief eingewurzelte Abneigung gegen ihn im Herzen, und wo sich ihm einmal der willkommene Anlaß bietet, ihr Luft zu machen, da befindet sich der Ausländer auch sogleich in einer äußerst bedenklichen Lage.

Die Situation wäre ohne Zweifel zu einer kritischen geworden, wenn nicht einer aus dem Haufen Vidal erkannt hätte. Und der Name des allgemein beliebten und verehrten Arztes wirkte auch hier wie ein Zauberwort. Sobald man inne geworden war, daß der blonde Fremde und Doctor Vidal zu einander gehörten, änderte sich mit einem Schlage das Benehmen der Menge, und von einer feindseligen Stimmung war nichts mehr zu spüren. Es wurden sogar allerlei Aeußerungen des Unwillens über das Verhalten des Soldaten laut, und dieser hielt es darum für gerathen, stillschweigend zu verschwinden.

Rodewaldt merkte kaum etwas von diesem plötzlichen Umschwung, wie er auch von der Gefahr, in der er sich eine kurze Zeit befunden, nichts wahrgenommen hatte. Seine ganze Aufmerksamkeit und sein ganzes Interesse gehörten der muthigen Dame, welche durch ihr Dazwischentreten den Indianer vor weiteren Mißhandlungen bewahrt hatte. Sie war neben dem zu Boden gesunkenen, zerlumpten Eingeborenen niedergekniet und bemühte sich, mit ihrem feinen Taschentuche das aus seiner Wunde hervordringende Blut zu stillen. So eifrig gab sie sich diesem allerdings ziemlich zwecklosen Samariterwerke hin, daß der junge Deutsche von ihrem Gesicht zunächst nichts wahrnehmen konnte. Er sah nur die Fülle wirrer, schwarzer Locken, die sich unter der etwas verschobenen Mantilla hervordrängte; aber es war ihm seltsamerweise trotzdem, als müsse er diesem entschlossenen und warmherzigen weiblichen Wesen schon einmal begegnet sein.

Nun, da Doctor Vidal sich ebenfalls über den Verletzten hinabbeugte, um seine Wunde zu untersuchen, erhob sie den Kopf, und jetzt sah Werner ein feines Profil mit leicht gebogenem, schmalem Näschen, rundlichem Kinn und anmuthig geschwungenen Lippen. Das zarte, längliche Gesichtchen war etwas dunkler gefärbt, als es sonst bei den Kreolinnen der Fall zu sein pflegt; aber dieser warme Bronceton erschien ihm von einem ganz besonderen Reiz. Er wußte jetzt, daß er dies Antlitz, das man sicherlich nicht so leicht wieder vergaß, zum erstenmal erblickte, aber er konnte trotzdem noch immer die Empfindung nicht loswerden, daß irgend etwas in der Erscheinung des Mädchens ihn eigenthümlich bekannt anmuthete.

(Fortsetzung folgt.)

— **Verschnappt.** Fräulein: „Ach, noch einmal frische Rosen! Das werden aber wohl die letzten sein?" Officiersbursche: „Glaub's auch; der Gärtner wollte dies Bouquet schon nicht mehr pumpen!"

— **Aus der Kaserne.** Wachtmeister: „Wie heißen Sie?" — Rekrut: „Isidor Wasservogel zu dienen, Herr Wachtmeisterleben!" — Wachtmeister: „Ruhig! Hier wird kein Toast ausgebracht!"

(Für die „Sonntagpost".)

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Von Feld und Flur. — Interessante Beobachtungen aus dem Reiche der Natur. —Wie die Kleinen von den Größeren gefressen werden. — Und wie das den Fressern nicht immer zum Vortheil gereicht. — Künstlernaturen. — Babylonische Sprachenverwirrung im staatlichen Stellen-Nachweisungs-Bureau. — Etwas von Kommissonen und von Kommissionären. — Gute Geschäfte, die ungemacht bleiben. — Unterlassungssünden der Väter.

Bei dem ausgedehnten Flächenraum Chicagos, der zum Theil sehr, zum Theil weniger dicht und zum Theil nur in landwirthschaftlichen Sinne bebaut ist und auch nur mit Gras oder Klee, versteht es sich von selbst, daß der Chronist, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, auch ein Stück von einem Naturforscher sein muß. Denn in das Gebiet der Naturkunde gehören viele von den Erscheinungen, welche sich allhier bemerkbar machen und jeweils das öffentliche Interesse auf sich ziehen.

In den letzten Tagen und Wochen waren es zumeist Plagen ländlicher Art, mit denen unsere gute Stadt heimgesucht wurde. Da stellten sich zuerst Mücken in unheimlicher Menge ein. Ihnen folgten Grashüpfer in allen Spielarten, welche es von diesen zierlichen, aber leider — ihrer musikalischen Neigungen ungeachtet — überaus gefräßigen Thierchen gibt. Und nach den Mücken und den Grashüpfern fanden sich die Raupen ein, ganz gewöhnliche Mottenraupen, die weniger durch ihre Schönheit auffallen, als durch ihre Zahl und durch ihren fast imposant zu nennenden Appetit. Die Heuschrecken haben im Laufe der üblichen Zeit ihr übliches Ende gefunden. Die Moskitoes sind aber heuer vor der ihnen sonst zugestandenen Frist aus dem irdischen Leben abgerufen worden, und zwar — durch die Mottenraupen. Während die Mücken nach leichtsinnig durchbummelten und durchschwärmten Nächten im Grase Siesta hielten, kamen über sie die Raupen, welche Nachts brav zu schlafen und Tags über tapfer zu futtern pflegen. Im Allgemeinen sind diese Raupen strenge Vegetarianer, aber wenn sich ihnen als Zukost ein Mückenbraten bietet, sagen sie nicht nein. Sie sagen gar nichts, sondern machen sich über den Braten her. Und so ist's gekommen, daß der stimmungsvolle Nachtgesang der Mücken heuer in Chicago verklungen ist, ehe man's eigentlich hat erwarten dürfen. — Daß man den Raupen dieser Mückenvertilgung wegen die Verheerungen verzeihen sollte, welche sie im grünen Rasen und im Laub der Bäume angerichtet haben, soll damit nicht gesagt sein. Uebrigens hat die gerechte Strafe sie auch ereilt. Viele wenigstens, ja die weitaus meisten von ihnen. Als sie sich nämlich gerade so recht auskömmlich für die Fastenzeit der Verpuppung herangemästet hatten, da kamen die Spatzen über sie. Gegen die Spatzen erhebt man, nicht mit Unrecht, den Vorwurf, daß sie zum Müßiggang neigen. Daß sie sich z. B. nicht gern dazu herbeilassen, dem braven Menschen zu Liebe, gewerbsmäßig der Insektenjagd abzuliegen, wenn ihnen nahrhaftes Obst, Getreide oder dergleichen gute Dinge vorgesetzt werden. Und diese Klage ist ja leider begründet. Aber lassen muß man's den graubraunen Bummlern, daß sie sich bei ihrem Lotterleben zu Feinschmeckern ausgebildet haben. Als sie nämlich die schön rundlich genudelten Raupen gewahrten, welche nicht, wie wohl andere Mitglieder ihrer weit verzweigten Familie, ein struppiger Haarwuchs dem verwöhnten Spatzengaumen zuwider machte, da wurde alsbald ein grausiges Massenmorden in's Werk gesetzt. Wie viele Raupen an jedem Tage auf jeden Spatzenkopf gekommen sind — kein noch so gründlicher Brehm hätte das in der Kürze der gegebenen Zeit statistisch festzustellen vermocht. Aber es müssen ihrer erstaunlich viele gewesen sein. — So lange das Mahl währte, ist das für die Schmausenden eine recht ergötzliche Sache gewesen. Der hinkende Bote aber — wie man zu sagen pflegt — kam nach. So mancher hoffnungsvolle Spatz hat sich an der so überreich besetzten Tafel für alle Zeiten den Magen verdorben; nicht wenige haben sich — man verzeihe den harten Ausdruck — direkt zu Tode gefressen, und andere wieder, die sich derartig überfuttert hatten, daß sie weder so wachsam noch so beweglich waren wie sonst, hat einfach — die Katz' geholt.

Aber so geht's in dieser Welt mit ihren streng folgerecht und logisch in einander greifenden Einrichtungen. Die Großen fressen die Kleinen, aber es ist gesorgt dafür, daß auch die größten Spatzen sich keinen allzu großen Schmerbauch zulegen, bezw. sich dauernd eines solchen freuen dürfen. Entweder sterben sie in solchem Falle an Herzverfettung, Schlagfluß oder Magenverstauchung, oder es geschieht ihnen sonst etwas Unliebes, das ihnen die Tage der Lust verkürzt.

* * *

Ich habe oben unter Anderem die musikalischen Eigenschafter der Grashüpfer erwähnt. Und nun geht mir die Frage durch den Kopf: in welchem Zusammenhange steht dies Talent zu ihrem sprunghaften, leichtfertigen Charakter. Wird dieser durch jenes bedingt, oder jenes durch diesen?— Man wird sich leider wohl für die erstere Annahme entscheiden müssen. Vermissen wir doch bei den Künstlern auch in höher entwickelten Klassen des Thierreichs schmerzlich jene verläßliche Solidität, welche als Grundlage geordneter Verhältnisse betrachtet werden muß und deren Fehlen oft die Ursache beklagenswerther Auftritte wird. Da ist z. B. der Chormeister der afrikanischen Methodistengemeinde in Evanston. J. W. Snowden heißt der dunkelhäutige Mann. Als ausübender Künstler — sowohl mit dem Kehlkopf wie mit dem Saitenspiele, so man Geige nennt — „allerhand Achtung!" — Aber was die staatsbürgerliche Moral betrifft, — da trifft man dem Vernehmen nach diesen Grashüpfer — wollte sagen Musikus — nicht zu Hause, wenigstens nicht oft. Und was ist die Folge davon? Unfrieden, zunächst im Familienkreise, dann in der ganzen Gemeinde, Ruhestörung, öffentliches Aergerniß und schließlich — wer weiß? Mord und Todtschlag. — Letzthin hat die Mrs. Snowden in dem Bethause der genannten Gemeinde, noch vor Beendigung des Gottesdienstes, eines der heiligen Gefäße vom Altar genommen, und es fehlte nicht viel, so hätte sie in unheiligem Zorn der ersten Sopranistin des Chors das wollige Dach ihres Hauptes zerschmettert. Vor einigen Wochen erst hatte die in ihren Rechten beeinträchtigte Gattin des Künstlers — aus gleicher Veranlassung — einen kleinen Mordangriff auf Miß Louise Lowrey gemacht; ein bis dahin allgemein geachtetes Mitglied der Gemeinde, welches der Chormeister zeitweilig zu seiner Herzenskönigin eingesetzt hatte. — Der Pastor der Gemeinde, Ehrwürden G. C. Booth, kann sich nachgerade der Besorgniß nicht entschlagen, daß der Künstlerleichtsinn Snowdens noch die ganze Heerde zum Auseinanderlaufen bringen wird, und so viel, meint er nicht mit Unrecht, sei denn doch weder der Singsang Snowdens werth, noch auch das gefühlvolle Saitenspiel desselben.

* * *

Vorsteher Geary vom staatlichen Arbeitsvermittlungs-Bureau auf der Südseite ist ein lerneifriger Mann. Für einige Tage nach seinem Amtsantritt hat er der fröhlichen Hoffnung gelebt, daß es ihm auf seinem Posten gelingen würde, sich mit spielender Leichtigkeit zu einem Linguisten, einem Sprachenkenner ersten Ranges, auszubilden. Weil er nämlich von Amtswegen jetzt mit so vielen Leuten zusammenkommt, welche sich nicht der Landessprache zu bedienen vermögen. Jetzt hat Herr Geary diese Hoffnung schon aufgegeben. Der Andrang der fremden Laute ist nämlich gar zu groß und zu mannichfaltig für ihn. Neulich rückte ihm z. B. ein chinesischer Wäschereibesitzer auf die Bude. Derselbe verlangte erst in seiner Ursprache und dann in zerbrochenem Englisch zwei „Wäschelinnen". Herr Geary war nicht ganz sicher, ob das Bureau diese Bestellung würde ausführen können, aber noch im Beisein des Mongolen meldeten sich zwei Arbeiterinnen: eine frisch aus dem Süden zugewanderte Mohrin, welche den schönsten Pflanzungs-Dialekt sprach, den man sich denken kann, und eine im Schlepptau dieser schwarzen Schönen befindliche Maid von quittengelber Farbentönung. Die Gelbe kam aus Cuba und sprach nur Spanisch. Um was es sich handelte, hat sie schwerlich gewußt, aber sie überließ sich geduldig der Führung ihrer Afrikanderin, welche für sie mit alle Abmachungen mit dem Plitsche-Platsche-Mann aus Chinaland traf.

Herr Geary macht auch noch andere, als sprachliche Erfahrungen in seiner Stellung. Er glaubt z. B. entdeckt zu haben, weshalb nur wenige von den großen Handelshäusern der Stadt sich bei dem Bureau um Ueberweisung von Arbeitskräften melden. Diese Firmen beschäftigen nämlich fast alle in ihren Betrieben einen umsichtigen Herrn, dem sie die Anstellung von Leuten überlassen. Herrn Geary kommt es nun vor, daß verschiedene von diesen Anstellungskommissionären mit privaten Stellenvermittlern in Verbindung stehen. Von diesen lassen sie sich die Leute zuschicken, welche sie gebrauchen. Dagegen wäre nun gar nichts einzuwenden, aber es soll leider Thatsache sein, daß Leute, welchen auf diese Weise zu einer Stellung verholfen wird, während der ersten beiden Wochen ihrer neuen Thätigkeit die Hälfte ihres Lohnes an den Vermittler abgeben müssen. Herr Geary hegt den Verdacht, daß — natürlich ohne Wissen der betreffenden Firmen — von dieser Kommission die Anstellungs-Kommissionäre etwa die Hälfte abbekommen. Daher der Name! — Eine weitere und sehr unschöne Folge dieser praktischen und für ihre Erfinder einträglichen Einrichtung ist es natürlich, daß in den betreffenden Geschäften, auf Veranlassung der Kommissionäre und muthmaßlich auch von Abtheilungs-Chefs, die mit ihnen im Bunde stehen, sehr häufig Personalveränderungen vorgenommen werden. Je zahlreicher die Anstellungen, um so häufiger die Kommissionen.

* * *

Die Zeit der Steuereinschätzung, wo die pyramidalen Bodenwerthe im Geschäftsviertel der Stadt wieder für ein Jahr festgestellt werden, gibt besonders den alten Ansiedlern Gelegenheit zu schwermüthigen Betrachtungen, was sie in ihrer und Chicagos Jugendzeit hätten für Geschäfte machen können — wenn sie gewußt hätten. Und nicht nur hier herrscht in vielen Familien noch heute Bekümmerniß über die vom Ahn verpaßten Gelegenheiten. Ueberall im Westen sitzen, auf den Farmen verstreut, Trauernde oder besser Leidtragende, die zu klagen haben, wie ihr Vater, Großvater oder, in Folge dessen nicht gewordener Erbonkel bei seinem Auszuge in den Dreißiger, Vierziger Jahren durch Chicago gekommen sei und hier für einen Pappenstiel ganze Rittergüter hätte kaufen können. Wie ihm in seiner Kurzsichtigkeit aber das Geschäft nicht vortheilhaft erschienen und er mit seinem Plauwagen weiter kutschirt sei, nachdem er sich kaum Zeit genommen, im Chicago seine Pferde neu beschlagen zu lassen. — Vielfach werden freilich den Vorfahren auch ganz unbegründete Vorwürfe gemacht. Wenn man es ihnen z. B. verargt, daß sie es versäumt haben, den heutigen Bezirk Lake View an sich zu bringen, als dieser ihnen für ein paar alte Stiefeln zum Kauf angeboten wurde, so muß man berücksichtigen, daß sie zur Zeit vielleicht nicht im Besitze überflüssiger Fußbekleidungsstücke gewesen sind.

Einer von denen, die sich's nie haben verzeihen können, daß sie die Gelegenheit versäumt, Großgrundbesitzer in Chicago zu werden, war der kürzlich in Peoria verstorbene John C. Flanagan, Schwieger-Großvater des Humoristen Bob Burdette. Diesem wurde, als er im Jahre 1834 von Peoria aus hierherkam, um Getreide gegen Backsteine und Bauholz zu vertauschen, das ganze Gebiet zwischen der Madison Str., State Str., dem See und der 12. Str. zu $1.25 per Acker angeboten. Flanagan ging nicht auf den Handel ein, weil sich seiner Ansicht nach jener Boden doch nur schlecht zum Anbau von Welschkorn geeignet hätte, und sonstige Verwendbarkeit schien ihm der Platz auch nicht zu besitzen. Von den sechzig Jahren, die er später noch lebte, soll Flanagan etwa 50 mit Berechnung der ungeheueren Verluste zugebracht haben, welche ihm aus diesem Geschäfte erwachsen sind, weil er's nicht gemacht hatte. Der Werth des fraglichen Landes beziffert sich gegenwärtig auf einige hundert Millionen Dollars, von den riesigen Pachtsummen gar nicht zu reden, welche Mr. Flanagan im Laufe eines halben Jahrhunderts dafür hätte ziehen können.

Ein andrer, jetzt auch schon seit geraumer Zeit verstorbener Bürger von Peoria, der sein mangelndes Vertrauen auf die Zukunft Chicagos lange und schwer bereut hat, war der Zeitungsherausgeber und namhafte demokratische Politiker Dowdall. Dem wurden in den Vierziger Jahren fünf Acker Land in dem Straßengeviert, wo jetzt das Palmer House steht, für $8000 offerirt. Und er hatte den Mammon, wollte aber nicht kaufen. Später hat sich Dowdall bei seinen Besuchen in Chicago wieder und wieder wehmuthsvoll nach dem Stande des Grundeigenthums-Marktes erkundigt. Gegenwärtig repräsentiren „seine" fünf Acker einen Marktwerth von $8,000,000.

Richter Jones von Lake County, der hier öfter dem Countyrichter Carter aushilft, kann sich nie eines stillen Seufzers erwehren, wenn er durch die Clark Straße und in die Gegend nördlich von der Monroe Str. kommt. Dort besaß sein Vater dereinst zwei hübsche Baustellen, die er für $50 das Stück erstanden hatte. Ende der Dreißiger Jahre verkaufte er sie für $450, um dann nach Lake County zu übersiedeln und dort eine Farm zu kaufen. Die Farm ist jetzt $100 den Acker werth, die Baustellen an der Clark Straße gelten $500 für jeden Zoll ihrer Frontlänge.

Benjamin Jones, der Vater des jetzt 79jährigen Fernando Jones, war vielleicht der erste Chicagoer Grundeigenthums-Spekulant. Sein Sohn behauptet freilich, er hätte sich fast durchweg verspekulirt, indem er seine Liegenschaften viel zu früh wieder losschlug. Der ältere Jones kaufte gegen Mitte der Dreißiger Jahre den ganzen Platz, auf welchem jetzt das neue Bundesgebäude steht, für $505 und für $185 den ganzen Trakt Land, auf welchem jetzt der Polk-Straße-Bahnhof steht. Jetzt soll der Kaufbrief, welchen Benjamin Jones damals über seine Erwerbung des jetzigen Bundes-Grundstückes erhielt, in einer Bronze-Tafel als Kuriosum am neuen Postgebäude angebracht werden. —ss.

Weniger „Licht".

In Oesterreich und anderwärts werden Hotelgästen, besonders in den kleineren Häusern, oft noch hohe Preise für „Licht" berechnet. Auf diesen Umstand bezieht sich die folgende Zuschrift eines Mitarbeiters des „Wiener Tagblatts": „Ich habe eine ungefähr achtwöchentliche Tour hinter mir, die mich durch Kärnten, Tirol, Bayern und München wieder in die Heimath geführt hat. Da es zumeist per pedes ging, bin ich in 56 Tagen in 24 Hotels oder Gasthöfen „abgestiegen". In kleinen Ortschaften handelte es sich nur um das Uebernachten. Ich habe also 24 Hotelrechnungen aus dem Fremde heimgebracht. Auf diesen 24 Belegen erscheint ebenso oft die Post „Licht". Dreizehnmal sind dafür 30 Kreuzer aufgerechnet, bei längerem Aufenthalt kommt die Sache höher. Die übrigen elf Rechnungen enthalten theilweise eine Belastung von 60 Kreuzern für „Licht". Ich rechne 5 Gulden 50 Kreuzer zusammen, dazu die 3 Gulden 90 Kreuzer jener kleineren Rechnungen, macht in Summa neun Gulden vierzig Kreuzer. — In acht Sommerwochen habe ich ungefähr zehn Gulden für Kerzen ausgegeben, rein nur, um den Vorgang des Auskleidens zu beleuchten, ein paarmal auch, um gewissen nächtlichen Besuchern aus der Insektenwelt auf die Spur zu kommen. Ist das nicht himmelschreiend, verdiene ich nicht unter Kuratel gestellt zu werden? Für neun Gulden vierzig Kreuzer Kerzen! Das sind, das Kilo Kerzen zu vierzig Kreuzern gerechnet, über dreiundzwanzig Kilo, also ungefähr ein halber Zentner, in 56 Tagen. Rechne ich nur die bessere Sorte, wovon 6 auf ein Paket kommen, so ergeben sich einhundertachtunddreißig Kerzen, also pro Tag 2½ Lichte. Rechne ich das Maß der Kerze zu 35 Zentimetern, so ergibt sich, übereinandergestellt, eine Höhe von 5830 Zentimetern, also fast 60 Meter Licht, das ist die beträchtliche Höhe eines Wohnhauses. In der That habe ich Alles in Allem, gewiß aber nicht mehr als zwei Kerzen verbrannt, und ich hätte meinen bescheidenen Beleuchtungsetat mit 14 Kreuzern bestreiten können. Neun Gulden und sechsundzwanzig Kreuzer, das sind 18½ Kronen, habe ich einfach dem Unfug der Lichtberechnung auf Basis der Uebervortheilung opfern müssen".

— Bescheidenheit ist eine Zier. — „Ja, Kerl, warum schlagen Sie denn so an die Thür, sehen Sie nicht dort die Glocke zum Anläuten!" — „O, mei — ich hab' mich nicht getraut — so unbescheiden wollt' ich doch nicht sein."

Eine Badebekanntschaft.

(Skizze von Annie Latt-Felsberg.)

Jedenfalls war sie eine der elegantesten Erscheinungen des eleganten Seebades.

Sie trug nur weiße Toiletten, höchstens bei Regenwetter ein schlichtes, graues Kleid von elegantem Schnitt.

Ihr Hauptreiz bestand in ihrer herrlichen Gestalt, in ihren wundervollen Bewegungen, die in den enganschließenden Gewändern von weichen weißen Stoffen zur vollsten Geltung kamen.

Neben ihr ging ein kümmerliches, altes Mütterchen in schwarzem Fähnchen, demüthig in Haltung und Geberde, wie es einer alten, treuen Dienerin zukommt. Eine wunderbare Folie ihrer jugendlichen, vornehmen Schönheit.

Als er sie zuerst sah, war sie etwas bleich, abgespannt, wie nach den Strapazen einer voll durchlebten Wintersaison. Müde Blasirtheit lag auf ihrem Antlitz mit den großen, grauen, kühlen Augen.

Sämmtliche Herren der Kurliste schwärmten für sie und von ihr.

Die Damen waren weniger entzückt, wie immer sprach der blasse Neid sein abweisendes Urtheil.

Besonders die junge Damenwelt, die sie so gewaltig in den Schatten stellte, hatte gehässige Blicke für sie und mied mit ängstlicher Scheu ihre Nähe.

„Sie hat ganz entschieden etwas Besonderes" — meinte der blonde Rittergutsbesitzer mit der Hünengestalt zu einer jungen Freundin.

Das zierliche Fräulein rümpfte die feine aristokratisch gebogene Nase und zuckte die schmalen, abfallenden Schultern.

„Jawohl, etwas Besonderes allerdings — so — so — wie eine, die gewöhnt ist, sich zur Schau zu stellen —"

„Wie boshaft Sie sein können."

„Passen Sie auf, irgend eine Schauspielerin — oder etwas Anderes wird die nächste Kurliste uns verrathen."

Aber sie täuschte sich, die kleine Baroneß. Die Kurliste brachte nur einen Namen, keinen Stand.

„Mein Gott, sie reist eben Inkognito" — spöttelte sie und zupfte an den echten Spitzen ihrer duftigen, weißen Batistrobe, die wie eine Wolke ihre zierliche Kleinheit einhüllte.

„Haben Sie immer noch keine Anknüpfung gefunden?" lachte sie ihn aus.

„Leider nicht." entgegnete er pikirt.

Die Kleine durchschaute ihn, ihre klugen Augen sahen, wie sehnsüchtig er der hohen, stolzen, vornehmen Gestalt nachblickte, sobald sie erschien auf der Straßenpromenade.

„Passen Sie auf, ob sie gar nicht einmal ein Buch, Taschentuch — auch Handschuh und Fächer eignen sich für diesen Zweck — ganz zufällig in Ihrer Nähe vergißt."

„Wie erfahren Sie sind, Baroneß—"

Ein silberhelles Lachen.

„Nicht wahr, bei meiner Jugend alles Mögliche?" neckte sie ihn.

„Ich wette, daß sie sehr vornehm ist, irgend eine Gräfin, die Gründe hat, sich — —"

Das Lachen der kleinen Baroneß hinderte ihn, seinen Satz zu vollenden.

„Ich bitte Sie, Gräfin, das reicht nicht, eine Prinzessin, eine richtige Theaterprinzessin!" —

Er biß sich auf die Lippen.

Das kleine geistsprühende Wesen neben ihm mit dem interessanten, brünetten Gesichtchen ärgerte ihn, und doch suchte er seine Nähe auf, so oft er es sah.

Die lässige Art ihrer Bewegungen bildete den graden Gegensatz zu denen der Andern, die er bewunderte. Jugendliche Eckigkeit der Formen. Das schmale Gesichtchen nur Geist und Nerven verrathend, die Augen voll Gluth, voll Neckluft und heimlichem Feuer.

„Endlich doch eine Anknüpfung?" — lachte sie ihm dann entgegen, als er sich mit tiefem Gruß von der Andern verabschiedete und zu ihr trat.

„Jawohl."

„Taschentuch oder Fächer?"

„Nichts von alledem."

„Ah — ich bin gespannt."

Lächelnd, sehr zufrieden, sah er die dunklen, fragenden Augen auf sich gerichtet. Wie geheime Angst lag es darin. Wie das ihm schmeichelte! Er sah ihr feines Kinderhändchen nervös an den kostbaren Spitzen zupfen.

„Nun — und?"

„Ein kleiner Ohnmachtsanfall ihrer Begleiterin, welche die Seeluft nicht vertragen kann, bot die Anknüpfung."

„Ah — diensteifriger Kavalier ihrer garde dame! Natürlich reist diese ab und sie bleibt allein hier."

„Baroneß sind groß im Errathenr. Aber sie ist wirklich sehr vornehm. Darf ich Baroneß mit ihr bekannt machen?"

„Um Gott nicht," wehrte diese, ängstlich beide Hände abwehrend ausstreckend.

Nun gingen sie und er täglich mehrere Stunden am Strande im nahen Walde zusammen; auch fuhren sie gemeinsam im Segelboot, und auf dem Tennisplatz war sie seine Partnerin.

Er vernachlässigte die kleine Baroneß, die in dem feuerrothen Foulardkleid wie eine Mohnblume aussah, auffallend. Ihm erschien sie wie ein kleines, rothes Teufelchen, wenn ihre Zähnchen zwischen den rothen Lippen hervorblitzten und ihre Augen ordentliche Feuergarben spieen, wenn er ihr begegnete.

„Ein reizendes Teufelchen," gestand er sich, obgleich er in den Banden der Andern lag, deren königliche Hohheit ihm imponirte.

Die kleine, alte, schwarze Folie war wirklich abgereist, die Seeluft zehrte ihr Bischen dünnes Blut ganz auf. Aber voll blühte die Junge auf. Ihr graues, müdes Auge blickte strahlender, besonders wenn er neben ihr ging, galant, aufmerksam, Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.

Sie bilden wirklich ein wundervolles Paar" — lachte die feuerrothe Baroneß.

„Darf ich Sie noch immer nicht bekannt machen?"

„Danke — nein — — erst — wenn — wenn sie ihre Braut ist."

Ein langer, räthselhafter Blick, voll Neckerei und Trauer zugleich, ein eigenthümliches Beben der Stimme bei den Worten: „Ihre Braut" — ein hastiges Verschwinden, um jener Anderen Platz zu machen.

Nun blickte er ihr nach, wie sie eilig dahin schritt mit den schlenkernden Armen und der lässigen Haltung.

Dann auf dem Tennisplatz tauchte sie wieder auf, im kurzen blauen Rock und der Blouse mit dem Matrosenkragen. Wie ein ausgelassener Knabe sprang sie umher und schlug mit kräftiger Hand die Bälle. Nun war alle Lässigkeit geschwunden, Feuer, Bewegung war das ganze zierliche Persönchen. Auf dem Tennisplatz blieb sie die Meisterin, da bewunderten sie alle die temperamentvolle Baroneß.

Aber ihn fesselte die Andere. „Ich liebe es sehr, das Berliner Leben" — sprach das schöne Mädchen, und die grauen Augen leuchteten heller auf, als er leise, bedeutungsvoll fragte:

„Würden Sie es nicht eintauschen gegen ein Leben auf dem Lande?"

„Villeicht!" kam es über die vollen Lippen, und ein Neigen des stolzen Hauptes zeigte einen Nacken, dessen Linien ihn ganz berauschten.

„Denken Sie sich ein altes, verwittertes Herrenhaus, einen weiten Feld- und Waldkomplex, Ställe mit Pferden, Rindern, Knechte, Mägde, deren Herrin zu sein, nicht auch schön?"

„Warum nicht? Das Schloß ließe sich ausbauen mit Thürmen, Balkonen, einer Terrasse, mit Statuen geschmückt, — mit der Aussicht auf einen Park, von dessen Rasenparterre sich ein Brunnen erhebt mit köstlichen Centauren und Nymphen. , O, Zentauren libe ich. Halbmenschen. Wilde Naturen voll Leidenschaft. Im Gegensatz dazu eine Nymphe, das Urbild weiblicher Schönheit."

„Es müßte ein Königschloß sein, das Ihren Beifall fände, mein gnädiges Fräulein. Leider ließe mein väterliches Erbgut sich nicht zu solchem Paradies umgestalten."

„Schade—"

Wie vornehm das über ihre Lippen kam. Als ob sie nur in solchen Palästen, wie sie beschrieb, zu leben gewohnt sei. In solche Umgebung, da würde sie hineinpassen.

Sein schuldenfreies Rittergut, auf das er sonst so stolz war, erschien ihm plötzlich erbärmlich. Eur suchte eine Herrin für dasselbe, ein Weib, das an seiner Seite sein Glück fand, das Leben eines Landedelmannes mit ihm theilte.

Im Geiste hatte er schon ihre stolze, hohe Gestalt die weiten Zimmer durchschreiten sehen, mit dem altehrwürdigen Hausrath, dem gediegenen, der überging von einem Geschlecht auf das andere.

Die Thüren, Balkone, Terrassen, Statuen, Zentauren und Nymphen, die konnte er nicht hinzaubern. Einige Rasenflecke mit Teppichbeeten und alten Blutbuchen, das war sein ganzer Park, dahinter ein Gemüsegarten mit Obstspalieren und Weingeranke, Bäume die tief ihre Aeste neigten unter dem Fruchtsegen, den sie trugen.

Wie lieb ihm das alles war!

Nur ein Weib fehlte, ein Weib, das er liebte, und sein Paradies war fertig.

Die neben ihm ging, im gleichen abgemessenen Schritt, die reizte ihn durch ihre Schönheit in jeder Gebärde.

Jetzt gingen sie stumm einher.

Er kam sich sehr gering neben ihr vor.

Früher als gewöhnlich verließ er sie.

„Verwöhnt wie eine Prinzessin," seufzte er.

„Schon beurlaubt?" spöttelte die Baroneß, als er sich neben ihr und ihrer Mutter niederließ.

„Oder gar in Ungnade entlassen?" neckte sie weiter.

Er war nicht in Neckstimmung. So ernst hatte die kleine Baroneß ihn noch nie gesehen. Aber nicht allzu lange dauerte es, da waren die Wolken von seiner Stirn verscheucht. Ihr Geplauder hatte ihn sie vergessen lassen, die so große Ansprüche stellte, wie er sie nicht befriedigen konnte.

An andern Morgen, in den Wellen der Ostsee, da traf er einen früheren Kameraden aus der Militärzeit. Ein schmucker Dragonerleutnant aus der Hauptstadt. Er stellte ihm einen Reisegefährten, einen jungen Bildhauer, vor.

„Du bleibst längere Zeit hier?"

„Nein, nur drei Tage, mein Freund hier will sich sein Modell wieder holen, das keine Lust verspürt, nach Berlin zu komen, wo er die Dame nothwendig braucht zu seiner nächsten Schöpfung."

„Hier, im Seebad sein Modell?"

„Jawohl, ein. Prachtweib, sollte sie Dir nicht aufgefallen sein?"

„Bis jetzt nicht."

Gemeinsames Diner mit obligater Weinbegleitung im Kurhaus auf der Terrasse.

„Aha, da kommt sie ja! Ein Glas Sekt wird sie nicht verschmähen!"

Der junge Bildhauer sprang rasch auf und eilte auf sein Modell zu.

Mit großem, starrem Blick sah der Gutsbesitzer die vornehme Gestalt seiner Angebeteten sich nahen.

„Ein Modell!"

Als sie ihn sah, da ergriff sie die Flucht. An demselben Abend reiste sie ab."

„Also Dich hat sie auch düpirt! Haha — jawohl — sehr vornehm! Winzige Wohnung, Hof vier Treppen, ärmliche, kleine, alte Frau, ihre Mutter. Sie verdient gutes Geld. Gesuchtes Modell, eine Mark die Stunde ohne Extrazulage!"

„Wie schwermüthig Sie aussehen!" neckte die Baroneß — „seit sie fort ist."

„Bitte, bitte, kein Wort mehr von ihr" — flehte er.

„Wer hatte Recht?"

„O Sie, Baroneß — tausendmal mehr, als Sie ahnen."

Er legte beschwörend die Finger an die Lippen.

Nun war er wieder ihr Begleiter, der Abtrünnige.

Sie hüllte sich wieder in ihre weißen Battistwolken.

„Da Sie weiß so lieben," lächelte sie.

Eines Tages sprach er von Abreise, von seinem Gut.

Er malte es in seiner ganzen Schlichtheit, seiner ererbten, alterthümlichen Eigenheit.

„Wie himmlisch schön muß es dort sein," sagte die kleine, kluge Baroneß.

„Wenn Sie wollen, ein Paradies für uns Beide."

Er faßte ihre kleine, feine Hand und zog sie an die Lippen.

Sie sah ihm strahlend in die Augen und wehrte ihm nicht.

Zwei Millionen zu verdienen.

Um den Lesern nicht unnöthigerweise den Mund wässerig zu machen, sei sogleich bemerkt, daß nur ein kleiner Kreis die oben angedeutete Gelegenheit hat, nämlich elektrotechnische Erfinder, welche zwei, bis jetzt ungelöste, aber sehr wichtige Aufgaben lösen können. Immerhin aber dürfte die Sache auch Andere, welche nicht an diesem hoffnungsvollen Mitbewerb selber theilnehmen können, ein Bischen interessiren, und so mögen ihr einige Augenblicke gewidmet sein.

Die „Erie Telephone Co." hat jüngst durch die Spalten von Fachzeitschriften sich erboten, für folgende Erfindungen je eine Million Dollars auszuzahlen: Ein gutes Telephon-Quadruplex (Vervierfachungs-Sprechapparat) und ein guter Telephon-Repetir-, oder Schallkraft = Erneuerungs = Apparat. Das sind zwei Dinge, welche in der Telephonwelt heiß begehrt sind, und worin man in der Telegraphenwelt bis jetzt viel glücklicher ist.

Im Telegraphiewesen hat man schon lange ein Quadruplex (hierzulande in Fachkreisen kurz „Quad" genannt), wodurch es möglich ist, die Leistungsfähigkeit eines Telegraphendrahtes auf das Vierfache zu erhöhen, indem gleichzeitig zwei Uebertragungs- und zwei Aufnahme-Kreisströme über einen und denselben Draht gehen können. Aber mit einem Telephon-Kreisstrom ist es wiederum etwas ganz Anderes! Hier darf nur ein schwacher elektrischer Strom zur Anwendung kommen; denn wenn die benutzte Batterie eine gewisse Stärke überschreitet, vermischen sich die Ton-Schwingungen und die Worte lassen sich am Schallbecher schwer oder gar nicht verstehen; zum Läuten der Telephonklingeln ist überhaupt keine Batterie erforderlich. Nur der mildeste Strom kann beim Telephoniren angewendet werden; ein Vervierfachungs-Apparat aber, wie man ihn bisher kennt, ist untrennbar von der Erzeugung stärkerer Kraft.

Und doch wäre es gerade für den Telephondienst von allerhöchstem Werth, wenn er sich ebenfalls einen solchen Apparat leisten könnte. Denn alsdann könnte man ja den Draht, welchen man jetzt nach dem Telephon eines Kunden laufen lassen muß, für noch drei andere nutzbar machen, und es könnte also eine weit größere Anzahl Subskribenten ohne entsprechende Kosten = Vermehrung bedient werden!

Was nun den Repetir-Apparat anbelangt, so wäre das Telegraphiren auf Strecken, welche in die Tausende von Meilen gehen, gar nicht ohne denselben möglich, und es ließe sich z. B. keine Ueberland-Stromkette zwischen San Francisco und Chicago ohne diese Einrichtung aufrechterhalten. Denn der Verlust am elektrischen Strome durch sogenannte Induktion und aus anderen Ursachen auf weite Strecken ist zu bedeutend. Daher werden diese Apparate eingesetzt, welche die schwach gewordenen telegraphischen Bewegungs-Zeichen wiederum mit der ursprünglichen Stärke weiterbefördern. Dazu gehört aber gleichfalls ein entsprechend starker Strom und eine offene und geschlossene Stromkette, wie man sie beim Telephoniren gar nicht hat.

Schon viele Versuche sind gemacht worden, für den Telephondienst auf lange Distanzen etwas Entsprechendes zuwege zu bringen, aber man hat bis heute nichts Praktisches dieser Art. Hätte man eine gute derartige Einrichtung für diesen Dienst, so würde ohne Zweifel die Anwendung des Lang-Distanz-Telephons eine ungeheure Ausdehnung erlangen, und jedenfalls würden über alle Theile der Ver. Staaten Drähte für diesen Zweck gespannt werden.

Es begreift sich darnach, daß die zwei gesuchten Erfindungen einen völligen Umschwung im Telephondienst herbeiführen, denselben um das Vierfache steigern und wahrscheinlich auch schließlich sehr verbilligen würde, bei gewaltiger Steigerung der Einnahmen! Was das obige Anerbieten betrifft, so ist jene Gesellschaft, deren Drahtnetz über ein Halbdutzend Staaten geht, sehr wohl im Stande, ihr Wort zu halten, und auch in den Kreisen der Bell'schen Telephongesellschaft hat man nicht gezögert, zu erklären, daß die Gesellschaft irgend einen Preis für zwei solche Erfindungen zahlen würde. Wem wird der Preis zufallen?

— Rücksichtsvoll. — Herr (erzählend, zu einer reizenden Dame): „Als ich dies hörte, Fräulein, überkam mich ein Frösteln und — eine Schwanenhaut überlief mich!"

— Protzig. — Herr: Nun wie ich hörte, Herr Kommerzienrath, wollen Sie ein großes Eiswerk bauen, werden Sie damit auch reussieren? — Kommerzienrath: Wie haißt reussieren? Brauche ich doch für einen Bedarf, zum Sektkühlen.

Für die Küche.

— Rothe Weinsauce. Man lasse ½ Quart rothen Wein, ¼ Unze Zucker, einige Stücke Zimmet, Schale einer halben Zitrone und 2 Eßlöffel Himbeer- oder Johannisbeer-Gelee zugedeckt bis zum Kochen kommen, rühre Kornstärke mit kaltem Wasser an und gebe dann so viel zum Wein, daß die Sauce etwas gebunden wird, und fülle sie sogleich in eine Saucière.

— Leber-Ragout mit Kräutern (Sächsische Küche). Nachdem die ganz frische Leber gewaschen, enthäutet und in Streifen geschnitten, schwitze man etwas Schalotten, Schnittlauch, Thymian, Dragon und Petersilie, dies alles gehackt, in Butter gelb, thue die Leber und Salz dazu und lasse diese so lange schmoren, bis sie weich ist. Dann gebe man geriebenes Weißbrod, Muskatnuß und Nelkenpfeffer, 2 Tassen Bouillon, eben so viel Wein dazu und lasse es eben miteinander durchkochen.

— Apfelsinen-Crême. ¼ Quart guter Wein, 2 Apfelsinen, 1 Zitrone, ¼ Pfund Zucker, 6—8 Eier. Apfelsinen und Zitronen werden am Zucker abgerieben, doch erstere nicht zu stark, damit der Geschmack nicht zu sehr vorherrsche; dann wir der Saft ausgepreßt und alles über lebhaftem Feuer mit einem Schaumbesen stark geschlagen, bis es kocht. Die Crême wird alsdann rasch in ein Geschirr geschüttet, noch eine kleine Weile geschlagen und in die zum Gebrauch bestimmte Schüssel gefüllt.

— Weintrauben-Pudding. ¼ Pfund Butter, 8 Eier, ¼ Pfund feingestoßene Mandeln, ½ Pfund durchgesiebten Zucker, Zimmet, auch nach Belieben etwas Zitronenschale, ¾ Pfund abgeschältes Weißbrod, ein Suppenteller voll abgepflückte Trauben. Man weicht das Weißbrod in kalte Milch ein, drückt es aus, rührt die Butter zu Sahne, gibt Eidotter, Zucker, Gewürz, das Weißbrod dazu und mischt, nachdem die Masse stark gerührt ist, die Trauben nebst dem Eiweißschaum durch. Man lasse diesen Pudding 2 Stunden kochen. Eine Schaumsauce ist am angenehmsten dazu. — Für 8—10 Personen.

— Filetbraten im Ofen. Derselbe wird entweder frisch gebraten oder eine Nacht in Essig gelegt, man entfernt Fett und Haut, spickt ihn wie Hasen in zwei Reihen und bestreut ihn mit Salz und Nelkenpfeffer. Dann setzt man ihn in einer irdenen Bratpfanne mit reichlich kochend heißer Butter in oder auf den Ofen und läßt ihn zugedeckt 1 Stunde nicht gar zu stark braten, während man ihn oft begießt und von Zeit zu Zeit, wenn die Sauce bräunlich wird, womöglich eine Tasse dicke Sahne, andernfalls Milch hinzugibt. Beim Anrichten wird die Sauce mit etwas Wasser zusammengerührt; sie ist gewöhnlich ohne Stärke durch die Sahne sämig genug.

— Gefüllter Karpfen. Man schuppt den Karpfen, nimmt ihn aus, salzt ihn und löst von der einen Seite das Fleisch, welches zwischen Kopf und Schwanz sitzt, behutsam ab, so daß beide Theile an der Haut hängen bleiben und weder Rückgrat noch Haut beschädigt werden. Dann hackt man das herausgeschnittene Fleisch, nachdem man die Gräten entfernt hat, recht fein, reibt ein reichliches Stück Butter zu Sahne, rührt hinein: 2 Eier, etwas in Wasser eingeweichtes und wieder ausgedrücktes Weißbrod, 1—2 Schalotten, Zitronenschale, Salz, Muskatblüthe und zuletzt das gehackte Karpfenfleisch. Fände man die Farce zu weich, so fügt man ein wenig geriebenes Weißbrod, andernfalls etwas Wasser hinzu und streicht sie in die Lücken des Karpfens, so daß er seine vorige Gestalt wieder erhält, bestreut ihn mit Zwieback, legt ihn nebst Butter auf Speckscheiben in eine Pfanne, die gefüllte Seite nach oben, und läßt ihn unter öfterem vorsichtigen Begießen im Ofen gar und gelb werden. — Kann man einen Deckel mit Kohlen auf die Pfanne legen, so wird der Karpfen noch besser.

— Schmalz- oder Butterkohl. Dieser so sehr einträgliche Kohl, welcher ein sehr gesundes und angenehmes Gemüse liefert, verdient allgemein kultivirt zu werden.

Die Blätter werden gut gewaschen, auf einem Küchenbrett fein geschnitten, indem man eine Handvoll fest zusammenhält, nochmals abspült und in reichlichem Wasser weich abkocht. Das Starke dieses Kohls im Sommer wird dadurch entfernt, daß man ihn nach dem Abkochen eine Weile in Wasser setzt. Alsdann wird er auf einen Durchschlag geschüttet, mit dem Schaumlöffel stark ausgedrückt und auf zweierlei Weise zubereitet.

Erstens schwitzt man in einem Stück heiß gemachter Butter etwas Mehl gelb, zerrührt es mit kochendem Wasser, gibt Salz hinzu, stovt das Gemüse darin, rührt beim Anrichten etwas Sahne durch und richtet es mit einem Schüsselchen abgekochter Kartoffeln und beliebigem Fleisch an. Es passen Schinken, Rauchfleisch, gebratene Leber, Bratwurst, Frikadellen und dergl. dazu.

Zweitens wird ein Stückchen Speck gekocht und die Brühe zum Kohl angewendet, oder es wird Wasser mit Fett und Salz zum Kochen gebracht, Kartoffeln hineingegeben und der abgekochte Kohl darauf gelegt. Sobald die Kartoffeln gar sind, wird das Gemüse, welches saftig gekocht sein muß, durchgerührt. Sollte dasselbe durch die Kartoffeln nicht sämig geworden sein, so rühre man 1—2 roh geriebene Kartoffeln durch, welches überhaupt bei dieserartig gekochtem Gemüse ein vorzügliches Bindungsmittel ist. — Zeit des Kochens 1½ Stunde.

— Wenn erst die politische Gleichberechtigung der Frauen eingeführt ist, werden sich manche Damen vorzüglich zum Kriegsminister eignen.

Hela und Larius.

(Eine Phantasie von Fritz Zilken.)

... Ja, es ist ein vorzüglicher Wein, eigenes Wachsthum, von meinem Gute am Johannisberge. Sie staunen? Ha, Sie wissen nicht, daß ich sehr reich bin und großen Grundbesitz in vielen Ländern habe. So gehört mir seit einiger Zeit auch die Ostspitze von Hela, da habe ich mir ein Schloß erbaut, ein Schloß am Meere.

... Wo Hela liegt? Sie haben recht, man braucht das nicht unbedingt zu wissen. Hela ist die schmale Halbinsel, die von der Küste von Pommerellen, kaum eine halbe Stunde breit, aber mehr denn sechs Wegestunden lang, in die Ostsee hineinreicht. Ihr Boden ist Sand, Dünne; nichts wächst dort als Heidekraut und knorzige Kiefern. Ehedem soll eine Stadt dagewesen sein. Wer weiß das? Jetzt ist sie nicht mehr. Die Spitze dieser Nehrung aber ist mein Grunderwerb, sie gehört mir.

... Wie ich dazu gekommen bin, fragen Sie? O, durch eine Laune, meine Mittel erlauben mir das. Im übrigen ist es ganz einfach und ging höchst natürlich zu. Es geschah nämlich, daß ich auf einer meiner Reisen nach Danzig kam. Da es gerade schönes Spätsommerwetter war, unternahm ich eine Ausfahrt in die Danziger Bucht. Am Frauenthor bestieg ich den Dampfer, der mich bald in die offene See hinausführte. Eine mäßige Kuhlte wehte aus Nordost. Weiße Schaumkämme warf sie gegen den Bord des Schiffes, daß sie manchmal hochaufstoben und als Spritzwellen über Deck stäubten. Den Dampfer focht das nicht an, mit hohem Kiel durchschnitt er tapfer die Fluth, und immer weiter verloren wir das Land in unserm Rücken. Dann eine kurze Zeit nichts als Himmel und Wasser. Und nun tauchten erst der Leuchtthurm, dann die Kirche und die Häuschen von Hela am Horizonte auf, denn es ist jetzt dort ein Fischerdorf, berühmt wegen der Flundern, die da gefangen und geräuchert werden. Bald legte das Schiff an und wir gingen an Land. Der Troß begab sich sofort in das Wirthshaus am Strande, um da die Zeit bis zur Rückfahrt des Schiffes zu verbringen. Mich aber hielt es nicht in dem Hause und es dauerte nicht lange, da lief ich in den nahen Kiefernwald und strolchte über die Düne, durch rothblühendes Heidekraut und hartes Rispengras, das in Büscheln mit jenem wechselte. Einen großen Strauß von beiden rupfte ich mir zusammen, den wollte ich zur Erinnerung mit mir nehmen; das ist nämlich eine Gewohnheit von mir, daß ich von meinen Fahrten allerlei Kram heimschleppe. Nutzloses Zeug sagen viele, die es nachher sehen. Was es werth ist, weiß ich besser. Immer weiter schritt ich also. Lange schon lag der Wald hinter mir, dann auch die Heide und ich stapfte nur noch durch Sand, in den ich bis zum Knöchel einsank, also, daß er mir die Schuhe füllte und die Wanderung wesentlich erschwerte. Mein Ziel war die äußerste Kante des Landes. Endlich hatte ich sie erreicht und stand da, wo die Wellen, von beiden Seiten kommend, sich in spitzem Winkel treffen, um aufspringend zu verspritzen. Ich war so nahe am Wasser, daß es mir die Schuhe netzte. Noch einen Schritt und ich stand darin, alles Land aus den Augen verloren. Eine Möve strich vorbei und stieß einen heisern Schrei aus. Dann entschwand sie. Mir aber war, als sei ich weit draußen, mitten im Meere: Wasser, nichts als Wasser und nichts Festes um mich. Selbst der Sand, der noch eine Strecke weit vor mir durch die Wellen schimmerte, war beweglich; er schien zu fließen. Aber nein, dort, noch einen Schritt weiter, da lag etwas, undeutlich zu erkennen. Eine Krabbe oder ein Seestern schien es. Ich wagte den Schritt und hob es auf, schnell, denn der Boden wich mir bedenklich unter den Füßen. Dann sprang ich in zwei Sprnügen zurück auf das festere Land. Jetzt erst betrachtete ich meine Beute. Es war nur ein Stein, faustgroß, abenteuerlich zerklüftet und wellenzerspült. Deshalb schob ich ihn in die Tasche, um auch ihn mit mir an den Rhein zu nehmen.

Der Strauß steckt jetzt in einem antiken römischen Glase, das ich einmal aus italischen Landen heimbrachte. Verträglich hat sich ihm ein Lorbeerzweiglein zugesellt; das kommt von der Villa Pliniana am Comersee. Dort, auf dem Sims meiner Bücherei stehen sie jetzt, Glas und Strauß, und das abgeblaßte Violett und das fahle Grün geben mit der schillernden Iris des Glases eine feine Farbenstimmung. Der Stein aber liegt als Beschwerer auf den Mappen und Heften meines Schreibtisches: die Ostspitze von Hela, mein Grundbesitz.

... Sie lächeln? Ein billiger Grundbesitz, spotten Sie, und ein werthloser? Sie irren. Mir ist er nicht feil, nicht für das Kaiserreich Marokko und nicht für alle Schätze von Thule.

.... Und das Schloß, mein Schloß am Meer, fragen Sie? O, das! Das baue ich mir auf, Abends spät und in der Nacht, wenn es im Hause still geworden ist, und ich einsam beim Scheine der Lampe zwischen meinen Büchern am Schreibtisch sitze, zurückgelehnt in den weitarmigen Stuhl, der mir den Rücken bequem aufnimmt. Sinnend fällt mein Blick auf das dürre Dünengras und die vertrockneten Heidekräuter. Salziger Meerhauch umweht mich. Deutlich vernehme ich von weit her den Schrei der streichenden Möve. Ich höre die brandende Welle und nachdenklich ruht mein Auge auf dem Steine. Dann wächst sie gewaltig empor, die Burg, mit Thürmen und Zinnen, düster und schwarz. Auf mächtigem Pfahlrost ruht sie, sicher gegründet im beweglichen Sande. Drinnen wohnen Könige und Helden. Nach der offenen See ist ein Hafen, von starken Rammpfählen umhegt, an denen die Wellen sich brechen; mit weißem Gischt spritzen sie darüber. Schiffe liegen darin, Wikingerdrachen, am Borde mit ehernen Schildern behangen, die klirren kampflustig im Winde. Nach der Landseite sind geringere Wohnstätten und Ställe für Rosse und Meute. Das ist Hela, das Schloß, mein Schloß am Meere.

.... Sie lachen? Ein Luftschloß, sagen Sie, ein Gebilde meiner Phantasie, das wie Nebel zerfließt und keinen Halt hat? Sie irren wieder.

Sichern Trittes beschreite ich die Halle, die in drei Bogen den weiten Blick auf das Meer eröffnet. Schaufelgeweihe zieren die Wände. Spieße und ringgeschmückte Schwerter hängen daneben. Am mächtigen Schragentisch auf wolfsfellbedeckten Bänken aber sitzen die Helden und das Methhorn macht die Runde. Mön, der vielgewanderte Sänger, der auf tanzendem Drachen in langer Meerfahrt von Finland gekommen, schlägt die Kantele und singt ein Lied. Von Unerhörtem singt er, das sich begeben, von Wogenbraus und rother Heide, von süßer Mime und bitterm Tod. Wenn er singt von Streit und Streites Noth, dann schlagen die Helden die klirrenden Schwerter, daß sie klingen mit dem Singen des Sängers im Takt. Wenn er sagt von der Minne auf der Heide, dann lauschen sie still, die Alten in freundlichem Erinnern, die Jungen in seligem Glück. Des Königs Auge, der am obern Ende des Tisches sitzt, aber geht durch die Bogen der Halle und schweift suchend hinaus auf das Meer. Blutroth sinkt dort die Sonne in dunkles Gewölt. Plötzlich ein Hornruf, dröhnend und laut. Das ist des Wächters Horn auf dem Thurm; es kündet ein Schiff. Auf springen die Helden und drängen zum Strande. Da läuft ein eichengezimmerter Drache, reich geschmückt mit ausgestochenem Bildwerk, auf den knirschenden Sand. Ihm entsteigen zwei wunderschöne Frauen, am goldenen Reif im langwallenden Haare kenntlich als von königlicher Art, licht die eine, wie der junge Tag, dunkler die andere, wie hereinbrechende Nacht. Kaum, daß der König die eine gesehen, da weiß er, sie ist es, die er ersehnt, da der Sänger sang und sein Auge suchend hinausging auf das Meer. Die andere aber war die ihm erkorene Braut, die einer seiner Getreuen, den er auf Werbschaft gesandt, ihm heimführte aus dem fernen Nordreiche. Und nicht lange währt es, da ist es dennoch die eine des Königs Gemahl. Die andere aber sitzt zur Abendzeit einsam in der Heide am Strande.

Haben will ich den König oder uns alle verderben, raunt sie, und böse Gedanken erfüllen ihre Seele.

Und es begibt sich, daß sie den Wächter besticht mit listigem Wort und Verheißung, also daß dieser sich in die Kammer schleicht, da der König sein Gemahl zu Bette gebracht und sorgsam eingehüllt in wärmende Decken, der junge König sein schönes Weib. Schnell blinkt ein Eisen im Scheine des brennenden Kienspans und gut trifft es das Leben der sorglos Schlafenden. Ein Schrei! Der König fährt auf und betastet das Lager, das blutüberströmte, und sein Weib, das in einem Seufzer dahinstirbt. Von der Thür aber schallt ein Lachen, ein schadenfroh höhnisches. Da reißt der König sinnlos in Schmerz und Wuth, das Schwert von der Wand. Nach der Thür fliegt das Eisen und trifft zu Tode die andere. Aber im Fallen greift diese den Kienspan und schleudert ihn hinein in die Decken und Felle des königlichen Bettes.

So richte ich uns beiden, schreit sie, die flammende Hochzeit!

In der gezimmerten Halle schlägt die Lohe hoch auf. Drunten im Hofe stampfen die Rosse mit den Hufen, und die Wolfshunde heulen im Zwinger. Vom Meere her kommt ein Brausen und Tosen, die entfesselte Windsbraut. Es heult der Sturm und übertönt das Schreien und die Klage in der Burg. Die Flamme aber eilt fressend hoch empor und springt von First zu First. Die Kammern, die gefüllten Spinde ergreift sie und wühlt sich hinab bis in die Spitze der Rammpfähle, alles vernichtend. Nur eine junge Magd, die mit den Gänsen weiter landwärts auf der Weide übernachtet, und von den Dienstmannen ein Fischer, der allein in einem Schifflein draußen auf dem Meere den Flundern Netze stellte, werden gerettet, Kunde zu geben von dem, was Unerhörtes sich ereignet. Der junge Tag aber, wenn er kommt, findet die Burg nicht mehr, und die Woge geht brandend über die Stätte, wo sie einstmals gestanden, am Ende von Hela.

.... So verständnißlos sehen Sie mich an. Warum das? Weil ich das Schloß wieder zerstörte, das ich erbaute? Das ist das Schicksal von allem, was ist, daß es endlich zugrunde geht. Auch Vineta mußte versinken, und im Süden deckte ein verderbenspeiender Berg ganze Städte mit glühender Asche. Dort oben das Glas auf dem Simse, in dem jetzt der Dünenstrauß von Hela steckt, es wüßte davon zu erzählen: ich brachte es mit aus Herculaneum. Wissen Sie, was da war? Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte in ihren Festen, und krachend zerbrachen Tempel und Häuser. Da hörte man das Jammern von Weibern, das Gekreisch von Kindern, das Schreien von Männern. Einige riefen suchend ihre Eltern, andere ihre Kinder, andere wieder ihre Gatten. Viele hoben ihre Hände zu den Göttern empor, andere meinten, es gäbe keine Götter mehr und dieses sei für Götter und Menschen die letzte Nacht. Für Tausende war sie es, und nur wenige entkamen.

... Aber Sie trinken nicht mehr. Der Wein ist doch gut; Sie lobten ihn selbst. Oder hat der Graus Ihnen die Trinklust benommen? Dann muß ich den Kothurn verlassen und auf dem Soccus wandeln. Statt der düstern Burg, der zerstörten, zeige ich Ihnen ein freundliches Landhaus, statt der finstern Tragödie ein lachendes Lustspiel: meine Villa Comödia am Larischen See.

Kennen Sie die Tremezzina? In sonnenbachüberspannter Barke rudert man hinüber von Bellagio. Ein Paradiesesgefilde, una cara stanza dell' amor, so schmiegt sich die Landschaft in die Bucht zwischen Tremezzo und dem Dosso di Lavedo am Comer See. Lustwandelnd schreite ich auf schattigem Wege längs des Ufers, ganz berauscht von Duft und Farbe, denn die Sonne scheint und es blüht der Lenz. Dicht unter dem Berge, ganz nahe am See, ragt etwas rothes, antikes Gemäuer. Dort wächst meine Villa. Von Lorber überschattet öffnet sich seewärts die Thür zu einem großen Saale; Bildwerke aus Marmor schmücken die Wände, kunstreiche Arbeit die goldene Decke. Eine säulenumstandene Wandelbahn führt um den blühenden Garten zum bemoosten Fels; da springt eine Quelle und stürzt sich in melodischem Rauschen hinab in tiefere Gewölbe, daß es im Saale wie immer klingender Harfenton vernommen wird. In dem Hause wohnen glückliche Menschen. Eine vornehmer Römer, ein Freund der Edelsten seiner Zeit, gibt sich in diesem geräuschlosen, wonnereichen Wohnsitze der Erholung von ernsten Staatsgeschäften hin. Nichts thuend und doch nicht müßig, pflegt er der Wissenschaften, der Dichtkunst und der Liebe. Die Gattin, die heißgeliebte, jüngst erst von schwerer Krankheit genesen, also, daß sie ihm neu geschenkt erscheint, weilt bei ihm. In kühler Laube singt sie ihm die Verse, die er selbst auf sie gedichtet hat, und begleitet sie auf der Zither, oder sie lesen Homer, denn der Griechen Dichter sind ihnen verständlich, wie ihre eigenen. Alle Tage werden den beiden zu Festen, heute aber ist ein besonderes, denn die Mutter der Geliebten wird, von Comum kommend, zu Besuch erwartet. Lange schon stehen die Glücklichen harrend am Strande, hinter ihnen in ehrerbietiger Entfernung, das Hausgesinde, die Freigelassenen und die Sklaven, alle wie die Herrschaft sich freuend, denn sie werden von dieser milde behandelt.

Jetzt steuern die Boote um das Vorgebirge, von wehenden Tüchern von weitem begrüßt, und dann liegen sich Mutter und Tochter freudig bewegt in den Armen. Der Hausherr aber richtet an die Gekommene eine zierliche Rede: Sei uns willkommen, Pompeja Celerina, hier an unserem schönen Lacus Larius! Mögest Du von meinem Gute den gleichen Genuß haben, wie ich ihn oft von dem deinigen, und dich hier so wohl fühlen, wie ich bei dir in Ocriculum und in Narina, wo ich mich manches Mal mehr als Herrn dünkte, denn auf meinem eigenen Besitzthum.

Während dieser herzlichen Begrüßung spielt sich eine wunderbare Szene ab zwischen einer Magd des Hauses und einem der Ruderer aus einem der Boote. Die beiden waren Jugendgespielen und hatten als Kinder in Misenum gewohnt. In jener schrecklichen Nacht aber, da der Berg drüben über dem Golfe Feuer spie, waren sie aus der Stadt geflüchtet. Der Knabe, der das Mädchen herzlich liebte, hatte dieses zu retten gesucht. Jedoch in dem wilden Gedränge wurden sie von einander getrennt und hatten sich niemals wieder gesehen, also daß eins von dem andern glaubte, es sei bei dem Ereignisse zu Grunde gegangen. Jetzt stehen sie sich plötzlich gegenüber, und die nie erstorbene Liebe leuchtet ihnen beiden aus dem Antlitz. Fast wie ein Wunder erscheint es allen, die dabei sind, und wie eine glückliche Vorbedeutung für die weitern Geschehnisse, die der Besuch im Gefolge hat. Deshalb schenken der Hausherr und seine Schwieger der Magd und dem Knechte, die Sklaven waren, die Freiheit.

... Sie lachen wieder? Erhebende Großmuth, spotten Sie? Gewiß! Ich aber überbiete sie, denn ich gebe den beiden eine einträgliche Stelle als Meier und Meierin auf einem meiner Weingüter im Rheingau; mögen sie da friedlich leben und ihres dreifach unverhofften Glückes sich noch lange erfreuen.

... Jetzt lachen Sie laut. Sie trauen meinen Besitzungen nicht? Windige Schlösser und Villen, sagen Sie, und es würde mir schwer werden, eines davon zu veräußern? Da haben Sie recht. Verkaufen kann man sie nicht, nicht einmal eine Hypothek darauf nehmen. Aber kaufen kann man sie ebenso wenig, nicht für alle Schätze von Marokko und Thule, denn diese, das vergaß ich noch zu sagen, sind auch mein.

Prosit, Ihr Wohlsein.

Ein deutsch-ostafrikanischer Kurort.

Ein wahres Eldorado muß der Luftkurort Mpapua in Deutsch-Ostafrika sein, dessen Vorzüge die Badedirektion in folgendem Inserat rühmt: Luftkurort Mpapua, in zwanzig Tagen von der Küste, auch während der Regenzeit, bequem zu erreichen. Komfortables Wohnhaus für Europäer in etwa 1030 Meter Meereshöhe. Restaurant am Platze. Zoologischer Garten. Prächtige Aussicht auf die Uhähäberge und die Marugamkali. — Schöne Ausflüge nach dem benachbarten „Pori.“ Starker, bacterienfreier Ostwind immer. — Gute Verpflegung. Civile Preise. Warme Getränke zu jeder Tages- und Nachtzeit. Unterhaltungsspiele jeder Art. — Bäder und Wagen im Hause. — Regelmäßige Postverbindung mit der Küste, Europa und dem weiteren „Inneren.“ Anfragen mit Retourmarke sind zu richten an: Die Badedirektion. — Die zwanzigtägige Postfahrt von der Küste und zumal der zoologische Garten werden gewiß auf alle Erholungsbedürftigen eine große Anziehungskraft ausüben.

— Naheliegend. — A.: „Sonderbar, daß Müller und seine Frau immer in Hader leben.“ — B.: „Wundert mich gar nicht, er stammt ja doch aus Hadersleben.“

Die Belagerung von Guerin.

(Originalbericht „Wippchen's“.)

Paris, den 15. August 1899.

Selbst in Frankreich muß man gerecht sein und eingestehen, daß dort selbst die todte Saison Leben hat, ja, auch dann, wenn die Saison nicht nur todt, sondern auch bereits begraben ist, blüht doch so viel neues Leben aus den Ruinen der Hundstage, daß selbst große Berichterstatterfamilien ganz bequem davon existiren können. Immer geschieht etwas, dem gegenüber die Augen Europas nichts Besseres thun können, als sich darauf zu richten. Nach wie vor geht etwas vor, was alle Kabel der Welt in Bewegung setzt. Die französische Klio ist eine ganz (wohlverstanden nicht mit s) moderne Dame, sie schreibt immer, und ihre Tafel ist so voll wie die Macbeths, als Banquos Geist sich auf den erhabenen Sessel Sr. Majestät gesetzt und dieser allergnädigst geruht hatte, von seiner Anwesenheit Notiz zu nehmen. Jedes sensationelle Ereigniß scheint die Hacken nur zu haben, damit ihm das nächste auf dieselben treten kann. Immer aber ist das, was vorfällt und die Oeffentlichkeit beschäftigt, originell und interessant, wenn es auch wie Schillers Minna rasch vorübergeht: „eitel in sich selbst verloren.“

Wenn in allen anderen europäischen Ländern das Quecksilber höher steht als dies Metall ohne Queck, ist über allen Gipfeln des Staates Ruh. Es begeben sich keine Ereignisse, sondern die Minister an irgend einen Strand, um des wohlverdienten Wellenbades zu pflegen, oder sie schließen sich als dienendes Glied an eine Bergkette an und freuen sich des Randes des Abgrunds, an dem sie der Führer vorbeiseilt. Anders in Frankreich. Hier steht das Rad der Weltgeschichte nicht still, ja, hier ist es nicht einmal mit Gummi bekleidet, sondern rollt immer geräuschvoll über die Steine, welche der Ruhe und dem Frieden im Wege liegen.

So auch heute. Und wenn ich den Leser frage: „Was ist denn wieder los?“ so wird er mir antworten: „Die Belagerung von Guérin.“

Guérin ist keine Festung. Guérin ist der Leiter der Antisemitenliga, welche eine Feindin der Regierung ist, weil diese einem Mann wie Dreyfus, statt ihn auf der Teufelsinsel bis an sein Lebensende das Zeitliche segnen zu lassen, nicht den Rest, sondern Gelegenheit gibt, die Schuld der Fälscher, welche er verbüßte, in Rennes zu enthüllen. Guérin wollte deshalb in Verbindung mit der Patriotenliga die Republik stürzen und sie um einen Loubet kürzer machen. Das ließ sich die Regierung nicht zweimal sagen, und sie beschloß, ihre Gegner—verzeihen Sie das harte Wort! — windelweich zu hauen, genau so wie Dionys, als Möros, mit dem Dolch im Gewande bekleidet, zu ihm schlich, um ihm das Lebenslicht abzudrehen. Als aber die Polizei vor dem Hause der Antisemitenliga in der Rue de (lies: rüde) Chabrol erschien, um Herrn Jules Guérin in Bande so zu schlagen, daß ihm Hören und Sehen verging, schloß er die Thore und erklärte, er sei mit vierzig Genossen bereit, lieber keinen Blutstropfen auf dem andern zu lassen, als sich dieser Regierung zu beugen.

Sofort eröffnete die Polizei die Belagerung. Die Belagerten sahen rauchend und bis an die Zähne oder bis an deren Ersatz bewaffnet aus den Fenstern den Belagerungsarbeiten zu. Sie verloren auch den Muth nicht, als ihnen das Wasser, das Gas und der Fernsprecher abgeschnitten wurden. „Wenn's nur nicht der Kopf ist!“ ließ der Kommandant Guérin durch sein Dienstmädchen dem Leiter der Belagerung sagen. Dieser antwortete dem Mädchen: „Sagen Sie Herrn Guérin, er solle sich, wenn nöthig, das Fersengeld pumpen und fliehen. Das hat schon Demostthenes gesagt.“ Kaum waren zwei Minuten verflossen, so erschien das Dienstmädchen wieder und bestellte: „Demosthenes hat diese Worte des Menander nur zitirt, aber Beide waren keine Pariser. Herr Guérin wird sich lieber in Grund und Boden schießen und schleifen lassen, als ihnen die Thore öffnen.“

Diesen Vormittag sprach ich Guérin. An der Thür prangt ein Plakat: „Eintritt nur den Interviewern gestattet.“ Guérin sieht sehr belagert aus, aber seine Besatzung trinkt ihm Muth zu. Einer sagte, während er auf ein Haus gegenüber zeigte: „Von den Höhen dieses Hauses blicken zwanzig Jahre auf Sie herab!“ Guérin ernannte dafür den Redner zum Artilleriemajor und setzte hinzu: „Das Haus ist mindestens zehn Jahre älter.“

Als ich ihn fragte, ob er auf eine lange Belagerung vorbereitet sei, antwortete er: „Vollkommen, mein Freund! Ich habe für eine umzingelte Festung das Nöthige in Massen, namentlich Zigarren, Streichhölzer, Brausepulver, Servietten, Schreibmappen, ein Klavier, Teppiche, Nippessachen, gute Bücher, mehrere Abreißkalender, die Büste Rossinis und eine sehr schöne Briefmarkensammlung. Die Feinde sollen nur kommen! Sie haben uns das Gas abgedreht, desto besser, so werden wir im Schatten kämpfen!“

„Und wie steht es mit dem Proviant?“ fragte ich, um das Gespräch auf einen praktischen Gegenstand zu lenken.

„Brillant!“ rief Guérin begeistert. „Wir haben von gestern Morgen frisches Brot, wir haben Wein, Dutzende von Tellern und Bestecken, und, was wohl die Hauptsache ist, das Haus ist voll Ratten. Denken Sie sich das Glück! Fast die ganze Besatzung schätzt noch aus dem glorreichen Jahre 1871 die Ratte als Horreur d'oeuvre oder als Bête de résistance. Für meinen Geschmack ist eine in der Falle gebratene Ratte eine vierbeinige Schnepfe.“ Und mit einem Blick an die Zimmerdecke sagte er: „Gieb uns unsere tägliche Ratte!“ Dann fuhr er fort: „Ich habe eben sechs Mann der Besatzung mit einer Katze schwersten Kalibers auf die Rattenjagd geschickt.“

„Wenn aber die Geschichte schief geht?“ fragte ich ihn.

„Auch dafür ist gesorgt,“ antwortete er vertraulich. „Für diesen Fall habe ich schon einen Genossen, der als Verräther bezeichnet wird.“ Es ist wirklich zu bedauern, daß ein so bedeutend organisatorisches Talent wie das dieses Mannes sich für ein verlorenes Unternehmen einsetzt!

Das Nebenzimmer war in ein Champ de Mars umgewandelt. Man hörte (im Hause war keine Trommel aufzutreiben gewesen) einen Klavierwirbel und Herr Guérin empfahl sich mir, indem er einen Finger an die Stirn legte, was ich im ersten Augenblick für eine Indiskretion hielt. Dann marschirte er aus dem Salon zu einer Feldübung der Festungsgarnison. Die armen Leute werden natürlich durch Exerzitien, Märsche durch die Etage und Biwaks in sehr ermüdender Weise in Anspruch genommen.

In das Lager vor dem Hause zurückgekehrt, fand ich hier alles zu einem nächtlichen Sturm vorbereitet. Man hatte diesen bisher vertagt, weil es den Belagerern vor Allem darum zu thun war, sich zu schonen. Unter den Polizeibeamten befinden sich thatsächlich viele Kombattanten, welche entweder Gatten, Söhne, Brüder, Verlobte, Neffen, Pathen und Onkel oder mit solchen verwandt sind und deren Blut deshalb zu schonen ist. Wenn aber Herr Guérin bis Mitternacht nicht eine weiße Fahne (Taschentuch, Bettlaken, Tischtuch oder Hemd) aufpflanzt, so soll zum Aeußersten geschritten und rücksichtslos angegriffen werden. Viele Bewohner der anderen Etagen der Festung sind daher geflüchtet und haben für Rechnung der Antisemitenliga in benachbarten Hotels Zimmer gemiethet. Die Belagerer haben die Besatzung der Festung aufgefordert, die Revolver, die sie etwa haben sollten, zu strecken, für welchen Fall ihr der freie Abzug auf das Polizeibureau zugesichert wird. Andernfalls aber würde keine Thür geschont werden und die Besatzung sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Aber die besorgten Neugierigen, welche die Chabralstraße füllen, müssen sich fragen, was geschehen wird, wenn die Besatzung, durch Guérin (vielleicht das deutsche: kleine Gär?) gereizt, einen Ausfall macht und das Haus entsetzt. Wird Guérin seinen Sieg nicht ausnützen? Wird er nicht der Polizeibehörde den Frieden diktiren? Wird er nicht die allgemeine Verwirrung mißbrauchen und sich die Krone, die schon seit längerer Zeit auf der Straße liegt und eines Napoleon harrt, auf das Haupt setzen? Und wenn Guérin, um sich festzusetzen, dem deutschen Reich den Krieg erklärt, welche Provinzen wird Deutschland den Franzosen nehmen und wie viele Milliarden würden sie bezahlen können?

Ich kann heute keine dieser brennenden Fragen ersticken. (Das „Kl. Journal“, Berlin.)

Koch oder Köchin?

Nach uraltem Volksrecht soll die Herrschaft in der Küche allerdings in den Händen der Frau liegen; trotzdem findet man als Regenten der feinen Küche stets den Koch. Jeder wirkliche Gourmet zieht das Werk des Kochs dem der Köchin vor. Das Vorurtheil gegen sie, wenn man von einem solchen Reden darf, reicht bis in die älteste Zeit zurück. Die feinschmeckenden Griechen überließen den Frauen nur die Zubereitung des kleinen Backwerks. Die Römer bezahlten ihre Köche verschwenderisch und hielten eigene Institute zu ihrer Ausbildung; Köchinnen aber hielten sie nicht. Während es ganzen Mittelalters hört man von Leib- und Hofköchen in Menge, von einer Hofköchin ist nicht einmal die Rede. Das Land aller Feinschmecker, Fankreich, duldete keine Frauen in der feinen Küche. Als sie es im 17. Jahrhundert wagen wollten, etwas festeren Fuß darin zu fassen, ging ein Schrei der Entrüstung durch die Reihen der Gourmets, und ein Traiteur von Paris rief empört aus: „Keine Weiber in der Küche, außer zum Waschen des Geschirrs!“ Vom Ende des 18. Jahrhunderts an findet man zwar auch in größeren Privatküchen zuweilen Köchinnen, das Vorurtheil gegen sie ist jedoch geblieben. König schreibt in seinem Anfangs der dreißiger Jahre erschienenen Kochbuch über die Köchinnen: „So oft ich des Morgens hineinlugte, sie sah immer wie ein Waschhaus aus. Hier ein Napf voll Küchenkräuter, die im Wasser schwammen, dort fluthete der künftige Salat, hier laugte das Suppenfleisch, dort der Braten und Fisch im kalten oder gar lauen Wasser. Prellerei im Einkauf ist an der Tagesordnung, seitdem die Hausfrauen zu unwissend geworden sind, um Vorräthe anzulegen und für jeden Tag des Tages Auslagen zu machen sind, bei denen die Köchinnen selten sich selbst vergessen.“ August Strindberg, der große nordische Dichter, wirft den Frauen sogar vor, daß sie nicht einmal richtig Kaffee zu kochen verständen. Die Neuzeit hat dem Koch die „Kochfrau“ an die Seite gestellt, man findet sie indessen ebenso wie die Köchinnen in Privathäusern. In der großen vornehmen Restaurations-, Hotel- oder fürstlichen Küche herrscht der Koch. Warum? Versteht er es wirklich besser als die Köchin? Was meinen unsere Leser dazu?

— Die Musenkinder vieler Menschenkinder sind nur Adoptivkinder von anderen Menschenkindern.

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Ihre goldene Hochzeit feierten der Rentier Wilhelm Kroll und dessen Ehefrau. — Wegen Kautionsschwindeleien wurde der Kaufmann Victor Hübusch, Inhaber eines Privatdetektiv-Instituts, zu 1½ Jahren Gefängniß verurtheilt. — Der betrügerischen Ausbeutung eines heirathslustigen Mädchens wurde der Kaufmann Hermann Pieper für schuldig befunden und dafür zu 9 Monaten Gefängniß verurtheilt. — In voller Uniform verhaftet wurde durch die hiesige Criminalpolizei der Unteroffizier und Bataillonsschreiber Marks vom 2. Bataillon des Infanterie-Regiments No. 61, der aus seinem Garnisonorte Thorn nach Unterschlagung ihm anvertrauter Dienstgelder in Höhe von 1500 Mark flüchtig geworden war, um sich einer kriegsgerichtlichen Strafe von zwei Jahren Gefängniß zu entziehen, die ihm wegen Mißhandlung einiger Studenten zudiktirt wurde. — Aus Liebesgram hat sich das 17jährige Kindermädchen Anna Hoffmann, das sich mit seiner Dienstherrschaft im Ostseebad Dievenow befand, in der Ostsee ertränkt. — Aus Furcht vor dem Wahnsinn hat der 43 Jahre alte Kaufmann Robert Kolzer seinem Leben in entsetzlicher Weise ein Ende gemacht. Der Mann war früher in einem Bankgeschäft in der Mauerstraße angestellt, aber seit zwei Monaten stellungslos. Er bewohnte in der dritten Etage des Hauses Zimmerstraße 77 ein Vorderzimmer. Rücklings auf dem Fensterbrett sitzend, schoß er sich eine Kugel in die Brust, so daß er aus dem geöffneten Fenster auf die Straße hinabstürzte. — Wegen Einbruchs und Brandstiftung verhaftet wurde der 20jährige, Mechaniker Ehlert, der seine eigene Großmutter, die betagte Wittwe Marquardt, bestahl und dann an zwei verschiedenen Stellen ihrer Wohnung Feuer anlegte, um den Einbruch zu vertuschen. Glücklicherweise konnte das Feuer von der schnell herbeigeeilten Feuerwehr gelöscht werden, bevor es größere Ausdehnung angenommen hatte. — Durch einen Sturz aus dem Fenster getödtet hat sich die 28 Jahre alte Frau Emma des Hutfabrikanten Hermann Lange aus der Gartenstraße No. 41. Frau Lange, die seit drei Jahren verheirathet war, hatte sich eine Krankheit zugezogen, und war infolge dessen tiefsinnig geworden.

Adlerhof. Während der Fahrt aus dem Zuge gefallen ist kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof das dreijährige Kind der Bedel'schen Eheleute. Die Leute, welche von Königswusterhausen kamen, hatten ihr Kind einen Augenblick unbeaufsichtigt gelassen, und diese Frist benutzte das Kind, um die Kupeethür zu öffnen. Tödtlich verletzt wurde das Kind aufgehoben.

Potsdam. Einer der hervorragendsten Vertreter der Baukunst, der Königliche Hofbaurath Franz Haeberlin, ist im Alter von 58 Jahren einem Herzschlage erlegen. — Aus Havel wurde die Leiche der 21 Jahre alten Tochter Marie des Hauseigenthümers Wunsch gelandet. Das Mädchen zeigte in letzter Zeit Spuren von Schwermuth.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Bankdirector a. D. Georg Papendieck ist im Alter von 70 Jahren gestorben.

Darkehmen. Als der Schneidermeister Kröhn aus Gr.-Sobrost mit seinem einspännigen Fuhrwerk zur Stadt fuhr, rutschten die Bodenbretter seines Wagens so auseinander, daß Kröhn zwischen den Wagen und die Bracke fiel. Da das Pferd nicht zu halten war, so wurde er eine lange Strecke derart geschleift, daß ihm Arme und Beine gebrochen und er am Kopfe verletzt wurde. Im hiesigen Kreislazareth ist der Aermste seinen Leiden erlegen.

Lötzen. Im hiesigen Rathhause kam aus unbekannter Ursache Feuer aus. Das Gebäude brannte vollständig aus. Der Geldschrank der Stadtkasse blieb im Feuer. Die Acten wurden gerettet. Aus den im Erdgeschoß belegenen beiden Geschäftslocalen konnte nichts gerettet werden. Das Seil der Feuerglocke im Thurm war zuerst durchgebrannt. Der vor 15 Jahren errichtete Anbau ist zusammengestürzt. — Das Geschäftshaus des Kaufmanns D. Jacoby wurde ein Raub der Flammen.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Im Seebade Westerplatte ertrank der 10jährige Knabe Thulcke, Sohn eines Baggermeisters. Der Knabe war über die Absperrungslinie hinausgeschwommen und ist wahrscheinlich in Folge von Krämpfen untergegangen.

Dt. Eylau. Das Opfer einer unsinnigen Wette wurde der Scharnsteinfegergeselle Daniel Rafalski von hier. Er hatte in einem Schanklocal mit einem Schuhmachermeister gewettet, daß er 25 Schnäpse hintereinander trinken könnte. Rafalski gewann zwar seine Wette, trank sogar noch zwei Gläser Bier, zündete sich eine Cigarette an und begab sich auch anscheinend ohne Unbehagen nach seiner Wohnung. Dort verlor er jedoch plötzlich die Besinnung und starb bald.

Marienburg. Selbstmord verübte die 17jährige Bertha Flade aus Wolfsheide, welche bei dem Gemeindevorsteher in Grunau als Stütze der Hausfrau in Stellung war. Schon längere Zeit zeigte das Mädchen Tiefsinn, bis es vor wenigen Tagen unter Hinterlassung eines Briefes an die Eltern verschwand. Bald darauf wurde die Leiche der Unglücklichen stehend in der Thiene gefunden.

Provinz Pommern.

Stettin. Der kürzlich von hier flüchtig gewordene Eierhändler Hermann Ott, über dessen Vermögen das Concursverfahren eröffnet ist und gegen welchen der Staatsanwalt den Steckbrief erlassen hat, ist aus dem Auslande zurückgekehrt und hier verhaftet worden. Bei seiner Vernehmung gab er u. A. an, daß er sich in Ostende aufgehalten und dort das mitgenommene Geld, 40,000 Mark, verspielt habe.

Altefähr. Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich vor der Maschinenbauanstalt des Herrn Behrens. Beim Zusammenlegen und Abrücken eines in der Anstalt reparirten Dampfpfluges, der nach dem Gute Wartsow überführt werden sollte, gerieth der Maschinist Peters zwischen Locomotive und den nachfolgenden Wagen, wodurch dem Unglücklichen der Brustkasten eingedrückt wurde. Der Verunglückte ist verheirathet und Vater von 3 Kindern.

Gramenz. Auf bisher unaufgeklärte Weise entstand in einer Scheune des Gutes Zuch ein größeres Schadenfeuer, durch welches sämmtliche zum Gut gehörigen Wirthschaftsgebäude eingeäschert wurden. Es sind im Ganzen 7 Gebäude abgebrannt.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Der Stud. jur. Ulrich v. Kalckstein, Sohn des Bataillonscommandeurs im Infanterie-Regiment Graf Bose (1. Thüring.) No. 31 Major Kalckstein hierselbst, hat in der Wohnung seiner Eltern seinem Leben durch Erschießen ein Ende gemacht. — Die Strafkammer verurtheilte den Cassirer des Verbandes der Hafenarbeiter Deutschlands Stehn wegen Unterschlagung in 41 Fällen im Gesammtwerthe von 4000 Mark und wegen Betruges zu 2½ Jahren Gefängniß.

Flensburg. Der unter dem Verdacht der Ermordung seines halbjährigen Kindes in Flensburg inhaftirte Parcellist Nissen aus Grundhof hat sich im Gerichtsgefängniß erhängt.

Provinz Schlesien.

Breslau. Im Breslauer Zoologischen Garten wurde der Wärter Franz beim Baden des indischen Elephanten von dem wüthenden Thiere gegen das Eisengitter gedrückt, so daß er mehrere Rippen brach und sich nur mit Mühe retten konnte. Er mußte dann in's Krankenhaus gebracht werden.

Beuthen. An der 17 Jahre alten Verkäuferin Felitzia Kuletza wurde ein Lustmord verübt. Die Leiche zeigte tiefe Strangulationsmarken. Der Thäter ist noch nicht festgestellt.

Jauer. Unter den Mannschaften des hiesigen zweiten Bataillons des 154. Regiments ist der Typhus ausgebrochen.

Neumarkt. Der Siebmacher Hermann Klepatsch von hier, welcher mit mehreren Bekannten einen Ausflug nach Seedorf unternommen hatte, ertrank in der Oder.

Triebel. Bei einem Brande, welcher die hiesige Villa des Freiherrn v. Kottwitz einäscherte, ist eine Tochter des Freiherrn in den Flammen umgekommen.

Provinz Posen.

Posen. Auf dem Rangirbahnhof Posen wurde der 64 Jahre alte Weichensteller Skibicki von einem Windstoß in dem Augenblicke auf die Schienen geschleudert, als gerade ein Eisenbahnzug heranbrauste. Die Locomotive überfuhr den Arbeiter, der alsbald verstarb.

Gnesen. Zimmermeister Dittrich aus Welnau, der wegen Verdachtes vorsätzlicher Brandstiftung verhaftet war, ist wieder auf freien Fuß gesetzt. Bei dem Besitzer Gabler waren nämlich Abends in der Scheune eine Holzklobe, welche mit Petroleum begossen war, und ein brennendes Licht gefunden worden. Dittrich wohnte in demselben Hause, und beide lebten in Feindschaft, darum lenkte sich der Verdacht auf Dittrich.

Wollstein. Ulan Katter vom 10. Ulanen-Regiment aus Schlesien, der auf dem Marsche seines Regiments zu einer Cavallerie-Uebung nach Westpreußen in dem Dorfe Karpitzko einquartirt war, ertrank im Wollsteiner See.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Wegen Unterschlagung von 100,000 Mk. wurde der Kassirer Burgdorf von der Magdeburger Baugewerksgenossenschaft verhaftet. Die Unterschlagungen erstrecken sich auch auf Provinzkassen.

Bad Kösen. Flüchtig geworden ist unter Mitnahme der Geschäftskasse im Betrage von 700 M. der Oberkellner O. Schmieder. In seiner Begleitung befindet sich sein Bruder, der Kellner Ernst Schmieder. — Der hiesige Kurgarten ist jetzt von Herrn Schwarze, dem bisherigen Pächter der Restauration „Zur Katze", für den Preis von 50,000 Mk. gekauft worden, und zwar mit der Verpflichtung des Aufbaues eines großen Ball- und Theatersaales anstelle des abgebrannten gleichartigen Gebäudes.

Erfurt. Als die seit längerer Zeit kranke, in der Blumenthalstraße No. 5, 2. Etage, wohnende hochbetagte Frau des Zugführers Diener das Kammerfenster öffnete, verlor sie das Gleichgewicht und stürzte hinab auf den Hof. Sie war sofort todt. — Der in der hiesigen Eisenbahn-Hauptwerkstatt angestellte, etwa 60 Jahre alte Werkführer Kaspar Weber wurde auf einem Weinberge an der weimarischen Chaussee mit durchschnittener Pulsader an einem Baume hängend todt aufgefunden. Der Grund zum Selbstmord ist unbekannt.

Provinz Hannover.

Hannover. Der Schutzmann auf Probe Brose hat sich in der Eilenriede an der Königseiche erschossen. Brose war wegen Untauglichkeit aus dem Polizeidienst entlassen worden. — Der Maschinist Hermann Köhler, Emilienstraße 5 wohnhaft, und in der städtischen Lagerbierbrauerei beschäftigt, wollte im Maschinenhause der Brauerei ein Ventil öffnen, als plötzlich ein sogenannter Kesselsack zersprang. Die ausströmenden Dämpfe verbrühten den Köhler derart, daß sein Tod alsbald eintrat.

Bassen. Das von den Einwohnern Heine und Kuhlmann bewohnte Haus ist mit allem Mobiliar abgebrannt.

Emden. Beim Baden ertrunken ist der 13jährige Sohn des Straßenarbeiters Spohr, hinterm Rahmen wohnhaft.

Wagenfeld. Nachts entstand in dem zweistöckigen, massiven Hause des Gastwirths Eberhard auf bislang unaufgeklärte Weise Feuer. Das Haus brannte vollständig aus, die Giebel der stehen gebliebenen Mauern mußten der Sicherheit wegen zum Theil niedergestoßen werden.

Provinz Westfalen.

Münster. Der Kaiser hat eine Summe von 20,000 Mark aus seiner Privatschatulle als Beihilfe zu den etwa 40,000 Mark betragenden Kosten für die Erbauung des Bergfriedes im Schlosse Burg überwiesen.

Gesete. In einem Roggenstück in der Nähe der Stadt wurde der bei dem Neubau der Cementfabrik beschäftigte Betonarbeiter Baier in einem entsetzlichen Zustande aufgefunden. Dem Manne ist Kopf und Brust furchtbar zerstochen und zertreten worden und der Brustkorb eingedrückt. In diesem Zustande hat der bedauernswerthe Mann fast 24 Stunden unter freiem Himmel gelegen, dem Sonnenbrande ausgesetzt. Mehrere Verhaftungen wurden vorgenommen.

Ihmert. Mehrere größere Brände, die anscheinend auf Brandstiftung zurückzuführen sind, beunruhigen die hiesige Gemeinde. Innerhalb weniger Tage wurden die Besitzungen der Landwirthe Albert-Holmecke, Bölling-Hasberg und Schönen-Westendorf und die hiesige Goswin'sche Fabrik eingeäschert.

Rheinprovinz.

Köln. In der Kretzer'schen Harzproduktenfabrik brach Großfeuer aus, das in kurzer Zeit fast das gesammte Anwesen, Kessel- und Maschinenhaus etc., in Asche legte. Ein Feuerwehrmann erlitt nicht unbedenkliche Verletzungen. Der Schaden ist enorm.

Bacharach. Abgebrannt sind sieben der bekannten alterthümlichen schönen Häuser „auf der Mauer".

Elberfeld. Der Gatte der bekannten Opernsängerin Frau Schröder-Kaminski, der hiesige homöopatische Arzt Dr. med. Schröder, ist in Kissingen, wohin er sich vor vierzehn Tagen zur Kur begeben hatte, gestorben.

Enskirchen. Die hiesige Thon- und Cementwaarenfabrik brannte vollständig nieder. Zwei Personen sind dabei umgekommen. 300 Arbeiter sind brotlos geworden.

Saarbrücken. Die hiesige Strafkammer verurtheilte den Zuckerwaarenfabrikanten Heinrich Wahlster aus St. Johann wegen Steuerhinterziehung zu 6000 Mark Strafe.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Ein Arbeiter Namens Grün, welcher unter dem Bogen der Fuldabrücke mit Sandsieben beschäftigt war, wurde plötzlich von Krämpfen befallen. Da er dicht am steilen Uferrand stand, stürzte er in den Fluß und ging bei dem dort herrschenden Stromwirbel alsbald unter. Der Verunglückte war verheirathet und Vater zweier Kinder.

Bockenheim. Der Husarenlieutenant Dietz stürzte beim Wettrennen in Neuß und wurde lebensgefährlich verletzt.

Frankfurt. Wieder ist einer der wenigen noch lebenden Officiere des ehemaligen Linienbataillons „zur großen Armee abgerufen" wurden: Der 60 Jahre alte Oberlieutenant Kölsch. — Ertrunken ist der Fahrbursche Latsch, als er ein Pferd in die Schwemme ritt. — Die unter der Anklage des Meineides stehende Anna Ziegler wurde in Zürich verhaftet und hierher ausgeliefert.

Grüsen. Der Blitz schlug in das Haus des Kaufmanns S. Marx, ohne zu zünden. Eine starke Dachsperre hat der Blitz ganz zersplittert und eine große Zahl Ziegeln zertrümmert, aber weder Menschen noch Thiere beschädigt. Der sehr starke Regen brachte auch Schlossen, die aber keinen Schaden angerichtet haben.

Mitteldeutsche Staaten.

Arnstadt. Der in der Günthersmühle beschäftigte Arbeiter Beyer gerieth in das Getriebe und erlitt eine starke Quetschung des linken Fußes, so daß dieser im Krankenhause amputirt werden mußte.

Bühle. Der Händler Chr. Bechstein, welcher aus einer Bodenkammer Waarenvorräthe herunterholen wollte, stürzte infolge eines Fehltritts aus der Luke herab, wobei er sich den Hirnschädel zerschmetterte. Bechstein hinterläßt eine Wittwe und sechs unversorgte Kinder.

Dessau. Hofmusikdirector Gustav Niehr ist im Alter von 33 Jahren einem Gehirnschlage erlegen. Der Verstorbene war ein Sohn des Hofmusikmeisters Max Niehr in Neustrelitz.

Lobach. An der 9jährigen Tochter des Musikers Philipp Geese wurde ein Sittlichkeitsverbrechen verübt. Der Thäter ist noch nicht ermittelt.

Pyrmont. Nach längerem Leiden ist Baumeister Friedrich Gösling einem Schlaganfall erlegen.

Rudolstadt. Der Fürst erlitt eine Beschädigung des Fußes, als er bei einem Spaziergang im Schwarzathal ausglitt. Es wurde ihm ein Gipsverband angelegt.

Schöppenstedt. Durch Erhängen machte der in guten Verhältnissen lebende Maurer H. Helmke seinem Leben ein Ende.

Sonneberg. Kurz nach Geschäftsschluß entstand in dem einen Flügel der ausgedehnten Puppenfabrik von Löffler & Dill Feuer, das durch sofortiges Eingreifen der Feuerwehr auf den Dachstuhl beschränkt werden konnte. — Der meiningen'sche Landtag bewilligte für den Bau einer Industrieschule hierselbst einen Zuschuß von 25,000 Mark.

Weimar. Einer der hervorragendsten Industriellen des Großherzogthums, Hoftöpfner Commerzienrath Johann Friedrich Schmidt, ist, 81 Jahre alt, gestorben.

Sachsen.

Dresden. Sein 50jähriges Meister- und Bürgerjubiläum beging der Hofschuhmachermeister Wilhelm Klopfleisch. — Der bei einem hiesigen Dachpappenfabrikanten beschäftigte Kaufmann Wilh. Otto Storsberg unterschlug diesem Beträge in der Gesammthöhe von 19,000 Mark. Storsberg wurde vom Landgericht zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt. — Einem Herzschlage erlag im Alter von 63 Jahren der Musiklehrer des königl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt, Musikdirector Louis Grosse.

Annaberg. Goldene Hochzeit feierte der Posamentier Karl Wilhelm Richter mit seiner Gattin.

Ehrenfriedersdorf. Das Wohnhaus des Posamenten-Fabrikanten Leibiger sowie das des Bäckermeisters Trummer ist in Flammen aufgegangen.

Eschdorf. Bei dem Vogelschießen wurde der Gastwirth Teichmann von einem Tischlergesellen aus Wünschendorf infolge eines Streites zwischen Beiden durch drei mit einem Nickfänger in Brust, Hals und Kopf erfolgte Stiche schwer verletzt. Der Messerheld wurde dem Gericht übergeben.

Frankenstein. Das 2jährige Söhnchen des Bahnwärters John ertrank im Mühlgraben.

Großwaltersdorf. Feuer äscherte das Wohnhaus des Gutsbesitzers Sonntag ein.

Hartmannsdorf. In einem Anfall von Schwermuth ertränkte sich die Ehefrau des Handschuhmachers Voigt.

Leipzig. Beim Baden ertrank in der alten Elster der 9 Jahre alte Sohn Fritz Georg des Klempners Kanitz. — Als Leichen gelandet wurden aus der Elster der 20jährige Handarbeiter Rieske aus L.-Gohlis und die 1882 geborene Hedwig Müller aus Crimmitschau.

Markneukirchen. Der Tischler Geipel verletzte sich bei seiner Arbeit, indem er sich mit einem Stemmeisen die Schlagader des Oberschenkels durchschnitt. Der Unglückliche verblutete, bevor es gelang, die Wunde zu verbinden.

Meißen. Lebendig verbrannt ist das einzige, 9 Jahre alte Töchterchen des Steinarbeiters Mehner, als das Kind beim Feueranmachen sich des Petroleums bediente und der Behälter explodirte.

Mockau. Beim Baden ertrank der aus Schlesien kommende, circa 20 Jahre alte Fabrikarbeiter Joseph Neugebauer.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Georg Fisch, Buchdrucker, und dessen Gemahlin, feierten in seltener Rüstigkeit das Fest ihrer goldenen Hochzeit.

Bad Nauheim. Beim Gärtner Lindemann brach Feuer aus, das einen Stall und eine Scheune einäscherte.

Groß-Gerau. Ein Raub der Flammen wurde die Hofraithe des Landwirths Peter Becker.

Lauterbach. Während eines über die hiesige Gegend gezogenen schweren Gewitters schlug der Blitz in Herbstein gegenüber der Wohnung des Dr. Zinser ein; ein Wohnhaus nebst Scheuer wurde in Asche gelegt.

Mainz. Der Zwangszögling Ferdinand Dahl von hier, der bei seiner Verbringung nach Bonn bei St. Goar aus dem Eisenbahnzug sprang, ist an den erhaltenen Verletzungen gestorben.

Bayern.

München. Dr. Adolf Schramm, k. Medicinalrath und Landgerichtsarzt a. D., ist im Alter von fast 78 Jahren gestorben. — Im Starnbergersee ist der 20 Jahre alte Bäckergehilfe Isidor Hoffmann von hier ertrunken. — In Folge einer Explosion von Grubengas erlitt der Metzgergehilfe Johann Huber so schwere Verletzungen, daß er bald darauf starb. — An einem Neubau in der Baaderstraße stürzte der Maler Jakob Modena infolge eines Gerüstbruches vom vierten in den dritten Stock und erlitt eine Gehirnerschütterung.

Altdorf. Im benachbarten Burgthann hat der Bauernsohn Kistner seine Geliebte, eine ledige Arbeiterin, durch fünf Revolverschüsse getödtet. Motiv Eifersucht.

Bayreuth. Der in bayerischen Lehrerkreisen bestens bekannte Seminarlehrer und Kreisscholarch Huß von hier ist in Markterlbach gestorben.

Kitzbühel. In Waidring hat der 30jährige Sohn L. Kaiser im Streite seinen leiblichen 65 Jahre alten Vater mit einem Stock einen Hieb auf den Kopf versetzt, daß der Greis blutüberströmt zusammenbrach. Der Unmensch wurde verhaftet.

Memmingen. Beim Rangiren im hiesigen Bahnhofe gerieth der Hilfsbremser Josef Dambacher zwischen die Puffer zweier Wagen. Hierbei erlitt er schwere Verletzungen, welchen er erlag.

Nürnberg. Gestorben ist der Senior der hiesigen Rechtsanwälte, Justizrath Dr. Obermayer, langjähriges Mitglied der Vorstandschaft der Anwaltskammer. — Die Bauführersfrau Schmidt benutzte zum Feueranmachen Petroleum, wobei ihre Kleider in Brand geriethen und sie so schwer verletzt wurde, daß sie starb. — Der Besitzer des Hotels Wittelsbach und des Apollotheaters, Hittelmeyer, ist infolge Scheuwerdens der Pferde vom Wagen geschleudert worden und erhielt eine Kopfverletzung, so daß er bewußtlos vom Platze getragen werden mußte.

Württemberg.

Stuttgart. Der Möbelarbeiterstreik ist beendet, nachdem die neunstündige Arbeitszeit bewilligt wurde. — Wegen Diebstahls erhielt der mehrfach vorbestrafte 20 Jahre alte Bäcker Wilhelm Gottlob Kruck von Gerlingen 1½ Jahre Zuchthaus. — Aus dem Neckar bei Kannstatt zog man die Leichen der Kaufmannsehefrau Anna Sänger und des Wirths Karl Bätzner von hier. Beide wurden schon längere Zeit vermißt.

Beinberg. Vermißt wird der Bauer Adam Schäfer. Man nimmt an, daß derselbe Hand an sich gelegt hat aus Gram darüber, daß innerhalb weniger Wochen seine nächsten Angehörigen, Frau, Eltern und Schwester, gestorben sind.

Biberach. Im Schemmerberger Ried wurde der 67-jährige Söldner Ch. Bochtler von Aepfingen todt in einem Bache liegend aufgefunden. Er war im schlafwandelnden Zustande Nachts von zu Hause fortgelaufen und wahrscheinlich beim plötzlichen Erwachen in das tiefe Wasser gestürzt.

Ellwangen. Schultheiß Anton Geiger von Schwenningen wurde wegen Unterschlagung und Urkundenfälschung verhaftet. Geiger soll besonders Mündelgelder — man spricht von 5000 Mark — unterschlagen und sich dabei einer gefälschten Vollmacht bedient haben.

Flochberg. Durch Erhängen hat der 29 Jahre alte verheirathete Maurer Joseph Pfeilmaier seinem Leben ein Ende gemacht.

Geislingen. Bei der Fabrik Kuchen oberhalb der Turbine wurde der Fabriktaglöhner Ulmer von Gingen todt aus der Fils gezogen.

Heininger. Nachts brannte das einöckige Wasch- und Backhaus des Bauern Reik nieder.

Krailsheim. Landtagsabgeordneter Stadtschultheiß ist gestorben.

Ludwigsburg. Die gerichtliche Untersuchung gegen den suspendirten Schultheißen Schlechter ist in den letzten Tagen abgeschlossen worden, hat aber keine Ergebnisse geliefert, die eine Entziehung der Fähigkeit zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes im Strafurtheil rechtfertigen würden. Mit der Frage der Wiedereinsetzung des Angeschuldigten in sein Amt wird sich nach der gerichtlichen Verhandlung der Disziplinarhof für Körperschaftsbeamte zu beschäftigen haben.

Tuttlingen. Der 36 Jahre alte verheirathete Schuhmacher Jacob Teufel trank auf dem Felde in erhitztem Zustande Quellwasser, welche Unvorsichtigkeit ihm das Leben kostete.

Ulm. Unter der Anklage, 5 Brände in Schwendi, OA. Laupheim, verursacht zu haben, stand der Schneider Franz Betz von Schwendi vor dem Schwurgericht; die Krämerin Marianne Henle von dort, Schwester des Betz, sowie deren Sohn Franz Hempfer waren angeklagt, einen der Brände mitverschuldet zu haben. Die Verhandlung endigte mit der Verurtheilung des Betz zu 10 Jahren Zuchthaus. Hempfer und die Henle wurden freigesprochen. — Das 7-jährige Töchterchen des Schmieds Haas ist in der Frauenstraße von einem mit Ochsen bespannten Bierfuhrwerk überfahren und getödtet worden. Das Kind wollte der Straßenbahn ausweichen und lief geradenwegs in das Fuhrwerk hinein. — Beim Torfaufziehen stürzte der Privatier Bauer, wohl in Folge eines Schwindelanfalls, aus einem Fenster der Bühne auf die Straße und war alsbald todt.

Waldsee. Wirth und Gutsbesitzer Stützle von Gaisbeuren wurde auf dem Wege nach Waldsee von einem scheu gewordenen Farren angefallen und schwer verwundet.

Baden.

Karlsruhe. In Genf ist der 31 Jahre alte Deutsche A. Wagner, der in Karlsruhe einen Check von 10,000 Mark gefälscht hatte, verhaftet worden. Er wird nach Karlsruhe ausgeliefert.

Beuggen. Geländet wurde die Leiche der 12jährigen Elisabeth Muri von Schinznach. Sie wollte beim Baden ihr Schwesterchen, das am Ertrinken war, retten, dabei büßte sie ihr Leben ein, während ihr Schwesterchen von dem ebenfalls mitbadenden 13 Jahre alten Bruder gerettet wurde.

Bretten. Landwirth X. Veith wollte während eines Gewitters unter dem Dach seiner Scheune einige Ziegel nachstecken, fiel dabei herunter und war sofort todt.

Dinglingen. Beim Abbruch eines Hauses fiel ein Balken mit solcher Wucht auf den 57jährigen Zimmermann Kuhner von Untermünsterthal, daß er sofort todt war. Der Verunglückte, ein Veteran von 1870, hinterläßt 9 Kinder.

Endingen. Zimmergeselle Dienst von Forchheim ist im sogen. Erlenweier ertrunken.

Erlach. Zwei Wohnhäuser und drei gefüllte Scheuern gingen in Flammen auf. Unter dem Verdacht der Brandstiftung erfolgte die Verhaftung des 32jährigen Karl Spraul.

Ettlingen. Der 11jährige Sohn des Lokomotivführers Gaus, der in einem benachbarten Gebäude beim Umsetzen von Garben mithalf, stürzte von der Tennstange herunter und starb unmittelbar darauf.

Freiburg. In einer ziemlich tiefen Kiesgrube im Klara-Feld, in welcher eine etwa 4 Meter tiefe Wasserlache sich befindet, wurde die Leiche des Oskar Ruthmann, Schmiedegeselle in Haslach, gefunden. Die Kleider lagen wohlgeordnet am Rande des Wassers. Die näheren Umstände sprechen dafür, daß Ruthmann, der sich des besten Rufes erfreut, gebadet hat und dabei ertrunken ist.

Kehl. Zimmergeselle Kuhner von Untermünsterthal wollte bei Abbruchsarbeiten mit einem Hebeisen Balken heben und sie zum Abstürzen bringen; einer derselben traf ihn beim Fallen mit solcher Wucht auf den Kopf, daß er todt zu Boden stürzte.

Todtmoos. Feuer zerstörte den sog. „Maierhof", ein altes Schwarzwälder Bauernhaus, auf das der genannte Name übergegangen ist, der von den s. Zt. dort wohnenden Maiern, d. h. Verwaltern der Güter des 1862 von der Markgrafschaft Baden-Durlach an das Kloster St. Blasien gekommenen Orts Schwarzenbach herrührt. Der Hof hatte ehemals Wirthschaftsrecht, das durch Verkauf und Verjährung verloren gegangen ist. Der „Maierhof" war Besitzthum der Herren Kohlenbrenner und Faschian.

Ueberlingen. Beim Seegarten wurde die Leiche des 77jährigen Rentiers Wißmann, welcher bereits seit einigen Tagen vermißt wurde gefunden. Wißmann scheint bei einem Spaziergang in den See gestürzt und ertrunken zu sein.

Rheinpfalz.

Speier. Mitinhaber der Holzhandlung in Firma Reuther & Dubois, J. Reuther, wurde in seinem Bureau von einem Hirnschlage betroffen. Aerztliche Hilfe kam zu spät.

Altenglan. Unterhalb der Patersbacher Mühle des Herrn August Reiß ertrank im Glan der kaum neun Jahre alte Sohn des Ackerers Theobald von Bedesbach.

Annweiler. Verhaftet worden ist der 20jährige Maurer Peter Welsch von Bindersbach wegen Sittlichkeitsvergehens.

Frankenthal. Nach qualvollen Schmerzen verschied das 3jährige Kind des Metzgermeisters Strauß; dasselbe war in einen Kübel siedenden Wassers gestürzt.

Kaiserslautern. Der Reisende Ruckstuhl wurde wegen Unterschlagung eines größeren Geldbetrages verhaftet.

Kusel. Erhängt hat sich an einem Baume der 60 Jahre alte Taglöhner Jakob Locher.

Landau. Ertrunken ist im städtischen Freibade der 11 Jahre alte Karl Gleich.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Der in Straßburg wohnhafte italienische Maurerarbeiter Giovanni Karanini ist aus Elsaß-Lothringen ausgewiesen worden. — Ein schweres Unwetter ging in den Kantonen Buchsweiler und Hochfelden nieder und richtete großen Schaden an.

Metz. Im Alter von 82 Jahren starb Herr J. P. Humbert, seit dem Tode des Bankiers J. Mayer Präsident der Handelskammer. Humbert, früher Mitglied des Gemeinderaths und Beigeordneter, war bis zuletzt Vorsitzender des Aufsichtsraths der Bank Mayer u. C.

Mecklenburg.

Schwerin. Im 86. Lebensjahre starb die pensionirte Obergarderobiere Henriette Schelper, geb. Knoth, an Altersschwäche.

Benzin b. Rehna. Infolge Blitzschlags brannte das Erbpächter Franz Düßler'sche Wohnhaus nieder.

Grabow. Als Leiche aufgefunden worden ist der bejahrte Arbeiter Chr. Weber von hier in der alten Elde bei Krohn.

Gr.-Pravtshagen. Wohnhaus und Stall des Erbpächters Reuter wurden ein Raub der Flammen.

Rostock. Bei dem Anbringen von Bildhauerarbeiten an dem kürzlich vom Stapel gelassenen Schiff „Denahola" auf der Neptun-Werft glitt der im Alter von 18 Jahren stehende Bildhauer August Schöck aus, fiel in die Warnow und ertrank.

Tarnow. Eiserne Hochzeit feierten die Altentheiler Christoph Aulerich'schen Eheleute im nahen Prüzen. Das Jubelpaar, 93 bezw. 88 Jahre alt, erfreut sich noch der besten Gesundheit.

Oldenburg.

Oldenburg. Beim Baden in der Hunte ertrank ein Sohn des Arbeiters Frath.

Cappeln. Wohnhaus und Stallung des Zellers Gerwin brannten nieder; 33 Stück Vieh kamen in den Flammen um.

Klenzau. Infolge Blitzschlages wurde das Wohnhaus des Hufners Schröder eingeäschert.

Dinklage. Schwere Gewitter sind hier und in der Umgegend niedergegangen; dieselben haben an Gebäuden, in Gärten und auf dem Felde großen Schaden angerichtet. Ein Blitzstrahl fuhr in die Gerberei von C. Wittrock, erhebliche Beschädigungen anrichtend, ohne jedoch zu zünden. Im benachbarten Neuenkirchen wurde ein Haus durch Blitzschlag entzündet und eingeäschert.

Freie Städte.

Hamburg. Dem Ehepaar Seevert in St. Pauli, das kürzlich seine Diamanthochzeit feierte, ist vom Kaiser die neugestiftete Ehejubiläumsmedaille mit der Zahl „60" verliehen worden. — Vom Hitzschlage getroffen brach der 46jährige Buchhalter Lorenzen in der Tornquisstraße zusammen. Der Unglückliche verstarb auf dem Transport nach dem Krankenhause. — Auf der Außenalster collidirte ein Motorboot mit einem Ruderboot. Zwei Insassen des letzteren fielen in's Wasser, der eine, Kaufmann Dinges, ertrank, der zweite wurde gerettet. — Der Dragoner Warnecke aus Hamburg, der in Uelzen in Garnison stand, ist dort bei einer Schwimmübung ertrunken. Warnecke diente im dritten Jahre; er wollte einen Kameraden, den er in Gefahr glaubte, retten und verlor dabei selbst das Leben.

Bremen. Rechtsanwalt Dr. Johannes Heineken ist im Josephstifte, wo er sich einer Operation unterzogen hatte, im Alter von 77 Jahren aus dem Leben geschieden.

Schweiz.

Albisrieden. Zu den in den letzten Jahren entstandenen Etablissementen ist dieses Frühjahr eine große, sehr gut eingerichtete mechanische Schlosserei hinzugekommen. Ein elektro-mechanisches Fabrikgebäude wird demnächst erstellt werden.

Andermatt. Der Postillon Christian Gruber fiel in der Dunkelheit über eine geländerlose Treppe und blieb auf der Stelle todt.

Basel. Ein mit fünf Mitgliedern des Rheinhalleklubs besetzter Waidling wurde bei der Eisenbahnbrücke von der Strömung gegen den mittleren Pfeiler der Brücke geworfen und brach in zwei Theile auseinander. Zwei Insassen konnten sich retten, die drei anderen ertranken. Es waren die Herren Karrer, Albert Gsell und Schönburg.

Gerlafingen. Hier brannte ein dem Mechaniker Oskar Schneeberger in Bern und der Wittwe Elisa Schneeberger in Täuffelen gehörendes Haus gänzlich ab. Dasselbe war von drei Familien bewohnt, deren Mobiliar in den Flammen blieb; es war aber versichert, ebenso das Gebäude. Es wird böswillige Brandstiftung vermuthet.

Littau. Auf dem Littauerberg hatte sich ein Landarbeiter Namens J. B. Brügger von Willisau-Land in eine Scheune begeben, um dort zu schlafen; er stürzte so unglücklich in die Tenne, daß er sofort starb.

Luzern. Einem Kutscher Namens Koch, der von der Pension Felsberg kam, scheute hier das Pferd. Koch wurde aus dem Wagen gegen eine Mauer geschleudert und brach den Rückgrat, was den sofortigen Tod zur Folge hatte. — Todtgestürzt ist ein an der Biregg Straße wohnhafter 23½jähriger Arbeiter aus der Bierbrauerei Endemann, Namens Vincenzo Benzoni.

Niederdorf. Erschossen hat sich der ledige Fabrikarbeiter Albert Buser mit seinem Ordonnanzgewehr. Er hatte an diesem Tage an der Waffeninspektion in Bubendorf theilgenommen und den ganzen Tag im Wirthshaus zugebracht.

Otelfingen. Das Wohnhaus des Landwirthes Jakob Schlatter brannte nieder. Der Eigenthümer des Hauses wurde als verkohlte Leiche unter den Trümmern hervorgezogen.

Schleitheim. Gestorben ist der 73 Jahre alte Joh. Schudel von Beggingen, der 44 Jahre lang im Gasthaus zum „Hirschen" Knecht gewesen war. Im Jahre 1856 trat er in den Dienst und blieb darin unter verschiedenen Besitzern bis zum Ableben.

St. Stephan. Beim Spielen am Sägewehr fielen die beiden Mädchen Clara Reinhardt und Frieda Raaflaub, im Alter von 4 und 2 Jahren, ins Wasser und ertranken.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. In Hartberg in Steiermark ist nach langem schweren Leiden der ehemalige Wiener Gemeinderath Herr Carl Streitz, Obercontrolleur der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, im Alter von 70 Jahren gestorben. — Der 9jährige Gerichtsofficials-Sohn Ad. Hoffmann fiel, als er mit dem Hute Wasser aus dem Donaucanal schöpfen wollte, in's Wasser und ertrank. — Im Streit wurde der Fleischhauergehilfe Joseph Sochor von seinem Arbeitskameraden August Rosum erstochen. — Nach Verübung großartiger Betrügereien ist der Getreidehändler Joseph Kohut verduftet. — Volle 53 Jahre hat der Schneider Carl Kunze mit seiner Gattin Anna im „Schiffhause" in der Großen Schiffgasse gewohnt, und nun müssen sie fortziehen, denn das alte Gebäude wird abgebrochen. Gleich nach der Hochzeit kam das Ehepaar in das Haus, und heute, wo er ein Greis von 83 Jahren, sie eine Matrone von 79 Jahren ist, sind sie unglücklich darüber, das zerbröckelnde Gemäuer verlassen zu müssen. — Durch Uebergießen mit Scheidewasser wurde der Wirth Samuel Braun in Währing von seiner Gattin ermordet.

Altenmarkt. Der Senior der Lehrerschaft des politischen Bezirkes Baden, Joseph Piber, Oberlehrer und langjähriger Regenschori von St. Helena, ist hier im Alter von 79 Jahren gestorben.

Budapest. Der Rauchfangkehrergehilfe Paul Parcszlai hat seine Geliebte, die Dienstmagd Gisela Gutschik, welche er mit seiner Eifersucht quälte, erschossen und hierauf sich selbst entleibt.

Baden. Der Senior der Handelsgärtner Wenzel Dittrich, Gründer des niederösterreichischen Gartenbau-Vereins, ist hier gestorben.

Lengfelden. Während eines Streites beim Bräugasthause wurde der Taglöhner Michael Pötzelsberger mit einer Stange erschlagen. Die Thäter, Josef Haiser und Franz Reinthaler, wurden verhaftet.

Zenta. Der Polizeihauptmann der Stadt, Aurel Resznyi, begab sich auf die Entenjagd. Sein Gewehr entlud sich so unglücklich, daß ihm eine volle Schrotladung in den Unterleib drang. Resznyi ist nach 24stündigem Leiden seinen Verletzungen erlegen. Er war 45 Jahre alt.

Luxemburg.

Dommeldingen. Einen traurigen Tod fand der Fuhrmann Peter Jungblut von hier. Der Mann befand sich mit einer schweren Fuhre Tannenbäume auf der Heimfahrt und als er, in Eich angekommen, von dem Wagen abspringen wollte, gerieth er unglücklicherweise unter denselben, so daß das Vorder- und Hinterrad ihm quer über die Brust gingen. Er war auf der Stelle todt.

Schifflingen. Der 23 Jahre alte W. Bach aus Brouch fiel in einer auf hiesigem Banne gelegenen Minettgrube von einem Steinblocke herab und erlitt bedeutende Verletzungen, welche seinen Tod zur Folge hatten.

Die Mode.

Während der sommerlichen Hochsaison bietet sich für die elegante Welt nicht nur die günstigste Gelegenheit ihrer Neigung für reiche, sondern auch für die im weitesten Sinne des Wortes extravaganten Toiletten folgen zu können. Sanctionirt wird diese Freiheit, sich nach eigener Wahl zu kleiden, durch die ungewöhnlichen Erscheinungen der heutigen Mode.

Schleierartige Gewebe, die ehemals nur für Ballkleider als zulässig galten, Spitzenstoffe mit Malereien oder Perlen übersäet, sowie schillernde Flitterstickereien in schuppenartigen, schwungvollen Linien auf hellen Seidenstoffen bilden heute neben unzähligen Zuthaten ähnlichen Genres das übliche Material für elegante Promenadentoiletten modernen Stils. Da aber die gleichen Grundstoffe die verschiedensten Resultate ermöglichen, so bleibt bei den heutigen, auf ein gewisses Kunstverständniß Anspruch erhebenden Toiletten das harmonische Ar-



rangement der oft gewagten Formen und Farben Hauptbedingung für den Erfolg. Als wichtigster Faktor für die Form gilt die mit verdienter Würdigung für ihre Kleidsamkeit aufgenommene Tunika, deren unzählige Varianten außerdem eine nicht hoch genug zu schätzende Aushülfe für nicht ganz modegerechte Kleider ergeben. Mit der Concession, zwei contrastirende Stoffarten zu dem mit Volant garnirten Rock, sowie der überfallenden, offenen oder geschlossenen Tunika verwenden zu können, wird die günstigste Gelegenheit zur Ausnutzung gut erhaltener Garderobenbestände geboten. Bei der Verschiedenartigkeit der Schnittform, die entweder als offene Polonaise eine elegant garnirte Vorderbahn sichtbar werden läßt, oder die bedingte, knapp anliegende, aber nicht immer vortheilhaft kleidende Modeform durch ein Tollfalten-Arrangement in der sich verkürzenden hinteren Bahn graziöser gestaltet, sowie viele andere, sich dem augenblicklichen Bedarf anpassende Varianten gewinnt der Ueberwurf immer mehr Freunde.



Für die elegante Toilette ist der breite Volant en forme, oder eine reiche Garnitur am unteren Rocktheil bedingt, wenn nicht ein die untere Weite vermittelnder Plisseerock mit seinen ausspringenden Falten die vorgeschriebene Form ergiebt. Die für freie Bewegung unbequeme Tracht der sich am unteren Rande weitenden Röcke, welche in neuester Zeit noch durch zwickelartige Ansätze an den Bahnen gefördert wurde, dürfte sich ebenso wenig allgemeiner Anerkennung erfreuen, als die unpraktische Länge der Kleider, deren Einführung wenig Dank erntet.

Neben den eigenartig phantastischen Toiletten, die zum Theil ihre Vorbilder der klassischen Zeit, aber auch dem farbenfrohen Rococostil entlehnen, bewahrt sich das Schneiderkleid seine vornehme Einfachheit, ohne auf die Erscheinungen der wechselnden Mode zu verzichten. Eine hübsche Wirkung auf den aus einfarbigen Geweben hergestellten Costümen erzielen die sogenannten Straps, welche aus fingerbreiten, tuchartigen Stoffen zugeschnitten, in wellenartigen Linien Rock, Taille und Aermel fast vollständig überdecken, Dunkler kräftiger Seidenstoff ergiebt den geeignetesten Fond für diese aparten Toiletten, von denen man sich namentlich für die herbstlichen Tage große Erfolge verspricht. Der Kurbel- und Handstickerei wird ebenfalls ein weiter Spielraum gewährt, um dem modernen Stil für aufsteigende Blumen und eigenartig verschlungene Ornamente, wie sie die heutige Kunstrichtung inaugurirt, den schuldgen Tribut zu zollen.

Eine recht aparte Anordnung zeigt die Toilette aus rehfarbenem Kreppstoff, Figur 1. Der oben hinten mit zwei Falten gearbeitete, unten abgesteppte Rock läßt unten drei auf den Futterrock gesetzte, abgesteppte und saumartig übereinanderliegende Stoffstreifen sichtbar werden, wodurch er eine Tunika imitirt. Der hinten kurzen Taille sind an den Vordertheilen schmale, bis zum Saum des Rockes reichende Patten angeschnitten, die ringsum abgesteppt sind. Die Taille



öffnet sich mit schmalen, geraden, mit Seide bedeckten Aufschlägen über einen in schräge Falten drapierten, gleichen Einsatz, der seitlich mit langem, von einer Similischnalle gehaltenem Zipfel herabfällt. Den spitzen Ausschnitt der Taille füllt ein Latz nebst Stehkragen aus weißem, mit gelblicher Guipüre bedeckten Atlas. Die Ränder des Ausschnittes begrenzen dreifach übereinanderliegende, mit Steppstichen umrandete Revers aus Seide, dem sich seitlich eine zierliche Schleife mit Similischnalle anschließt. Die Aermel haben oben übereinanderliegende, abgesteppte Falten.

Zur Herstellung des Kleides, Figur 2, dient weißer, lila gemusterter Organdi, zu seinem Besatz sind weiße Stickereien, weißer Mull und dunkellila Sammetband verwendet. Derartige leichte Sommerkleider arbeitet man am besten ohne Futter, da letzteres bei der Wäsche sehr leicht anders



eingeht als der Oberstoff, überhaupt das Bügeln eines Waschkleides durch das Futter sehr erschwert wird. Selbstverständlich ist für einen gut sitzenden Unterrock und eine weiße Untertaille zu sorgen. Der unbesetzte Rock unserer Vorlage tritt über das Leibchen, das im Rücken wie vorn blusig gehalten ist; die Vordertheile öffnen sich über einem Latz aus eingereihtem Mull, der, links unterhakend, den Schluß vermittelt. Den Ausputz des Leibchens bildet ein Schulterkragen, der hinten gerade und vorn spitze Form hat und mit übereinandergeschobenen Stickereieinsätzen belegt ist; ein weißer Stickereivolant begrenzt den äußeren Kragenrand. Ueber dem Latz wird der Kragen durch eine Sammetbandverschnürung zusammengehalten, die rechts aufgeheftet ist und nach links überhakt. Keulenärmel. Stehkragen aus gefaltetem Mull; glatter Stoffgürtel mit Schnalle. Weißer Basthut, mit weißem Mull, weißen Federn und hellen Blumen garnirt.

Die hübsche und einfache Bluse, Figur 3, ist aus graugelbem, weiß gepunktetem Batistleinen hergestellt und mit dunkelrothem Sammet garnirt. Sie hat ein anliegendes, vorn schließendes Futter, dem der Oberstoff unten eingereiht und oben glatt aufgarnirt ist. Die Vordertheile öffnen sich über einem nach links überhakenden Latz aus eingereihtem weißen Batist und sind mit breiten Aufschlagklappen besetzt, die mit schmalen Sammetbändchen verziert und mit Stoffplissee umrandet sind. Keulenärmel mit Plissee am Handgelenk. Stehkragen und Gürtel aus Sammet, letzterer unter Schleife schließend.

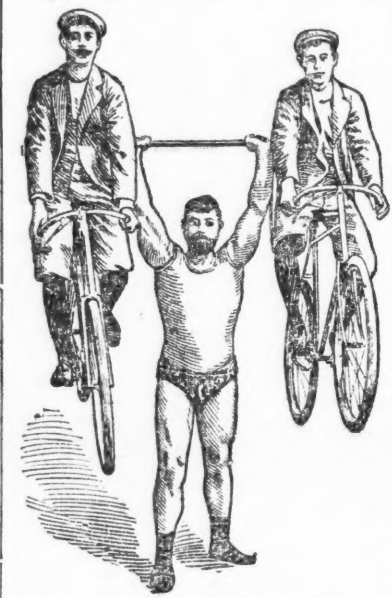


Zur Herstellung der Bluse, Figur 4, dient rother Seidenstoff, zu ihrem Besatz gelbliche Spachtelspitze. Der Oberstoff, der in den Vordertheilen dreimal in schräger Linie durch Spitzeneinsätze unterbrochen wird, ist dem anliegenden, vorn schließenden Futter, unten angereiht und nach oben glatt genommen, aufgarnirt. Die Vordertheile sind oben über einem kleinen glatten, nach links überhakenden Latz ausgeschnitten. Den Putz der Bluse bilden zwei übereinanderfallende, mit Spitze belegte und mit Plissee umrandete Kragen, die vorn durch eine entsprechende Schleife zusammengehalten werden. Keulenärmel. Hut aus weißem Stroh, mit rother Seide und rother Feder garnirt.

In reicher, kräftiger Wirkung hebt sich die schön gemusterte, in Hellblau und Schwarz ausgeführte Stiel- und Plattstichstickerei von dem weißen Pique ab, aus dem die im letzten Bilde veranschaulichte Toilette gearbeitet ist. Der Rock hat einen angesetzten, hinten bedeutend höheren Volant, dessen obere Contur mit Stickerei begrenzt ist, die sich vorn und an den Seiten tiefer hinabzieht. Vorder- und Rückentheile sind mit angeschnittenen Epaulettentheilen ausgestattet und, wie aus der Abbildung zu ersehen ist, reich bestickt. Den hinten kleinen, vorn tiefen Ausschnitt der Taille füllt ein Einsatz aus fein plissirtem, weißem Batist, über den sich in zierlichen Verschlingungen eine hellblaue Stickerei zieht; den ebenso gearbeiteten Stehkragen begrenzen schmale, schwarze Sammetbänder. Ein gleicher Gürtel umspannt die mit glatten Aermeln verbundene Taille. Zur Garnitur des Hutes aus weißem Phantasiegeflecht sind neben weißem Tüll und einer Aigrette aus den Federkronen des abgeblühten Hahnenfußes noch rothe Dahlien verwendet. Unterhalb der Krempe zieren den Hut Rosetten aus weißem Tüll und schwarzem Sammetband.

Ein Herkules.

Man kann sich nicht leicht etwas Ueberraschenderes und Imponirenderes denken, als die großartigen Kraftleistungen des Athleten Georg Stangelmeier-Rasso, die in den bestrenommirten Cirkussen zu den Glanznummern gehören. Der Artist jonglirt nicht mit gewöhnlichen Eisengewichten, sondern mit lebenden Menschen, wie es andere Jongleure mit Gummibällen zu thun pflegen. Sein Riesenspielzeug ist von ihm selbst ausgedacht und zusammengestellt; es kostet ihn nahezu $4500. Eine Anzahl lebensgroße Bleisoldaten, die auf ihren Holzbrettchen steif und starr auf der Bühne herumstehen, als wären sie eben aus einer Riesenschachtel genommen, dienen dem Mann mit



Herkules Rasso.

den Riesenkräften als Balancirgegenstände. Ebenso ein kolossales Schilderhaus, in welches er einen der Soldaten packt, um es mit sammt seinem Inhalte empor zu heben. Groß ist dann beim Publikum die Ueberraschung, wenn Rasso's sämmtliche Bleisoldaten lebendeMenschen werden u. sich gegenseitig von der Bühne hinweg tragen. Ein ungeheures hölzernes Pferd, ein lustiger Rivale des klassischen trojanischen Gaules, wirbelt Rasso ebenfalls in der Luft herum, als gälte es ein hölzernes Karussellpferdchen zu balanciren. Auch dieses Pferd wird lebendig, denn kaum hat es der Athlet auf den Boden gesetzt, da trabt es schon mit seinen vier Beinen von dem rollenden Gestell herunter und verläßt in wackelndem Tempo den Schauplatz der Balancirproduktionen. Am interessantesten ist aber dieSchlußarbeit Rasso's. Zwei Radfahrer kommen in rascher Fahrt daher und der Athlet hebt sie an der Verbindungsstange mit gestreckten Armen minutenlang in die Höhe, während die Radler lustig ihre Maschinen weiter treten. Das Gewicht derselben beträgt sammt Maschinen 346 Pfund.

Der guten Tante Eulalia Lieblingsspiel.



Höflich.



Schneider: „Sie verzeihen wohl, Herr Baron, wenn ich in Ihrer Anwesenheit den Fingerhut aufbehalte!"

Appenzell.

Südlich von St. Gallen, in einer halben Stunde mit der Zweigbahn erreichbar, beginnt das kaum 9 Stunden lange und 4 Stunden breite Bergländchen der Appenzeller. In zwei Halbkantone getheilt (Außer- und Inner-Rhoden), zeigt es auch in seinem Aeußern ein verschiedenes Gepräge. Während dort sanft ansteigende Hügel, Wiesen und Ackerland und in den engen Thälern eine lebhafte Industrie vorherrschen, giebt hier der Schlußstein der großen, schweizerischen Alpenkette, die Sentisgruppe, mit seinen Berghängen, Schluchten und seinen herrlichen Sommerweiden das malerische Bild der Gebirgsnatur. Gleichen Schritt mit der Natur gehen auch die Bewohner beider Gemeinwesen. Im Außerrhoden herrscht die regste Thätigkeit für Gewerbe und Industrie; dagegen hält das Innerrhoden an seinen althergebrachten Traditionen fest, am patriarchalischen Hirten- und Bauernstand.



Herisau - Appenzell.

Auch der starke Fremdenverkehr in den letzten Jahren hat das originelle Völkchen kaum zu berühren vermocht. Nachdem die Innerrhodner sagt Bodmer, versucht hatten, drei Schritte gegen die gesellschaftliche Verfeinerung zu thun, so thaten sie bald wieder zwei zurück, aus Furcht, ihrer Freiheit zu schaden. Doch sehen sie den Fremden gern, und wer ihrem schwer verständlichen Dialekt zu folgen vermag, wird finden, daß sie reich an Mutterwitz und im Umgang heiter und unerschrocken sind.

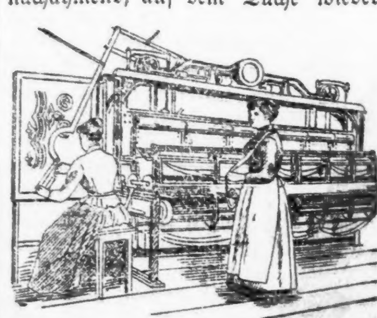
Doch nicht das Zurücklegen des erworbenen Gutes und der haushälterische Sinn der Bewohner allein hat dem Ländchen seinen Wohlstand gegeben; auch die schon seit alter Zeit betriebene Weberei und Stickerei brachten dem Appenzeller Land den goldenen Boden. Schon 1480 gab es dort Webermeister, die ihreErzeugnisse nach St. Gallen lieferten, und seit man den Blattstich kannte, begann auch die Hausindustrie ihren segenbringenden Einfluß. Neben dem Blattstich und Kreuzstich machte



In Appenzell.

sich auch bald die neue Stickerei, der Kettenstich mit Nähnadeln bekannt. Im Jahre 1753 wurde die Mousseline eingeführt, und damit beginnt die eigentliche Blüthe der Baumwollindustrie. In Teufen, Trogen, Spreicher und Herisau dehnten sich die Webereien bedeutend aus. Während die Stickfabrikation sich mehr in Innerrhoden entwickelte, bekam St. Gallen den Handel. Auch die neuen Erfindungen auf diesem Gebiet ließ Appenzell sich nicht entgehen: zu der Weberei für Mousselingarne kam die Maschinenstickerei, dann der Jacquardstuhl zu Seiden- und Baumwollstoffen. Heute bietet die neueste Stickmaschine bei außerordentlicher Vervollkommnung die größte Leistungsfähigkeit.

In einer solchen modernen Maschinenstickerei rasselt und schwirrt es, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Da sitzen die Sticker vor ihrem Modell, mit dem Griffel in der Hand das Stickmuster nachführend, welches die Maschine, getreu jene Bewegungen nachahmend, auf dem Tuche wieder-



Stickmaschine.

giebt. Doch vor Allem müssen wir die Kunststickereien der Appenzeller Handstickerinnen bewundern. Welche Feinheit, welche Genauigkeit und Naturtreue erreicht hier der Kettenstich in Verbindung mit Lang-, Blatt- und Hohlstich! Ueberall kann man sie sehen in Appenzell, diese Künstlerinnen, wie sie vor ihrem Stickrahmen gebückt die kostbarsten Stickereien hervorzaubern. Sie erhalten von der Fabrik die Mousseline mit gedruckten, vom Modellzeichner entworfenen Zeichnungen nebst dem nöthigen Stickgarn.

Doch vergißt man neben dem Praktischen auch die theoretische Bildung nicht. Wandervorträge werden über jene Industrie häufig gehalten. Kurse für Zeichner, angehende Sticker und Stickerinnen finden in größeren Orten statt, giebt es doch jetzt sogar eine Stickereischule in Gams im Rheinthal, denn auch die Bevölkerung der angrenzenden Kantone hat sich zum Theil diese lohnende Beschäftigung angeeignet.

Die Vereinigung von Handfertigkeit mit kunstgewerblicher Routine, wie solche die Appenzeller Stickerei-Industrie in so hohem Maße verlangt, hat schon wahrhaft glänzende Erfolge gezeitigt. Von der Mode ist ja der Erwerbszweig direkt nicht abhängig, und ebenso wissen die Inhaber der einzelnen Etablissements recht wohl auf Preis zu halten. Einen sehr bequemen Absatz namentlich für Toilettenstickereien bietet sich den Appenzellern auch durch den zahlreichen Fremdenbesuch ihrer Gegend.

Ein solch eigenartiges Völklein hält auch fest an alten Gewohnheiten und Sitten, namentlich gilt dies von den Innerrhodern, eingeschlossen in ihre Berge. Da ist vor allem die Landesgemeinde, die poltische Versammlung aller Landsleute vom 18. Jahre bis in's späteste Alter. Diese Volksversammlung tagt unter freiem Himmel, wählt die Räthe und beschließt wichtige Gesetze. Dann kommen die „Chilben" an die Reihe (Kirchweihen). Auch ein Sprichwort sagt: „Mä säd (redet) all vo der Chilbe, bis sie ämol do ist." Die „Alpstoberta" ist eine feuchtfröhliche Vereinigung lustiger Alpler, Männer, Frauen und Mädchen auf einer Bergweide. Musik, Gesang und Tanz wechseln ab mit körperlichen Uebungen wie Steinstoßen, „Da Hosalupf" (Schwingen) und Sackgumpen.

Das alles in köstlicher Volkstracht, mitten in den farbenprächtigen Wiesen bei Jauchzen und Jodeln, dazwischen das Geläute von Kuhglocken. Ferner auch eine Feier aus heidnischer Zeit, der sog. „Funkensonntag". Bei einbrechender Dunkelheit werden große Holzhaufen angezündet, während die Jugend im Kreise um das helle Feuer



Fädlerinnen.

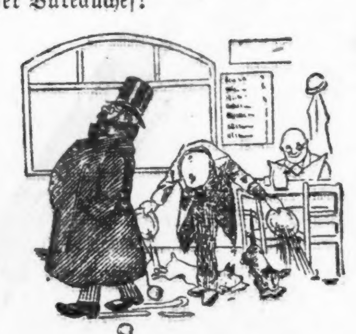
tanzt. Zum „Schutzengelfest" im Wildkirchli wallfahren Tausende von Aelplern, und wer sich gerade in Appenzell befindet, sollte nicht versäumen, dieses eigenartige Fest mit anzusehen und mitzupilgern den steilen Felsenpfad hinauf zur natürlichen Kapelle, welche aus einer vom Wasser ausgetieften Höhle entstanden ist. — Und nun noch ein Blick ins Appenzellerland, der unvergeßlich bleiben wird. Vor uns im kleinen Schwendithälchen liegt der stille Seealpsee, von dem manche Sage erklingt, höher auf üppiger Bergweide die Hütten von Megliasalp, rechts die hohen Alpen der Roßmaad mit dem grausigen Einschnitt der Wagenluke. Abgeschlossen wird dieses unvergleichliche Panorama im Hintergrund durch die schroffen Felswände des Rothstein, des Altmann und zuletzt des gewaltigen Sentis, zwischen hoch und übereinander gethürmten Felsenmassen.

Fern tönt der Kuhreigen, dieAbendglocken läuten und ein übermüthiger Senne beschließt noch sein Tagewerk durch einen lauten Jauchzer, welcher im Echo leise nachklingt.

Devote Begrüßung.



(In der Wirthschaft) „Herrgott, unser Büreauchef!



... Gehorsamster Diener, Herr Director!"

Liebe Kinder.



Mutter: „Schauderhaft, welche Anstrengung Ihr heut zu Tage machen müßt, um einen Mann zu bekommen: Zuerst werdet Ihr halbe Gelehrte, dann müßt Ihr radeln, schwimmen, turnen und was weiß ich noch! Da hatte es Unsereins schon leichter!"

Tochter: „Hör' doch auf Mama mit Deinen Klagen; wenn wir so Einen wie Papa wollten, brauchten wir uns auch nicht anzustrengen!"

— Es giebt nur eines, von dem allzuviel nicht ungesund ist: die Gesundheit.

Emden.

Die Vollendung des Dortmund-Ems-Canals, dessen Eröffnung dieser Tage im Beisein des deutschen Kaisers stattfand, bedeutet für die Stadt Emden den Beginn einer neuen Blüthezeit. Die Geschichte Emdens thut auf jedem Blatte dar, wie eng die Stadt durch die Jahrhunderte mit der Entwicklung der deutschen Seeinteressen, der deutschen Seeschifffahrt und des deutschen Seehandels verknüpft gewesen ist. In den Bund der Hansa ist Emden nicht aufgenommen worden, weil es im 16. Jahrhundert Jahrzehnte lang mit Hamburg in Wettbewerb um den englischen Tuchhandel stand. Zeitgenössische Schriftsteller wissen aber nicht genug von der Vorzüglichkeit des Hafens, dem regen Handelsgeist der Bürger, der Blüthe der Stadt zu sprechen. Wer ihre Straßen durchwandert, sieht noch heute in manchen Gebäuden, vor Allem dem herrlichen Rathhaus, stattliche Zeugen einer großen Vergangenheit. Und wer in die reiche



Rathhaus.

Rüstkammer und Waffensammlung der Stadt schaut, dem wird vor dem geistigen Auge die Zeit lebendig, wo Emdens Bürger, stolz auf die kaiserlichen Privilegien, ihre Unabhängigkeit 1568 gegen den Herzog von Alba, wie 1623 gegen den Grafen Mansfeld wehrhaft vertheidigten. In Emden liegen die Anfänge der brandenburg-preußischen Marine und Colonialpolitik, hier war der Sitz der asiatischen Compagnie Friedrich's des Großen. Erst die Continentalsperre zu Anfang dieses Jahrhunderts brach die Kraft der Seeunternehmungen Emden's, wiewohl widrige Naturereignisse, namentlich der Durchbruch der Ems nach Süden, sie schon früher beeinträchtigt hatten. Unter hannoverscher Herrschaft sank Emden zu einer stillen Landstadt herab.

Aber wie früher so erwies auch in unsern Tagen sich die Gemeinschaft mit Preußen als fruchtbringend für die Stadt. Seitdem Emden wieder preußisch geworden, ist es im Aufsteigen. Verschiedene Eisenbahnlinien fügen diesen Vorposten des Reichs im Westen in das große Verkehrsnetz zu Lande ein. Ein Canal verbindet es mit dem Jadebusen und Wilhelmshaven, der Marinestation der Nordsee. Der Emsstrom gewährt in seinen Mündun-



Rathhaus - Delfft.

gen bis zu dem großartigen Wasserbassin des Dollart unterhalb und oberhalb Emdens jetzt schon Seeschiffen von 7,5 Meter Tiefgang ungehinderte Fahrt bis zu dem Außenhafen von Emden. Ein gleiches Spülbassin zur Offenhaltung des Fahrwassers steht bei keinem andern deutschen Strom zur Verfügung. Mit verhältnißmäßig geringen Unkosten läßt sich durch Baggerungen bis Emden eine Tiefe von 9 Meter unter Niedrigwasser herstellen und durch die eigene Spülkraft des Stromes offen halten, noch eine gute Strecke aufwärts von Emden ist die Ems für Seeschiffe zugänglich und manche Verbesserungen des Stromlaufes erleichtern die Schifffahrt. In Emden ist der Ausgangspunkt für die überseeischen Kabel; alle Telegramme, die von Deutschland nach England, nach Amerika, Asien, Afrika, Australien gehen, laufen über Emden, das also für Deutschland den Schlüssel zum telegraphischen Weltverkehr in Händen hat. Nun kommt der Dortmund-Ems-Canal und schafft der Stadt, was sie bisher entbehren mußte: ein großes Hinterland von gewaltiger Leistungsfähigkeit und Verbrauchskraft, eine bequeme und billige Fahrstraße nach dem

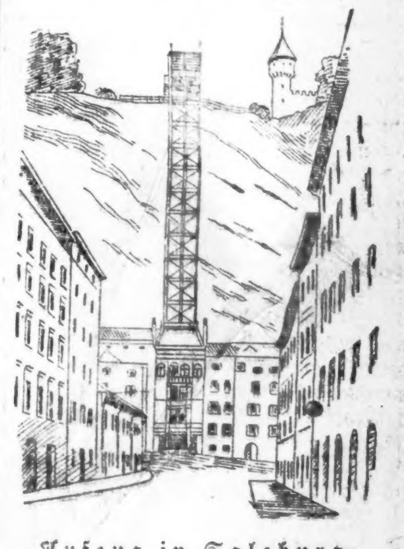


Falbern - Delfft.

Herzen Westfalens und einen geräumigen, sicheren Hafen. Umfangreiche Wasserbecken, langgestreckte Quais, elektrisch oder durch Dampf bewegte Krahne, große Schuppen, die durch direkte Geleise mit der Eisenbahn verbunden sind, ermöglichen jetzt den Seeschiffen sowohl im Außenhafen am tiefen Strom, als auch dicht an derStadt und unmittelbar bei der Canalmündung anzulegen, zu löschen und zu laden. Das Fahrwasser in der unteren Ems, Delfzyl gegenüber, wird durch eine Correction der deutschen Uferseite näher gebracht, sowie zugleich verkürzt und vertieft, so daß künftig die größten Dampfer unbehindert in den Hafen von Emden einlaufen können. Ausgedehnte Gelände zu beiden Seiten des Hafens, die im Besitz der Stadt sind und durch Eindeichung unausgesetzt vermehrt werden, bieten Raum für industrielle Anlagen. So liegen hier schon die Gebäude der beiden großen Heringsfischerei-Gesellschaften. Hier wäre für Werften, Eisenwerke, Zimmerplätze, Hüttenanlagen der gegebene Platz: auf der einenSeite das tiefe Hafenbecken mit den Seeschiffen, die Eisenerze bringen, und den Kanalkähnen, die Kohlen heranführen, auf der andern die Eisenbahngeleise, die den Landverkehr vermitteln, nur wenig entfernt der sich zum Meerbusen erweiternde mächtige Emsstrom und das Weltmeer.

Electrische Aufzüge.

Kein Fremder, den die Sommerreise nach Salzburg führt, versäumt es, den Mönchsberg zu besuchen, um von hier aus den Tiefblick in das malerische Thal an beiden Ufern der reißenden Salzach zu genießen. Zu Füßen die Stadt selbst mit ihren Häusern, Brunnen und Denkmälern, die ein wenig an die Städte Italiens mahnt. Aber den größten Reiz bildet hier die Natur. Die prächtige Ebene mit ihrem schwellenden Grün ist von den Riesen der Salzburger Alpen, dem Untersberg, Stauffen und anderen Felsgewaltigen, mit einem großartigen Hintergrund umsäumt. Früher war die Ersteigung des Mönchsbergs für bequeme Leute etwas mühsam; heute führt ein elektrisch betriebener Aufzug den Fremden empor. Der Aufzug ist interessant durch die Anwendung des elektrischen Betriebs, da dieser sich für einen so unregelmäßigen Verkehr, wie es der Fremdenverkehr ist, besonders eignet. Die Elektromotoren sind zu jeder Zeit durch eine einfache Handbewegung in Thätigkeit gesetzt. Der Aufzugsthurm

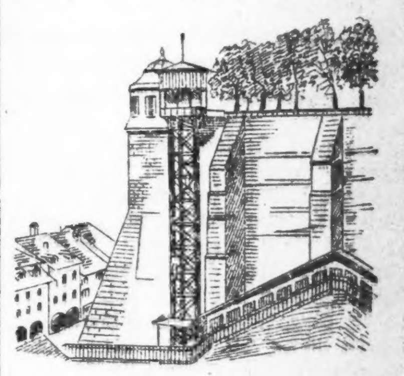


Aufzug in Salzburg.

erreicht die Höhe von 60 Meter, das würde ungefähr 15 Stockwerken entsprechen. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt einen halben Meter in der Secunde. Die beiden Coupees, von denen das eine aufwärts gleitet, während das andere abwärts geht, fassen je zwölf Personen. Da das niedergehende Coupee durch sein Gewicht das aufwärts fahrende in die Höhe ziehen helfen soll, so sind beide durch sechs Seile aus Stahldraht mit einander verbunden. Die Seile sind über Seilscheiben geführt. Der Antrieb der Seilscheiben geschieht durch einen Gleichstrommotor von 15 Pferdestärken.

In ähnlicher Weise sind in zahlreichen anderen Städten, in Stockholm, Nishnij Nowgorod, Zürich u. s. w. elektrische Aufzüge zur Verkehrserleichterung in jüngster Zeit gebaut worden.

Sehr interessant ist auch der in Bern errichtete Aufzug. Der ganze Aufzugsmechanismus ist oben im Thurm angebracht. Hier beträgt die Höhendifferenz, die er zu überwinden hat, nur die Hälfte des Aufzugs in Salzburg, also 30 Meter. Er ist ähnlich wie dieser Aufzug aus einem vertikalen Eisengerüst von Siemens & Halske erbaut worden. Der zum Betrieb dienende



Aufzug in Bern.

Gleichstrom wird den Elektricitätswerken der Stadt Bern entnommen. Diese Art, Kraft aus dem Stadtnetz zu schöpfen, ist sehr ökonomisch, da der Elektromotor in den Arbeitspausen stillsteht und während dieser Zeit keinen Stromverbrauch aufweist. Selbstverständlich müssen die elektrischen Aufzüge mit denselben Sicherheitsvorrichtungen versehen sein, die bei den anders betriebenen eine gewisse Gefahrlosigkeit gewährleisten. Es müssen also Fangvorrichtungen existiren, die sofort in Thätigkeit treten, wenn eines der Seile sich übermäßig dehnt oder zerreißt. Die Schweiz ist ebenso wie Tirol das Land, wo der Reichthum an Wasserkräften die Dienstbarmachung der Elektricität im weitesten Umfange erschließt. Geradezu Schätze von Energie stürzen von den Bergen. Sie bereichern nicht nur die Fabrikbetriebe, sie können auch für die Fremdenindustrie fruchtbar gemacht werden, indem sie all die kleinen Verkehrserleichterungen ermöglichen, die dem Reisenden den Aufenthalt angenehm und den Naturgenuß leicht machen.

— Verknalltes Compliment. Aelteres Fräulein: „Wie ist mir meine Badekur bekommen? Nicht wahr, ich sehe sehr frisch und jugendlich aus?" Herr: „O ja, mein Fräulein, Sie sind wenigstens um zwanzig Jahre jünger geworden!"

Menschenfresserei in Südamerika.

Ueber die Menschenfresserei im heutigen Südamerika veröffentlicht Theodor Koch in dem soeben erschienenen Internationalen Archiv für Ethnographie einen eingehenden Bericht. Eine bei den Indianern Süd-Amerikas noch sehr verbreitete Sitte ist die Gewohnheit, Stammesmitglieder zu tödten, die durch Alter und Krankheit für den Stamm ein Hinderniß geworden sind. Die Mayorunas verzehren noch heute die Alten und Kranken des eigenen Stammes, ohne Vater oder Kind zu schonen. Das wird häufig bei schweren Krankheiten als Akt der Pietät aufgefaßt. Der Reisende Osculati erzählt von den Mayorunas, er habe einmal einen getauften kranken Indianer diesesStammes weinend getroffen und ihn um die Ursache seines Kummers gefragt. Da habe jener geantwortet, jetzt würde er bald von den Würmern gefressen werden; wäre er nicht getauft, so hätten dies seine nächsten Verwandten gethan. Das letztere wäre ihm also lieber gewesen. Die Yamuas am oberen Amazonenstrom verzehren das Mark aus den Knochen ihrer Todten, weil sie glauben, daß dadurch die Seele der Verstorbenen in ihren Körper übergehe. Die Kaschibos am Pachitea scheinen mit dem Verzehren der Greise ihres Stammes einen religiösen Akt zu verbinden. Sobald dem Greis angezeigt wird, daß sein letzter Tag gekommen ist, gibt er Zeichen der Freude und sagt, er werde nun bald seine alten Freunde wiedersehen. Ein großes Fest wird vorbereitet und das Opfer mit der Keule erschlagen. Von dem Fleisch darf nicht das geringste verloren gehen. selbst die Knochen werden zerstampft, in den Machato gethan und getrunken. Niemals aber verzehren sie das Fleisch der Weiber, weil sie es für giftig halten und fürchten, durch seinen Genuß feige und weibische Eigenschaften auf sich zu übertragen. Bei den Botokuden verzehren die Mütter öfters ihre verstorbenen Kinder aus Zärtlichkeit. Wenn der Vater alt und unfähig ist, auf den Wanderungen mitzukommen, so bittet er selbst seinen Sohn, ihn zu tödten. Der Körper wird gebraten und von der ganzen Familie unter Heulen und Schreien verzehrt. Herbera berichtet über den Kanibalismus der Eingeborenen von Cauca im heutigen Columbia, daß der Mann sein Weib ißt, der Bruder den Bruder oder die Schwester, der Sohn den Vater. Man ist von der Annahme abgekommen, daß die menschenfresserischen Stämme aus Wohlgeschmack am Menschenfleisch diesem Gebrauche huldigen. Gerade in den heißen, tropischen, von jagdbaren Thierarten belebten Gegenden ist die Menschenfresserei am verbreitetsten. Rachsucht, religiöse und andere psychologische Motive spielen bei den Indianern Südamerikas eine große Rolle. Der furchtbare Haß, der unter den verschiedenen amerikanischen Völkerschaften herrscht, führt sie oft dazu, ihre Gefangenen aus Rachsucht zu verspeisen. Diese Sitte soll zum Beispiel bei den Tupi, die früher keine Menschenfresser waren, durch das Beispiel einer Frau sich eingebürgert haben, die sich auf den Mörder ihres Sohnes warf und ihm die Schulter zum Theil abfraß. So zerreißen auch die Parentintins die, die lebend in ihre Hände fallen, mit ihren Zähnen. Aehnliche Fälle von Rachsucht finden sich bei den meisten südamerikanischen Stämmen. Als der grausamste Stamm am oberen Amazonenstrom gelten die Kaschibos. Sie verzehren stets ihre Gefangenen und sind daher bei den benachbarten Stämmen sehr verhaßt.

— Protzige Heuchelei. — „Was, Sie wollen noch keinen Pfennig zu Gesicht bekommen haben?" — Parvenü: „Wie sollt' ich? Sagen Sie, gibt's wirklich Pfenn'ge?"

Aus den Erinnerungen eines Sommerleutnants.

(Von Hans von Buckow.)

Vor drei Jahren hatte ich meine letzte Uebung gemacht, und ich wunderte mich schon, daß so lange Zeit verflossen war, ohne daß ich eine Einberufung zu einer neuen Uebung erhielt, als eines schönen Frühjahrsmorgens mir meine junge Gattin beim Frühstückstisch einen Brief überreichte mit den Worten: „Etwas Militärisches, lieber Mann; hoffentlich nichts Schlimmes."

Instinktiv haßte sie sämmtliche Briefe, die ein dienstliches Aussehen hatten: das Wort „Militaria" hatte sie auch diesmal stutzig gemacht. Wie vollkommen Recht sie hatte mit ihrem Glauben, daß Dienstbriefe meistens nichts Angenehmes enthalten, zeigte der Inhalt des Schreibens. Der Brief enthielt die Einbrufung zu einer achtwöchigen Uebung zu meinem Truppentheil, dem ich als Reserveoffizier angehörte.

In Eile ergänzte ich meine Equipirung, schaffte mir die vorschriftsmäßigen hohen Stiefel an und kaufte mir ein Pferd, welches mir bei den langen Märschen im Manöver, da ich durch die Bureauarbeiten vom Laufen fast entwöhnt war, gute Dienste leisten sollte. Dann packte ich meinen Koffer und nahm Abschied von Weib und Kind, den mir meine Frau durch unnöthige Thränen nicht schwer zu machen suchte. Es war aber gut, daß die Zeit auf dem Bahnhof nur kurz bemessen war; denn lange hätte sie ihre Fassung nicht mehr bewahrt. Das Dampfroß pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung, noch ein letztes Nicken und fort ging es, dem Ziel meiner Reise zu. Als ich nach langer Fahrt in den kleinen Bahnhof von O. einfuhr, war mir seltsam zu Muthe; die Verhältnisse schienen sich hier garnicht verändert zu haben.

Würdevoll watschelte der alte Gepäckträger, dessen sanft geröthete Nase einen hellen Schein auszustrahlen schien, auf mein Koupé zu, war mir beim Aussteigen behilflich und bemächtigte sich meiner Sachen: „Sie fahren doch nach dem Adler, Herr Leutnant?" sagte er vertraulich, indem er sich das Plaidbündel, aus dem der Degengriff heraus sah, unter den Arm schob: „Es sind dort noch Zimmer frei, obschon gestern Abend zwei andere Herren, die gleichfalls eingezogen, dort abgestiegen sind." Ich winkte ihm zu, gab ihm den Gepäckschein und kletterte in den klapperigen Hotelomnibus.

Der Wagen fuhr in schöner Kurve am schwarzen Adler, dem ersten Hotel des Städtchens, vor. Mir wurde mein Zimmer angewiesen, und ich entschloß mich, da man mir billige Preise machte, für die Dauer meines Aufenthaltes im Hotel wohnen zu bleiben. Ich brachte meine Sachen unter, besichtigte den Stall, den ich zur Unterkunft meines Pferdes, das noch nicht angekommen war, brauchte, und machte mich dann auf den Weg nach dem Kasino, wo ich einige der Kameraden zu finden hoffte. Inzwischen war der Abend herangekommen, und die Röthe des heruntersinkenden Sonnenballs vergoldete freundlich die Dächer der Stadt, so daß sie auf mich einen ganz anheimelnden Eindruck machte. Ich ging um den Ring herum, auf dem zu dieser Zeit die bessergestellten Einwohner der Stadt theils promenirten, theils auf den grüngestrichenen Bänken vor ihren Hausthüren saßen. Nichts hatte sich verändert, alles war beim Alten geblieben; hin und wieder wurde ich erkannt und freundlich begrüßt. So kam ich denn nach dem Kasino, welches außerhalb der Mauer in der Nähe der Kaserne lag.

Es war ein freundlicher Ziegelrohbau in gothischem Stil, umgeben von einem trotz der heißen Sommerszeit in frischem Grün prangenden Garten. Das Offizierkorps war sehr stolz auf dieses sein Eigenthum, das es sich mit vielen Opfern und großer Mühe erworben. Ich ging durch das eiserne Thor die Stufen zum Portal hinauf, über dem ein mächtiges Hirschgeweih prangte; als Wahrzeichen, daß hier die Anhänger des heiligen Hubertus sich ihr Heim gegründet. In der Garderobe hing eine Menge Mützen und Säbel, die mir anzeigten, daß ich eine größere Gesellschaft vorfinden würde. Nachdem ich meinen Hut und Stock abgelegt, ging ich ungehindert durch das nächste Zimmer in den Speisesaal, in dessen Thür ich einen Augenblick stehen blieb. Die Meisten der an einer langen Tafel sitzenden Herren waren so mit der Vertilgung ihres Abendbrots beschäftigt, daß sie meinen Eintritt nicht bemerkt hatten. Da wurde ich von einem der älteren Kameraden entdeckt und mit lautem Hallo begrüßt. Bald darauf saß ich, sobald ich den jüngeren noch unbekannten Mitgliedern des Offizierskorps vorgestellt waren, mitten unter ihnen, und es begann ein allgemeines Ausfragen und Erzählen.

„Zu welcher Kompagnie komme ich denn?" fragte ich den langen Adjutanten, wegen seines gesetzten und würdevollen Benehmens „der alte Herr" genannt.

„Zur königlichen Ersten."

Nun war ich beruhigt; denn einen besseren Kompagniechef als Hauptmann von Lumm konnte ich mir nicht wünschen. Besonders rührte es mich noch, als mir der kleine Werben, „der Bataillons-Mucki" genannt, versicherte, daß es ihm eine besondere Freude sei, mit mir, wie bei der letzten Uebung bei derselben Kompagnie zu stehen. Er bestellte eine Flasche Sekt, und wir stießen auf gute Kameradschaft an.

Erst spät, wenigstens für die Verhältnisse des Städtchens, suchte ich mein Lager auf. Am andern Morgen meldete ich mich mit den gleich mir eingezogenen Herren in der Mittagsstunde beim Kommandeur, der uns liebenswürdig empfing und für jeden von uns ein freundliches Wort hatte.

Bald hatte ich mich in die so gänzlich veränderte Lebensweise hineingefunden, und die Tage gingen bei anstrengender Thätigkeit rasch vorüber. Ds Morgens wurde zeitig aufgebrochen und in den umliegenden Wäldern und Auen fleißig Felddienst geübt. Kam man dann gegen 11 Uhr bestaubt und müde zurück, wie schön schmeckte es da in der kleinen Ungarweinstube des braven Stadtraths Müller. Hier saßen wir in dem kleinen geräumigen Hinterzimmmer, das hinter dem Laden lag, am runden Tisch mit den Honorationen der Stadt friedlich zusammen und tranken ungezählte Schoppen.

Nach den Freuden des Bacchus und Gambrinus und der Langeweile des kleinen Nestes begrüßten wir es alle mit großer Freude, als der Kommandeur uns mittheilte, daß die große Schießübung, welche dem Manöver voran zu gehen pflegt, ziemlich weit von O. abgehalten werden sollte.

So brachten wir schleunigst unsere Sachen in Ordnung, packten mit Hilfe der Burschen die Bundeslade, wie der Manöverkasten genannt wurde, und marschirten dann an einem wundervollen Morgen unter demHörnerklang der Musik durch die noch schlafende Stadt zu den Thoren hinaus. Sobald wir die Vorstadt erreicht, kam das Kommando „ohne Tritt", worauf die Marschkolonne sich lockerte und die Offiziere ihre Zigarren, die Mannschaften ihre Pfeifen in Brand setzten. So marschirten wir auf der Chaussee, die sich zwischen abgemähten Feldern langweilig dahinzog, munter vorwärts, bis uns, als die Sonne ihre Strahlen heißer versandte, ein großer Wald in seinen kühlen Schatten aufnahm.

Nach einer Weile tauchte von Weitem der rothe Kirchthurm des Dorfes auf. Es sollte beim Durchmarschiren Wasser getrunken werden, und so schickte mich der Kommandeur vorauf, um dieses bereit stellen zu lassen. Freundlich willfahrten mir die Dörfler, und bald standen längs der Dorfstraße alle möglichen Wasserbehälter, aus denen die Truppen mittels kleiner Blechbecher, welche jeder Mann im Brotbeutel bei sich führt, ihren Durst löschten. Die Musik stimmte eine muntereWeise an ,und nach kurzem Aufenthalt marschirten wir weiter. Jetzt theilt sich derZug, und dieKompagnieen trennen sich, da sie in verschiedenen Ortschaften Quartiere beziehen sollten. In einer kleinen Stunde hatte meine Kompagnie ihr Ziel erreicht. Die Fouriere standen am Dorfeingang bereit und vertheilten die Quartierbillets. Ich kam mit dem Hauptmann und den andern Herren auf das Schloß, welches reizend inmitten eines alten Parkes gelegen war, und wo wir freundlich von dem Hausherrn am Fuße der großen Freitreppe in Empfang genommen wurden.

Nicht ungern folgten wir der Weisung unseres liebenswürdigen Wirths und begaben uns jeder in sein Kämmerlein, um dort von den Strapazen des Marsches auszuruhen.

Nur allzubald schlug uns die Scheidestunde, und nach herzlichem Abschiede von unseren Gastgebern zogen wir wieder der Garnison zu, die wir nach ein paar Tagen Aufenthalt verließen, um in das Manövergelände zu rücken. Es war uns bange gemacht worden, daß wir schlechteQuartiere finden würden, da die Uebung nahe der russischen Grenze in theilweise ganz polnischen Distrikten stattfinden sollte. Aber es wurde glücklicher Weise nicht so schlimm, wie wir befürchtet hatten, und etwas Humor hilft dem Soldaten oft über die schlimmsten Situationen hinweg. An die Veränderung mußte man sich aber gewöhnen. Heute im Schloß an silberbesetzter Tafel, morgen in der Hütte an nicht gedecktem Tisch bei selbstgekochter Erbswurstsuppe.

Die Brigade, der unser Bataillon für die Dauer des Brigadeexerzirens zugetheilt war, lag in einzelnen Dörfern zerstreut bei dem kleinen Landstädtchen Weilenburg, welches einem der größten schlesischen Magnaten gleichsam als Residenz diente. In dem alten schönen Schlosse desselben, das noch aus der alten Zeit stammte, war selbstverständlich der General mit seinem Stabe untergebracht. Meine Kompagnie lag auf einem Pachtgut des Fürsten, etwa eine Meile von der Stadt in der Nähe des Platzes, der für die nächste Zeit den Ort unserer Thätigkeit bilden sollte. Auch hier waren wir von demOberamtmann, so wurden die Pächter des Fürsten allgemein titulirt, freundlich willkommen geheißen worden.

Das Vertrauen meiner Kameraden hatte mir das wichtige Amt eines Manöverkoches übertragen, und so machte ich mich denn, unterstützt von einem flinken Jäger, der in seiner Zivilstellung als „Chef de Cuisine" den vornehmsten Restaurants vorgestanden hatte, daran, die leiblichen Bedürfnisse die nach dem langen Manövriren gebieterisch ihr Recht verlangten, zu befriedigen. Der von mir gewählte Küchenzettel war recht einfach; aber doch wollte alles gemacht sein. Es gab Rindfleisch mit Bouillonkartoffeln und hinterher Apfelschnitte. Gott sei Dank schmeckte es alles vorzüglich, und ich erntete für meine Kochkunst eitel Lob und Dank. Als dann die Champagnerflaschen, die wir im Zelte in der kühlen Muttererde eingegraben und deren silberglänzende Pfropfen wie Köpfe aus einem Spargelbeet neugierig hervorluckten, geöffnet hatten, da herrschte Lust und Freude in der kleinennen Gesellschaft, und wir waren in so vergnügter Stimmung, wie sie nur ein Mensch empfinden kann, dem nach langer Müh' und Anstrengung endlich ein paar Stunden der Ruhe und Behaglichkeit lachten.

Das Abbrechen des Lagers in der vierten Morgenstunde ist der unangenehmste Augenblick des Biwacks. Etwas steifgefroren erhebt man sich und reckt die ungelenk gewordenen Glieder, zupft sich die Strohhalme aus den Haaren und macht, so gut es geht, Toilette. Ein Becher heißen Kaffees oder Cacaos nebst ein paar Zwieback bildet das Frühstück, das schnell im Stehen an dem einzigenTisch, der noch vorhanden, eingenommen wird. Dann wirft man die wenigen Sachen, die man für die Nacht gebraucht, in dieManöverkiste und schließt eilig den Deckel; denn der Furier, welcher mit seinem Wagn, vor den ein Paar elende, requirirte Gäule gespannt sind, wartete schon auf das Aufladen. Nun gürtet man sich Säbel und Schärpe um, vertauscht die leichte Feldmütze mit den Käppi, und geht zu seinen Leuten, um zu sehen, ob auch diese ihr Frühstück bekommen, und das Lagerfeuer vorschriftsmäßig gelöscht haben. Der Ruf „an die Gewehre" unterbricht diese Beschäftigung und bald darauf steht das Bataillon, in Kompagnie-Kolonnen formirt,, zum Abmarsch bereit.

Der Platz, auf dem soeben noch alles Leben herrschte, und der mit seinen durcheinander kribbelnden Menschen einem aufgestörten Ameisenhaufen glich, liegt verödet da. Nur aus dem Dorfe kommen einzelne alte Weiber und Kinder, den Hyänen des Schlachtfeldes gleichend, scheu heran und suchen nach übriggebliebenen Brotstücken und weggeworfenen Konservenbüchsen, um mit diesen als gute Beute abzuziehen.

Die nächsten Tage verflossen uns in durchaus angenehmer Weise, und mit Bedauern rückten wir in das letzte Biwak, nach welchem der Heimmarsch nach unserem O. angetreten werden sollte. Gegen Mittag trafen wir in dem alten Städtchen ein, von der Bürgerschaft, die in dichten Schaaren die Straßen füllte, lebhaft bewillkommnet. Ich zog befriedigt meinen müdenFuchs in den Stall, nachdem ich vorher auf dem Kasernenhof mich beim Kommandeur und den anderen Vorgesetzten vorschriftsmäßig abgemeldet hatte. Dann rüstete ich mich zum letzten Gang nach demKasino, in welchem uns der zurückgebliebene Offizier vom Wachdienst besonders festlich empfing. Ueber der Eingangsthür prangte eine Guirlande, und die Tafel war mit frischen Blumen sinnig geschmückt. Auch die Kochfrau hatte zu unserem Empfange ihr Möglichstes gethan und einen besonderen Gang der Speisekarte beigefügt. Manch guter Tropfen wurde an diesem Tage getrunken; dann aber mußte es geschieden sein, und ich trat, beinahe wehmuthsvoll, den Weg nach meinem Hotel an, um die Uniform mit dem schlichten Gewand des Bürgers zu vertauschen. Dann noch ein Händedruck mit den Kameraden, ein „auf Wiedersehen" im nächsten Jahr, und der Eilzug führte mich von dannen, der Heimath, dem Weib und Kinde zu.

— Leerer Kopf nimmt gern den Mund voll.